

WISSENSCHAFTLICHE ARBEITEN AUS DEM BURGENLAND

HEFT 21

LEOPOLD SCHMIDT

DIE ENTDECKUNG DES BURGENLANDES IM BIEDERMEIER



HERAUSGEGEBEN VOM BURGENLÄNDISCHEN LANDESMUSEUM
IN EISENSTADT.

Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland

Band 24

© Landesmuseum für Burgenland, Austria. Download unter www.biologiezentrum.at

Die Entdeckung des Burgenlandes im Biedermeier

Studien zur Geistesgeschichte und Volkskunde Ostösterreichs
im 19. Jahrhundert

von

Leopold Schmidt

OÖLM LINZ



+XOM3719108

Eisenstadt 1959

Herausgeber und Eigentümer:

Burgenländisches Landesmuseum und das Institut für wissenschaftliche
und wirtschaftliche Erforschung des Neusiedler Sees

Burgenländisches Landesmuseum, Eisenstadt
Museumsgasse 157, Burgenland
Österreich

I 91690

Oberösterreichisches
Landesmuseum Linz/D.
Bibliothek

Inv. Nr. 199/1960

Für den Inhalt verantwortlich:

Universitätsprofessor Dr. Leopold Schmidt

Österreichisches Museum für Volkskunde, Wien VIII, Laudongasse 19

Druck: Holzwarth & Berger, Wien I, Börseplatz 6

EDUARD CASTLE

in dankbarer Erinnerung gewidmet

| | |
|---|------------|
| Vorwort | 1 |
| Vorspiel | 5 |
| I. Empire und Zentralismus | 10 |
| 1. Franz Sartori | 14 |
| 2. Ein „reisender Nordländer“ in Eisenstadt, 1809 | 22 |
| 3. Johann Adam Klein | 26 |
| 4. Alexander Marquis de Laborde | 28 |
| 5. Karoline Pichler und Theresia von Artner | 30 |
| II. Biedermeier und Romantik | 33 |
| 6. Der „Pilgrim von der Ostsee“ in Pinkafeld | 37 |
| 7. Nikolaus Lenau | 43 |
| 8. Joseph E. Scheiger | 46 |
| 9. Adalbert Krickel | 49 |
| 10. Ein Biedermeier-Engländer im Burgenland, 1836 | 53 |
| 11. Joseph V. Häußler | 61 |
| 12. Johann Nepomuk Vogl | 64 |
| 13. Franz Carl Weidmann | 69 |
| III. Nachmärz und Historismus | 75 |
| 14. Der Sturmwind des Jahres 1848 in Lockenhaus | 78 |
| 15. Grillparzer in Tatzmannsdorf | 80 |
| 16. Franz Kolbenheyer in Oberschützen | 85 |
| 17. Johann Vinzenz Reim | 88 |
| 18. Karl Freiherr von Czoernig | 90 |
| 19. Karl Julius Schröer | 95 |
| 20. P. Remigius Sztachovics O. S. B. | 103 |
| 21. Johannes Nordmann | 106 |
| 22. Moritz A. Ritter von Becker | 109 |
| IV. Liberalismus und Volkskunde | 115 |
| 23. Wilhelm Heinrich Riehl | 118 |
| 24. Gottlieb Haberlandt | 129 |
| 25. Eduard Sueß | 132 |
| 26. Johann Reinhold Bünker | 135 |
| 27. Anton Dachler | 138 |
| Anmerkungen | 149 |
| Verzeichnis der Abbildungen | 163 |
| Register | |
| A. Personen | 165 |
| B. Orte | 168 |

Das Burgenland bedeutet heute im Verband der österreichischen Bundesländer eine Selbstverständlichkeit. Sein Land, sein Volk scheinen uns die geradezu organische Grenzzone im Osten zu bilden. Das ist aber eine geschichtlich gewordene Erscheinung, deren politische Entwicklung viele von uns noch bewußt erlebt haben. Sie hat, wie alle verwandten Phänomene, auch eine innere, eine mehr oder minder geistige Vorgeschichte gehabt. Aber während das geschichtliche Werden des Burgenlandes als Glied Österreichs im klaren Licht des Wissens und Erkennens vor sich gegangen ist, scheint diese Vorgeschichte kaum greifbar, nur in wenigen Spuren bewußt. Deshalb haben sich Sammler und Forscher auf dem Gebiete der Heimatkunde des Burgenlandes seit Beginn der politischen Zugehörigkeit des Landes zur Republik Österreich bemüht, diese Vorgeschichte allmählich zu erfassen. Sie waren sich bewußt, daß hier geistige Werte verborgen lagen, die den künftigen Generationen in und außerhalb des Landes zugänglich gemacht werden sollten.

Nach dem zweiten Weltkrieg hat sich diese Tendenz womöglich noch verstärkt. Die wiedererstandenen wie die neugegründeten Zeitschriften des Burgenlandes haben daran redlichen Anteil. Fast so lang wie die Zeitschrift des Volksbildungswerkes „Volk und Heimat“ besteht, bringt sie auch die ständige Spalte „Sie waren bei uns“, und in den Artikeln dieser Spalten haben wir uns seit damals bemüht, Material zur geistigen Entdeckungsgeschichte des Burgenlandes zu sammeln. Schon die Vorgänger unserer heutigen burgenländischen Volksbildungszeitschriften in der Zeit von 1924 bis 1938 brachten ab und zu wertvolle Hinweise auf Reisenotizen oder Tagebuchaufzeichnungen aus alter Zeit, die von den Eindrücken früher Reisender in das österreichisch-ungarische Grenzgebiet Zeugnis gaben. Ich selbst habe in vielen Jahren zunächst mehr oder minder absichtslos Stoff zu dem Thema gesammelt, wie er mir bei meinen volkskundlichen Exzerpten aus Reisebeschreibungen, alten Landeskunden und verwandten Quellen in die Hand kam. Ich brauche nicht zu erwähnen, wie sehr mich dabei jederzeit Anregungen in den Arbeiten unserer großen Literar- und Kulturhistoriker gefördert haben. Zwei Namen wenigstens seien mit tiefer Dankbarkeit genannt: Eduard Castle für die Literatur-, und Gustav Gugitz für die Kulturgeschichte. Beide haben sich kaum jemals direkt mit dem Burgenland beschäftigt; aber ohne ihre Werke wäre jede derartige Beschäftigung unmöglich, soviel an Quellen und Anregungen ergeben selbst ihre nur nebenbei angebrachten Bemerkungen.

Ab und zu vermerkte ich auch bildkünstlerische Darstellungen, Panoramen, Veduten usw., an die man ja bei der rein literarischen Auswertung der Quellen sonst kaum denkt. Die intensive Auswertung der älteren Reisendenliteratur für die österreichische Landeskunde, für die Geschichte der Donauschiffahrt und besonders für die Wiener Kulturgeschichte, wie sie Gustav Gugitz betrieb und segensreich noch betreibt, vermittelte immer

wieder Hinweise auf diese ganz versteckte Literatur, auf die Memoiren der biedermeierlichen Fußwanderer ebenso wie auf die Reiseglossen der Postkutschenfahrer der Empirezeit. Die Wissenschaftsgeschichte der Volkskunde erbrachte dazu die Einsicht in die fruchtbare Frühzeit einer Forschung, die für das Burgenland stets von besonderer Bedeutung war und geblieben ist. Ein Land ohne klingende Namen der großen Literatur, der hohen bildenden Kunst, hat in besonderem Ausmaß Möglichkeit und Verpflichtung, sein Landvolk, seine „kleinen Leute“ erforschen zu lassen. Die freiwilligen Ansätze gerade zu dieser Art von Kenntnisaufnahme gehen weit zurück und ihre Fortführungen verschlingen sich dauernd mit den übrigen Forschungsdisziplinen zur Erkenntnis des eigenen Landes, zweifellos zu deren Vorteil.

So konnte ich denn, wenn man der zeitlichen Reihenfolge nach vorgehen will, nach barocken Vorläufern wie Edward Brown insbesondere Gäste der Franzosenzeit wie Ernst Moritz Arndt, wie den unbekanntem Musiker aus dem Norden oder die Dichterin Karoline Pichler als Besucher des Burgenlandes namhaft machen. Es stellte sich heraus, wieviele Geistesgrößen allein um Haydn einmal nach Eisenstadt fuhren, Beethoven sogar, und Schubert noch als Besucher des Haydn-Grabes. Aber auch Schuberts Freund, der Maler Moritz von Schwind, ist damals im nördlichen Burgenland gewesen. Und der große Dichterefreund dieses Kreises, Franz Grillparzer, besuchte, wie bekannt, das Bad Tatzmannsdorf, wo vorher schon, was man weniger weiß, Adalbert Stifter zu Gast gewesen war. Dies alles in den gleichen Jahren, die den Exilfranzosen Alexander de Laborde nach Eisenstadt führten, den gleichen, in denen Nikolaus Lenau von Ungarisch-Altenburg her den Heideboden kennenlernte. Die Richtungen blieben jahrzehntelang die gleichen, sie ließen sich für spätere Besucher immer wieder nachweisen.

In den Zwanziger- und Dreißigerjahren des 19. Jahrhunderts waren es vor allem die Biedermeier-Wiener, welche die Lust am Fußwandern, am Erschauen von Landschaft und Volkstum gepackt hatte. Schon in der Empirezeit waren künftige Landesbeschreiber wie Franz Sartori und Franz Carl Weidmann im Lande gewesen. Nun stieg Joseph E. Scheiger auf das Rosaliengebirge, und etwa zwanzig Jahre später hat Joseph V. Häußler den von Scheiger vielleicht erstmalig geschilderten Rundblick in seinem Panorama festgehalten. Maler der Franzosenzeit wie Johann Adam Klein waren vorher schon ins Land gegangen. Der Fußwanderer Adalbert Krickel bemühte sich die Eindrücke von seinen „Wanderungen zu den Umgebungen des Neusiedlersees“ festzuhalten, ihnen eine eigene literarische Form zu geben. Das sind Bestrebungen, die dann in besonderem Ausmaß bei den Verfassern der vormärzlichen Reisehandbücher Adolf Schmidl und Franz C. Weidmann fruchtbar wurden. Auch damals traten wieder Beziehungen zur bildenden Kunst zutage, von der sonst leider etwas zu wenig die Rede ist. Erst allmählich beginnt man ja in den Galerien und Graphiksammlungen auch burgenländische Motive auf Werken der alten Kunst festzustellen. Die Trachtenbildforschung kann da noch manchen Anstoß geben. Und man muß diese Zeugnisse mit einbeziehen, sie werden unsere Vorstellung von dieser ganzen Geisteswelt der Landschaftsentdecker in Romantik und Biedermeier noch bedeutend vertiefen. So ist es doch auffällig, daß ein großer Wiener Romantiker wie Ludwig Ferdinand Schnorr von Carolsfeld offenbar am Neusiedlersee gemalt hat, ein Bild von 1837 hängt heute im Oberen Belvedere. Schnorr hat den Osten Österreichs anscheinend betont in seine Landschafts- und Volks-

tumsschau einbezogen, wie sein großartiges Bild der „Breiten Föhre“, ebenfalls in der Belvedere-Galerie, bezeugt. Darüber wäre noch manches zu sagen; hier nur der Hinweis darauf, daß Schnorr dieses Bild für den Umschlag des Buches von Franz Carl Weidmann, „Die Umgebungen Wiens“ 1839 lithographiert hat. Da werden die engen Beziehungen zwischen den verschiedenen Personen und Gruppen dieser altösterreichischen Landschafts-Entdecker also auch auftragsmäßig greifbar.

Diese Literaten und Maler des Vormärz sind selbstverständlich wichtiger als die französischen und englischen Zugvögel, die mitunter das Burgenland berührten. Aber manchmal sind auch diese ganz amüsant, wie etwa John Paget, der 1836 hier war, und dessen Ungarnwerk auch eine hübsch gezeichnete Bauernhausvignette aus Forchtenau enthält, eine Seltenheit in dieser Zeit. Die ethnographische Karte in Pagets Werk weist schon auf die nähere Zukunft, auf Häufner und auf Czoernig hin.

Von den Vielgewanderten nach 1848 ist besonders Wilhelm Heinrich Riehl zu erwähnen, der mitunter etwas überschätzte süddeutsche Journalist und Haydn-Verehrer: Ohne österreichisches Biedermeier wäre sein Reisejournalstil nicht zu verstehen. Die Wiener der Zeit, die Spätromantiker, gingen ja schon andere Wege. Johann Nepomuk Vogl etwa, der Balladendichter, stellt eine Frühform der Volkskunde dar, wie sie in seinem „Volkskalender“ zur Geltung kommt. Andere Männer, die der Fünfzigerjahre, reichen schon direkt in die neue Art der Wissenschaft hinein, so der große Statistiker Karl Freiherr von Czoernig, so der Preßburger Germanist Karl Julius Schröer. Von diesem geht der Weg ebenso zu dem Benediktiner-Forscher Remigius Sztachovics, der die alten Volkslieder und Volksschauspiele des Heidebodens gesammelt hat, wie zu dem bedeutenden Topographen Niederösterreichs, Moritz A. Becker. In den Sechzigerjahren, knapp um die Jahre des „Ausgleichs“ haben diese Männer ein neues, liberales Bild des burgenländischen Volkes geschaffen. Von der Topographie zur Ethnographie, von der Landeskunde zur Volkskunde, das war allenthalben der Weg in jenen Jahrzehnten, und er wurde für das Burgenland schon weitgehend mitgegangen.

Begnügt man sich mit dem knappen Jahrhundert vom Rokoko bis zum Liberalismus, so findet man schon eine Fülle von „Entdeckern“, die zumeist unabhängig voneinander, aber stets im Banne der Anschauungen gerade ihres Jahrzehnts, dieses Land und seine Leute neu zu schauen versucht haben. Sie waren meist nur kurzfristige Gäste, aber sie haben je nach Talent und Eigenart doch genug gesehen und festgehalten, Zeitdokumente zuerst der Landeskunde, später dann besonders der Volkskunde des Burgenlandes geschaffen. Zeugnisse, für die wir sehr dankbar sind, nicht zuletzt deshalb, weil wir ja fast keine anderen geistesgeschichtlichen Quellen im Lande selbst für diese wesentliche Epoche haben. Da konnte also zunächst nur ein Steinchen an das andere gefügt werden, es mußte ein Mosaik entstehen, das zudem noch lange nicht fertig sein dürfte. Es werden sich wohl immer noch Steinchen finden, die hier hineingehören. Ja selbst von bereits bekannten, bereits einmal dargebotenen Mosaiksteinchen ist hier vielleicht noch zu wenig Gebrauch gemacht worden. Es sollte nun aber doch einmal gezeigt werden, wie ein solches Mosaik überhaupt ausschauen könnte.

Wie schon eingangs betont, hat eine ganz kleine Schar von Menschen dieses Landes wie von seinen Freunden diese Einzelzeugnisse gefunden. Hat

unbeachtete Bücher aufgeschlagen, vergessene Reisebeschreibungen übersetzt, in den Galerien und Graphiksammlungen wenig bekannte Darstellungen zu identifizieren versucht. Nun liegt immerhin ein guter Teil dieses Materials schon bereit, so daß hier eine erste Zusammenordnung versucht werden konnte. Man wird dieses Material sicherlich aus vielen Quellen ergänzen können, und alle neuen Funde werden das hier einmal gezeichnete Bild bereichern. Ich fühle mich allen bisherigen Beiträgern zu diesem Thema zu Dank verpflichtet, ohne daß ich sie alle hier nennen könnte. Die Anmerkungen zu den einzelnen Kapiteln weisen genau aus, von wem ich gelernt habe. Dieser dankbare Hinweis möge künftigen Beiträgern zu diesem Gebiet eine Anregung sein. Besonders bisher weniger gepflegte Gebiete wie das der Kunstgeschichte, der Sammlung und Erforschung von Bildzeugnissen zu unserer Entdeckungsgeschichte, werden hoffentlich durch künftige Beiträge mehr als bisher bereichert werden. Dabei möge das meist weniger berücksichtigte südliche Burgenland stärker ins Auge gefaßt werden. So sehr die Anteilnahme Wiens an der Entdeckung des Burgenlandes betont werden mußte, es ist doch selbstverständlich, daß so manche künstlerische Pilgerfahrt auch von anderen Zentren her unternommen worden sein muß, nur daß wir eben davon noch recht wenig wissen.

Möge also dieser Versuch, die „geistige Entdeckungsgeschichte“ des Burgenlandes darzustellen, nach den verschiedensten Richtungen anregend wirken. Auch in der Geistesgeschichte bereichert die landschaftliche Besonderung, wogegen die platte Verallgemeinerung verarmt. Es geht da um das Selbstbewußtsein von Land und Volk, um die Freude an der eigenen Daseinsform. Dafür aber läßt sich aus der Erinnerung an die Persönlichkeiten, die unser Land zuerst für sich, dann für ihre Zeit, und dann für uns alle entdeckt haben, viel gewinnen.

Leopold Schmidt

Land und Leute als geistige Erscheinung, die Kulturlandschaft als bestimmender Lebensfaktor, das waren für die Barockzeit noch keine Begriffe. Erst das allmähliche Durchwachsen philosophischer und religiöser Wurzeln eines neuen Denkens durch den dichten Boden des unter gottgewollter Obrigkeit dahinlebenden absoluten Staates brachte Ansätze neuer Erkenntnis. Nach Dreißigjährigem Krieg und überhundertjährigen Türkenkämpfen begann sich das intelligente Europa wieder selbst zu entdecken. Die Reisen der Gebildeten setzten ein, die großen Touren der Kavaliere, die Tourneen der Künstler, und durch sie, durch ihre Weitererzählung, durch ihre Briefe, Tagebücher und Reisebeschreibungen griff das Wesen dieser Selbstentdeckung allmählich um sich. Unter den letzten Kaisern aus dem Hause Habsburg war dafür schon viel getan.

Die Erblände waren daher in diesen Jahrzehnten weithin nicht mehr unbekannt. Ungarn, das eben erst von den Türken befreit wurde, das aber zeitweilig in wilden Befreiungskämpfen gegen Österreich, gegen Habsburg aufstand, dieses so lang abgeriegelte Ungarn kannte man fast noch gar nicht. Nur ab und zu durchreiste es ein Westeuropäer und schrieb seine Eindrücke nieder, und gelegentlich brachte ein ausgedienter Offizier seine Memoiren zu Papier. Das sind denn auch die ersten Denkmäler einer Begegnung mit jenem Westungarn, das später unser Burgenland werden sollte. Ein gutes Beispiel dieser Art liefert der englische Arzt Dr. Edward Brown, der 1670 von Wien aus das Land bereiste ¹⁾. Er besuchte vor allem die Bäder, daher auch Mannersdorf, ging aber von dort auch an den Neusiedler See, den er sehr pries: „Der schönste See, den man in diesen Gegenden findet.“ Andere, verwandte Gäste sahen wieder andere Teile des Landes ²⁾.

Sie haben dabei das Land als solches nicht etwa entdeckt. Das war nicht möglich, denn sie konnten meist seine Eigenart noch nicht feststellen. Das Land gehörte wohl nominell zu Ungarn, doch rechnete man es eher zu Niederösterreich. Seit 1544 wurden die kaiserlichen Herrschaften, die einen sehr beträchtlichen Teil des Landes ausmachten und die jeweils an verschiedene Adelige verpachtet waren, in den Steuerfassionen der niederösterreichischen Stände geführt ³⁾. Die ungarischen Pfandinhaber, die Esterhazy und Batthyany, hatten nichts dagegen, sie standen fast immer auf seiten des Kaisers und schätzten die Nähe Wiens, wo sie sich in der spätbarocken Blütezeit auch ihre Paläste erbauten. Die ungarischen Stände freilich mahnten immer wieder zur Rückgabe, und erzwangen sie allmählich auch. Aber die niederösterreichischen Stände haben ihrerseits bis 1835 diese Lage nicht anerkannt und immer wieder gegen die Auslieferung dieser alten deutschbesiedelten Gebiete an Ungarn protestiert. Die Gegenreformation war in diesen Gegenden von Wien aus durchgeführt worden, die Klosterratsakten darüber liegen bis heute im Archiv der niederösterreichischen Landesregierung ⁴⁾. Was Wunder, daß Gäste, Reisende, sich hier in Österreich fühlten, und die Landesverhältnisse geschichtlich-volkskundlicher Art nicht als problematisch empfanden.

In dem Jahrhundert der Erbfolgekriege, der Schlesischen und Siebenjährigen Kriege, in der Periode der ersten Habsburg-Lothringer erstarkte Ungarn. Aber unsere Gegend liegt in einem leisen Schlummer, keine geistige Erweckung berührt es noch. Erst gegen Ende der Maria-Theresianischen Epoche ergibt sich eine völlig neue Angeregtheit, und zwar durch die Kunst. Die Fürsten Esterhazy hatten musikalische Interessen, sie begannen bedeutende Musiker als Leiter ihrer Hofkapelle heranzuziehen. Zunächst Gregor Josef Werner, dann Josef Haydn. Und zur Zeit Haydns, mitten im blühenden Rokoko, wird Eisenstadt durch und mit ihm zum „Weimar des alten Ungarn“.

In dieser Zeit, einer der besten, die Österreich je erlebt hat, setzt auch wieder ein dünner Strom von Reisenden ein. Es sind Herren von Stand, Adelige, die zu den Festen des ungarischen Adels Zutritt haben, oder Geistesadelige, vor allem Musiker, die zu Haydns Studierzimmer sich Zutritt erbitten. Die Männer des letzten Drittels des 18. Jahrhunderts, die da ins Land kommen, ihre Besuche abstaten und dann in Briefen oder Reiseerinnerungen darüber berichten, haben das Land auch nicht entdeckt. Aber sie haben immerhin gewisse feste Begriffe geschaffen, sie haben den von ihnen besuchten Orten einen Klang in einem weiteren Publikum geschaffen.

Einer der frühesten dieser Besucher ist ein anonymes G. E. v. R., der 1770 ein großes Fest beim Fürsten Esterhazy in Kittsee mitgemacht hat⁵⁾. Es fand damals eine Besichtigung der bei Preßburg zusammengezogenen fünf Kürassierregimenter durch die kaiserlichen Majestäten statt, und Fürst Esterhazy ließ es sich nicht entgehen, das Ereignis in Schloß und Park von Kittsee zu feiern. Der Reisende beschreibt das Schloß, den Garten mit seinen Dekorationen, die abendliche Beleuchtung und den anschließenden Ball, wir erleben das für die Zeit so typische Fest geradezu mit.

Ähnliche Beschreibungen mag es im Umkreis Maria Theresias mehr geben, da die Kaiserin nicht ungern die Esterhazyschen Schlösser besuchte. Auch in der Folgezeit werden manche Gäste ihre Eindrücke von solchen Festivitäten festgehalten haben, aber freilich besagen solche Zeugnisse meist nicht sehr viel über Land und Leute, noch blickte man über seinen ständisch umschriebenen Kreis kaum hinaus. Umgekehrt sahen andere gelegentliche Besucher des Landes seinen Alltag in diesen Jahrzehnten um Revolution und Krieg, aber auch ohne Anteil an der heraufkommenden Entdeckung des Landes zu nehmen. Das vielleicht wichtigste Beispiel dieser Gattung ist die Beschreibung einer kurzen Durchwanderung des nördlichen Burgenlandes durch Ernst Moritz Arndt. Der später als großer deutscher Patriot hervortretende Gelehrte und Schriftsteller (1769 in Schoritz auf der Insel Rügen geboren) führte so um sein dreißigstes Lebensjahr eine große Bildungsreise durch Deutschland, Italien und Frankreich durch, die er tagebuchartig beschrieb. Diese Beschreibung der 1798—1799 durchgeführten Reise legte er schon 1804 in vier stattlichen Bänden gedruckt vor^{5a)}. Der als Vorläufer der Volkskunde der germanischen Länder und Völker wichtige Politiker bekundet sich in dieser Reisebeschreibung als ein guter Beobachter und angenehmer Darsteller, der nur freilich nicht gerade auf allen Gebieten wirklich genauere Kenntnisse besaß, und, was sich bei seiner Beschreibung Österreichs und Ungarns besonders bemerkbar macht, noch ganz in den norddeutschen Gedankengängen der Aufklärung befangen war^{5b)}. Arndt kam 1798 nach Wien, und beschrieb die Stadt sehr ausführlich^{5c)}. Von hier fuhr er auf der Donau nach Ungarn, also zunächst nach Preßburg, dann nach Ofen-Pest, und versuchte auch dort Land

und Volk zu erfassen. Sein guter Blick für Dorfwesen und Landwirtschaft hat zu manchen durchaus lesbaren Schilderungen verholfen. Von Pest fuhr man nach Raab, und versuchte dann von dort in Richtung Ödenburg zu wandern. Von Wieselburg an nahm die Gesellschaft aber doch wieder einen Wagen. Die Fahrt über den Heideboden ist recht ansprechend geschildert, merkwürdig burschikos. Man gelangte nach Halbthurn, „einem Gute des Palatinus, wo wir in der stattlichen Schenke ein Mittagmahl anschafften, um wienerisch zu reden. Aber dies gerieth und schlecht, weil Braten und Fleisch durchaus mit Zwiebeln und Knoblauch zu reichlich versehen und gespickt waren.“ Von Halbthurn ging es nach „Münnichhof“, dann über „Duys“ nach Neusiedl. „Links unter uns der große See, der ferne an den jenseitigen Ufern Thürme, Dörfer und Bäume zeigte, rechts eine Ebene von Kornfeldern zunächst am Wege, dann Weinberge an der Höhe und oben auf den Bergen Waldgebüsch.“ Von Breitenbrunn und „Burbach“ weiß Arndt weiter nicht viel zu sagen, es ging „immer auf der Chaussee bis nach Eisenstadt allmählich bergan.“ Das Essen schmeckte der Gesellschaft in der „Traube“ in Eisenstadt gar nicht, sogar der Wein schien ihr zu sauer. Am anderen Tag bewunderten die Gäste Schloß und Park in Eisenstadt. „Ich habe nirgends so schöne Südfrüchte, so ungeheure Blutpfirsiche und so schwellende Beeren an Rebenstöcken gesehen. Nachher bestiegen wir die herrlichen Waldhöhen über dem Schlosse und Garten, der eine unermessliche Aussicht gibt. Von da ging es in die Reitställe, wo man viele Exemplare der schönsten Pferde aus allen Ländern sehen kann. Mir gefielen vor allen einige treffliche Barbaresken und Neapolitaner und Sicilier. Auch hier ist Esterhazysche Pracht. Das Schloß ist immer ein großer und imponierender Klumpen von Gebäuden, hat aber so viel Schwerfälliges, daß man es nirgends mit Leichtigkeit ins Auge fassen kann. Besser gefielen uns die 50 Esterhazyschen Grenadiere, Kerle von ausgesuchter Länge und Stammfestigkeit, alle brauchbar für eine Potsdamer Riesengarde, wie unter Friedrich Wilhelm weiland. Sie waren in schöner Montur, mit Säbeln und Gewehren ihrem Wuchs angemessen. Der Fürst hat sie alle aus seinen Gütern ausgesucht und sie werden im Schlosse gefüttert.“ Den Grenadieren gelten also viele Worte, von Konzertsaal und Kapelle hören wir nur wenig, „der Fürst hält weder Schauspieler noch Kapelle mehr.“ Man merkt das Flüchtige solcher Tagebuch-Notizen. Nur wenige Sätze über die Gemäldesammlung, sie „ist nicht so reich, als man sie gewöhnlich ausschreit.“ Von Eisenstadt, dem „unansehnlichen Städtchen, mit Schindeldächern und unebenen Gassen am Fuße des Berges“ hören wir sonst gar nichts. Die Gesellschaft nimmt sich sogleich einen Wagen bis nach Laxenburg, der Abschied von der soeben durchwanderten Landschaft kommt nicht zur Geltung.

Man sieht, der begabte Schilderer Arndt ist noch nicht der Volkstumspolitik der Freiheitskriege. Er sieht vom Land manches, vom Volk noch sehr wenig, und die Problematik des westlichen Ungarn ist ihm überhaupt fremd. Das Land ist noch nicht entdeckt, und wird es in diesen Jahren und von diesen Gästen auch noch nicht. Eigentlich war eben auch Arndt damals noch ganz Kind seines, des 18. Jahrhunderts. Noch ganz „Ancien regime“, Europa vor der Französischen Revolution, war die Stimmung.

Auch mitten in Revolutions- und Kriegsjahren verliefen Veranstaltungen und Feste hier immer noch im gleichen Stil. Ein Zeugnis dafür bietet der österreichische Gesandte Ludwig Graf Starhemberg, der vom 7. bis 9. September 1802 an einem solchen Fest in Eisenstadt teilnahm⁶⁾. Es handelte sich

um die Feier des Namenstages von Fürstin Maria Esterhazy, der Gattin des Fürsten Nikolaus. Joseph Haydn, an sich schon in Wien lebend, war dazu eigens wieder nach Eisenstadt gekommen und dirigierte seine Harmoniemesse. Die Gäste erbauten sich an den musikalischen Darbietungen am einen Tag, und erfreuten sich an der Jagd am anderen.

Da war Haydn schon ein bißchen ein Schaustück in Eisenstadt geworden. Die Jahre vorher, als er noch aktiver Leiter der fürstlichen Hofmusikkapelle war, einmal in Eisenstadt, dann wieder in Esterhaza unermüdlich arbeitend, wurde er noch weniger den hochadeligen Gästen präsentiert, da suchten ihn eher erst die gleichstrebenden Musiker auf. Es mögen viele gewesen sein, die von dem Schöpfer der neuen Kammermusik lernen wollten, oder ihm zumindest ihre Reverenz erwiesen. Von einem solchen Gast kennen wir Eindruck und Meinung recht gut, von dem Odenwälder Joseph Martin Kraus, der in Schweden tätig war, nun aber 1783 eine große musikalische Bildungsreise durch Deutschland unternahm⁷⁾. In Wien huldigte er vor allem dem von ihm hochverehrten Christoph Willibald Gluck⁸⁾. Er hat aber auch Haydn aufgesucht, und zwar in Esterhaza. Von Wolkersdorf aus schrieb er am 3. Oktober 1783 seinen Eltern, wie er sich „alsdann noch auf eine kleine Zeit nach Esterhaz (bei Eisenstadt) begeben, um von seinem Haydn Abschied zu nehmen...“ Am 18. Oktober schrieb er dann von Esterhaza aus, etwas burschikos: „Mein Versprechen zu erfüllen, schreibe ich noch einmal von einem Orte aus, wo ich Vergnügen in vollem Maße genossen habe... Der hiesige Fürst war sehr herablassend gegen mich, und im ökonomischen Wege wäre ohnfehlbar etwas für mich zu machen gewesen, wenn ich Zeit und Muße dazu gehabt hätte — und die ungarische Lebensart besser vertragen könnte... Das Theater hier ist mit einer ungemeinen Pracht gebaut — aber mit wenigem Geschmack und noch geringerer Überlegung. Das Orchester ist, wie man es unter der Direktion eines Haydn erwarten kann — folglich eines der besten. Es ist zwar nicht größer als von 24 Mann, macht aber vortreffliche Wirkung. — Die beiden ersten Geiger und der Violoncellist sind Italiener — die übrigen aber fast alle Böhmen. An Haydn hab' ich eine recht gute Seele kennen gelernt, bis auf einen Punkt — das ist Geld. Er konnte das Ding nicht begreifen, daß ich mich auf meiner Reise nicht mit einem Vorrat von Musikalien versorgt haben sollte, um solche bei Gelegenheit an'n Mann zu bringen. Ich antwortete ganz trocken, daß ich einmal für allemal für einen Handelsjuden verdorben sei. Satis!“ Man merkt, Kraus ist bereits ein Kind der Geniezeit, des „Sturm und Drang“ und versteht den im Herrendienst ergrauten Haydn nicht mehr. Er ist aber so sehr Individualist, daß er auch von der Umwelt nichts sieht, kein Wort über das Land, geschweige denn über die Leute. Aber die Haydn-Pilger haben auch noch später meist seine Lebens- und Kunstlandschaft nicht gesehen.

Dabei wird in jenen Jahrzehnten das Interesse daran allmählich wach. Es beginnt die aufklärerische Frühzeit der österreichischen Landesforschung, der sich unter Umständen auch schon eine frühe Form der Volkskunde zugesellen konnte⁹⁾. Beachtenswerterweise schlagen diese ersten Erscheinungen der Topographie gerade in Ungarn schon „ethnographische“ Töne an, sie nehmen auf die sprachnationale Zugehörigkeit Rücksicht.

Ein gutes frühes Beispiel dafür bietet der „Almanach von Ungarn auf das Jahr 1778“, in Wien und Preßburg erschienen¹⁰⁾. Darin werden auch mehrere westungarische Städte und Dörfer kurz geschildert. Hübsch und

geistesgeschichtlich aufschlußreich ist die Schilderung der Heanzerei: „Hienzey, eine Landschaft 6 Meilen lang und so viel breit, in der Gegend um Güns herum. Die Inwohner sind Gothen, haben ihre besondere Sprache und ihre Trachten. Die Weiber tragen meist schwarze Kittel mit vielen Falten. Die Männer meist weiße Röcke und einen runden herabgelassenen Hut.“ Schon die Berücksichtigung der Sonderlandschaft ist beachtenswert: Der Spottname¹¹⁾ ist also in dieser Zeit schon Stammesname. Der Abstammungshinweis „sind Gothen“ ist merkwürdig. Aber die frühe Ethnographie hat Sprachgruppen in Rückzugsgebieten gern mit alten Stammesplittern identifiziert¹²⁾. Und selbst die Gegenwart ist ja von solchen romantischen Rückblendungen nicht ganz frei¹³⁾. Die Hinweise auf Volkssprache und Trachten dürfen als früheste volkskundliche Notizen aus unserem Grenzland überhaupt angesehen werden. Die nächsten Trachten-Mitteilungen stammen doch erst von dem Mattersburger Chronisten Jakob Wittmann von 1808¹⁴⁾, und aus dem gleichen Jahr besitzen wir die zehn Blatt Zeichnungen „Volkstrachten zu Kittsee in der Wieselburger Gespannschaft nach der Natur 1808“ von dem k. u. k. Rittmeister Johann Pacsich¹⁵⁾.

Der „Almanach von Ungarn auf das Jahr 1778“ ist später weitgehend vergessen worden. Aber der fleißige Johann Matthias Korabinsky hat ihn gekannt und benützt, der 1786 sein „Geographisch-Historisches Produkten-Lexikon von Ungarn“ veröffentlichte¹⁶⁾. Und daher ist diese erste Wirtschaftsgeographie unseres Landes auch für uns wichtig, denn Korabinsky hat über den „Almanach“ hinaus nun systematisch eine Art von ethnographischer Topographie betrieben. Er hat bei jedem Ort die sprachnationale Zugehörigkeit festgehalten, also beispielsweise „Harmisch — ist ein kroatisches Dorf“ oder „Kohlstetten — ein deutsches Dorf“. Aber auch mehr und Ausführlicheres findet sich bei ihm, und dazu die genauen Angaben über die jeweilige Herrschaft und die im Ort betriebene „Industrie“, so daß das Werk quellenmäßig wichtig bleibt.

Das waren Ansätze im Josephinismus, die der Entwicklung fähig gewesen wären. Aber über diese Kenntnisnahme hinaus kam es doch noch zu keiner Topographie, es fehlten sowohl die Aufgaben wie die Mittel, es fehlte die eigentliche Erkenntnis des Grenzlandes. Um eine solche Erkenntnis zu wecken, mußte erst die historische Erschütterung Europas kommen, die auch unseren Staat zurechtformte. Erst die Revolutionierung der Staatsformen durch Napoleon, die damit verbundene Entmachtung des alten Heiligen Reiches und die Schaffung des Kaisertums Österreich ließ aus den in Rokoko und Aufklärung gesetzten Keimen frischgrüne Pflänzchen neuer Kenntnis und Erkenntnis unseres Landes erwachsen. Nach der Jahrhundertwende war die Zeit dafür reif geworden, die erste Periode der „Entdeckung des Burgenlandes“ konnte beginnen.

I.

Empire und Zentralismus

Die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, das Zeitalter der französischen Revolution und der Napoleonischen Kriege, gleichzeitig das Zeitalter von Goethe und Beethoven, hat Europa in jeder Hinsicht verändert und neu gestaltet. Jeder einzelne Staat hat dieses Zeitalter voll durchleben müssen und ist verändert aus ihm hervorgegangen, und jeder bedeutende Mensch, der Zeitgenosse dieser Jahrzehnte war, hat seine Wirkungen an Leib und Seele gespürt. Wer vom spätabarokkistischen Rokoko bis zum frühbiedermeierlichen Bürgertum durchlebte, der hat mehr an äußeren und inneren Wandlungen erfahren als Generationen vorher.

Das hat sich auch im Erleben der Landschaft, im Erfassen räumlich-menschlicher Beziehungen ausgewirkt. Das barocke Verhältnis zwischen Österreich und Ungarn beispielsweise, auf der Basis der gemeinsamen Herrscher und der tragenden Adelskreise aufgebaut, wurde schon rein politisch durch die Napoleonische Bedrohung innerlich verändert. Ungarn blieb weitgehend feudal eingestellt, Österreich begann sich in der französischen Frühzeit deutlich zu verbürgerlichen. Das bedeutet ein Veralten der gesellschaftlich-wirtschaftlichen Verhältnisse jenseits der Leitha, vom Standpunkt des sich rasch den Neuerungen des 19. Jahrhunderts anpassenden Österreich. Das bedeutet andererseits aber auch die Grundlage für ein Ansteigen der Unzufriedenheit verschiedener Schichten in Ungarn, mit einem magyarisch-nationalen Vorzeichen versehen, das nun wieder mit Strömungen in den Staaten des Deutschen Bundes vereinbar zu sein schien, obgleich es sich um recht äußerliche Ähnlichkeiten handelte. All das war jedenfalls der Anlaß dafür, daß man damals Ungarn von ganz verschiedenen Blickpunkten her sehen und beurteilen konnte. Rein barock-aristokratische Ansichten, gewissermaßen, von der französischen Geschichte her gesehen, Ansichten des „ancien regime“, waren ebenso möglich wie französisch-bürgerliche.

Für das westungarische Grenzgebiet galten diese Gesichtspunkte wohl auch, aber mit einem besonderen, sehr positiven Vorbehalt: Diese Landschaft mit ihren adeligen Großgrundbesitztümern, den kleinen freien Städten und den deutschsprachigen untertänigen Bauern lag nämlich damals wie heute in der Bannmeile von Wien. Weder für die Aristokraten diesseits und jenseits der Leitha, noch für die Bürger und Bauern hüben und drüben bedeutete die Grenze einen besonderen Einschnitt. Das Land lag vor den Stadttoren von Wien und Wiener Neustadt, und auch vor den Schloß-toren von Laxenburg und von Mannersdorf und den vielen anderen kaiserlichen und aristokratischen Besitzungen im Wiener Becken und in der buckligen Welt. Und als Napoleon vergeblich Ungarn von Österreich zu trennen versuchte, da wurde dieses Land an der Grenze auch noch zum Aufmarschgebiet österreichischer Truppen, die direkt oder indirekt in die Entscheidungsschlachten um Wien einzugreifen hatten¹⁷⁾. Die Feldzüge von 1805 und 1809 sowie der

Wiener Kongreß von 1814/15 zogen dieses Land östlich von Wien womöglich noch stärker an Wien und damit an Österreich heran.

So wird es verständlich, daß dieses Grenzland in jenen Jahren auch in stärkerem Ausmaß als bisher geistig in den Gesichtskreis einer wienerisch bestimmten großen Welt trat. War der Barockzeit dieses Westungarn bekannt wie jede andere Landschaft der Monarchie, nicht viel mehr jedenfalls, so ändert sich das im Zeitalter des österreichischen Zentralismus. Die äußeren Veranlassungen entsprachen den inneren Wandlungen: Österreich war 1804 selbständiges Kaisertum geworden, um dem sich selbst krönenden Kaiser der Franzosen richtig gegenüberzustehen. Der nicht aufzuhaltende Verfall des alten Reiches der Deutschen war darauf erfolgt: Franz II. legte die Krone des Heiligen Reiches 1806 nieder und war nur mehr Kaiser von Österreich, Franz I. Dem französischen Empire stand das Kaisertum Österreich gegenüber. Die Kunstgeschichte verzeichnet als Folge ein doppeltes „Empire“, einen Klassizismus politischer Prägung. Das österreichische Empire war innenpolitisch ebenso wie das französische zentralistisch. Gewiß, auch der Staat Maria Theresias und Josefs II. hatte schon stark zentralistische Züge. Nun aber, nach 1804, wird der bisherige Zustand zu einer bewußten Bewegung. Das vaterländische Element steigert sich rasch, die politisch-militärischen Folgen haben der Entwicklung recht gegeben. Der Sieg von Aspern und Eßling 1809 war die große Rechtfertigung der Bewegung.

Diese Selbstentdeckung des Vaterlandes, in allen Teilen spürbar, wurde von Dichtern und bildenden Künstlern, von Geistigen aller Art getragen. Ein guter Teil davon hat an der wörtlichen Entdeckung, an der neuen Beschreibung und Darstellung des Vaterlandes in seinem Ganzen wie in seinen Teilen namhaften Anteil genommen¹⁸⁾. Für unser Grenzgebiet konnten dabei nur ab und zu Teilstücke geleistet werden. Aber selbst diese zeigen, daß es sich dabei nunmehr um kein vergessenes Land handelte. Die Entdecker wußten vielfach voneinander nichts, die Maler kamen durch persönliche Beziehungen ins Land, und brachten die eine oder andere Landschaftsdarstellung davon zurück, die Reisenden sahen den einen oder anderen Ausschnitt, dieses oder jenes Schloß, auf dem sie eben aufgenommen worden waren, und berichteten damals oder später darüber. Die meisten selbstverständlich über Eisenstadt, und zwar, wie schon früher, und wie auch später noch, die einen der Fürsten Esterhazy wegen, die anderen im Gedenken an Haydn, auf der Suche nach seinen Erdschritten. Der uralte Tondichter starb gerade damals, 1809, in seinem Haus in Gumpendorf, in der Wiener Vorstadt. Sein Leib aber wurde in Eisenstadt begraben, und so ein Ziel mancher Pilgerschaft geschaffen.

Die Beziehungen sind alle noch ganz gegenwärtig, ganz greifbar, lebensfrisch. Man kennt wenig Rücksichtnahme auf die herrschenden Zustände im Lande, in der Zeit, man kennt keine Sentimentalität, keine besinnliche Rückerinnerung. Diese zentralistische Gegenwart ist es, in der man und für die man lebt, beschreibt und malt. So fährt der erste der großen franziszeischen Reisejournalisten 1807 durch das Land und beschreibt es in einer Frische, mit einer geradezu noch josephinischen Kritiklust, daß man das Aufbauende, das Zielstrebige der ganzen Richtung spürt: Franz Sartori, der Repräsentant dieser neuen Lust an „vaterländischen Merkwürdigkeiten“, an „Naturwundern im Kaisertum Österreich“, und wie er nun seine Berichte zu betiteln wußte. Man würde es kaum glauben, daß im gleichen Jahr 1807 ein anderer Wahlwienener ins Grenzland fährt, der offenbar nichts sieht, nichts hört, nur sich

und sein Werk kennt, und dementsprechend leicht enttäuscht ist: Ludwig van Beethoven. Er, der gerade in dieser Zeit sehr charakteristische Werke des neuen Klassizismus schreibt, beispielsweise die Coriolan-Ouvertüre zu dem Schauspiel des patriotischen Dichters Heinrich von Collin, er wird von Fürst Nikolaus Esterhazy mit der Komposition einer Messe zum Geburtstag der Fürstin beauftragt¹⁹⁾. Er hat die Messe, wenn auch mit Verspätung, abgeliefert, hat sich von Baden aus am 26. Juli 1807 beim Fürsten dafür entschuldigt²⁰⁾, und ist dann zu Ende des Sommers einige Tage anlässlich der Aufführung dieser C-Dur-Messe in Eisenstadt. Aber das Werk machte den Auftraggeber offenbar nicht sehr glücklich, und der leicht gekränkte Beethoven fuhr sehr bald wieder nach Wien zurück²¹⁾. Er war kein Haydn. Er liebte zwar den Verkehr in den fürstlichen und gräflichen Familien durchaus, soweit es sich um verständnisvolle Mäzene handelte. Aber barocke Reste von aristokratischem Überlegenheitsgefühl empfand er als Herabsetzung des freien Menschen, des freien Künstlers, als dessen erster wahrhafter Vertreter er exemplarisch lebte. Da gab es also keine Verständigung.

Der „reisende Nordländer“ von 1809 hätte dafür volles Verständnis gehabt. Soviel er über Esterhazy und sein Schloß schreibt, es ist recht unfreundlich gehalten, mitunter direkt unrichtig. Aber der „Nordländer“ hat die Zeitstimmung zweifellos besser getroffen als der französische Emigrant Alexander Marquis de Laborde, der nur die glänzende Fassade der Esterhazy'schen Hofhaltung sah. Jedoch, das war andererseits schon 1813/14, der Stern Napoleons ging unter, und das „Ancien regime“ schien nochmals zurückzukehren: Da rechtfertigte sich eine hocharistokratische Einstellung von selbst.

Die vaterländisch-volksfreundliche Einstellung eines Sartori wurde in den gleichen Jahren am ehesten von einem Nürnberger Zeichner wieder aufgenommen, der von seinem Studienort Wien aus das Land kennenlernte: Johann Adam Klein, der nachmals hochberühmte biedermeierliche Kleinmeister hat damals Landschaften und Menschen unseres Landes gezeichnet und so die ersten Wegmarken einer lang anhaltenden Tradition der bildkünstlerischen Kenntnisnahme dieses Grenzlandes geschaffen. In allen Jahrzehnten der folgenden Biedermeierzeit hat man auf diese volksnahe Bildkunst zurückgegriffen. Sie war ja wienerisch lokal sicherlich nicht ohne Vorläufer gewesen. Die Künstler der Wiener „Kaufrufe“ sahen schon zu Ende des 18. Jahrhunderts die Volkstypen ähnlich wie Klein. Und zumal die Bühne, die Vorstadtbühne, kannte diese Typen ebenfalls, was man vielleicht zu wenig mitberücksichtigt. Der Neubegründer der Gattung, Emmanuel Schikaneder, stellte 1804 den „Fleischhauer aus Ödenburg“ auf die Bühne des Theaters an der Wien²²⁾, und im gleichen Jahr brachte Josef Ferdinand Kringsteiner in seiner Parodie „Die Braut in der Klemme“ zwei „Ungarische Knofelhändlerinnen“ unter: Da waren plötzlich Volksfiguren auf Wiener Bühnen zu sehen, die betonte ui-Mundart sprachen²³⁾. Der „Ungarische Heubauer“, ein Volkssänger eigener Art, brachte solche Typen, ihre Aussprache, ihr ganzes Wesen, gerade in diesen Jahren verdeutlichend in Erinnerung. Da war also die Aufnahme derartiger Motive durch die bildende Kunst nicht gerade fernliegend. Aber zwischen der humorvollen, traditionellen Kenntnisnahme und der malerischen Entdeckung liegen doch so manche Schranken. Nicht zuletzt handelt es sich um einen Generationswechsel. Die Menschen zwischen den Generationen haben übergeleitet, die in jenen Jahren jungen Gestalter aller Art dagegen haben neubegründet. Auch Klein war in seiner Art Vorläufer und Neubegründer,

die meisten Gegenstücke zu seinen damaligen Arbeiten finden sich erst ein volles Jahrzehnt später.

Die gleichen Jahre der ausgehenden Napoleonischen Kriege und des Wiener Kongresses ergeben aber auch noch Zeugnisse für Besuche besten Wiener Bürgertums in unserem Land. Karoline Pichler, geborene von Greiner, Mittelpunkt einer echt wienerschen Geselligkeit, hat literarische Freundinnen am Neusiedler See besucht, und das Land im verklärenden Licht klassizistischer Modedichtung gesehen. Sie mag die ungarischen Grafen vielleicht so ähnlich empfunden haben, wie der große Wiener Klassizist Heinrich Füger sie malte: Als Magnaten, in der pomphaften Tracht ihres Standes²⁴). Noch ganz in der Pracht ihrer Tradition, aber mit dem schwimmenden Licht des Überganges, den optischen Ahnungen des Anderswerdens. Das waren literarische und malerische Entdeckungen, von denen die Künstler selbst nichts wußten.

Das Zeitalter Napoleons, Goethes und Beethovens, dieses Zeitalter des wienerschen Klassizismus, hatte also unser Land auf seine Weise entdeckt. Festpunkte der Beschreibung waren erstmalig geschaffen worden. Neben den immer wieder auftretenden Namen der Esterhazys und des einen Großen im Reiche des Geistes, Joseph Haydn, klingen schon die Namen der kleinen Städte und der landschaftlichen Besonderheiten auf. Aber nur ganz wenige Besucher sehen auch schon das Volk dieses Landes, zum Teil noch mit den Augen der Aufklärung, zum Teil schon mit dem neu erwachsenden Sinn für die Organik des Volkslebens in der Landschaft, der noch fast keinen Namen hat. Und man spürt, wie vieles noch im verschwimmenden Dunst des Überganges liegt.

Franz Sartori

Die Kriege gegen das zuerst revolutionäre, dann napoleonische Frankreich hatten 1804 zur Gründung des Kaisertums Österreich geführt. Franz I. legte nach der Errichtung des Rheinbundes, der faktischen Zerreißung des alten Reiches, 1806 dann noch die deutsche Kaiserkrone, also die Krone des „heiligen Reiches“ zurück, womit seine Stellung als „erblicher Kaiser von Österreich“ noch deutlicher hervortrat. Dem neuen Kaisertum, dem „Empire“ Napoleons I., stand nunmehr das „Kaisertum Österreich“ gegenüber, ebenfalls ein „Imperium“ neuer Art. Die alten sterreichischen Erbländer und die damit verbundenen Königreiche und Fürstentümer hatten eine neue staatliche Form gefunden. Diese mitten in den napoleonischen Kriegen zwischen den Feldzügen von 1805 und 1809 vollzogene Erneuerung basierte nicht zuletzt auf einer starken patriotischen Bewegung. Zur Fundierung dieser Bewegung gleich wie zu Propagierung der Idee des neuen „Kaiserstaates“ war eine entsprechende geistige Unterbauung notwendig. Schriftsteller aller Art, Dichter wie Journalisten kamen der politischen Entwicklung entgegen und stellten sich in den Dienst der sterreichischen Sache. Unter ihnen stand ein junger steirischer Journalist im Vordergrund, der sich durch seine Hingabe an die Sache des Vaterlandes bald einen Namen machte. Es war Franz Sartori aus Unzmarkt in Steiermark²⁵⁾.

Sartori, 1782 geboren, hatte in Graz und Wien studiert. Er war Doktor der Medizin, interessierte sich aber für die verschiedensten anderen Fächer und wurde deshalb 1804 mit der Redaktion der damals in Graz erscheinenden „Zeitung für Innerösterreich“ beauftragt. Er war, man darf es ruhig sagen, ein Vielschreiber im Sinne der Josephinischen Broschrenflut, ein überaus fruchtbarer Artikelschreiber, der geistig ganz der Aufklärung in der Form der Literaten Josephs II. zugehörte. Aber er war, im Gegensatz zu den ortsfesten Literaten, ein Reisender, wie seine naturwissenschaftlichen Kollegen. Er kannte die Alpenländer, vor allem Steiermark und Kärnten, und versuchte möglichst viele Punkte des neuen Kaiserstaates persönlich kennenzulernen, um über ihre Eigenarten in naturwissenschaftlichem Sinn, späterhin aber auch literarisch-kulturhistorisch berichten zu können. 1806 kam er nach Wien, und wurde durch den ihm geistesverwandten Arzt-Literaten Josef August Schultes in das Wiener Zeitschriftenwesen eingeführt. Er leitete als Nachfolger von Schultes von 1807 an die „Annalen der sterreichischen Literatur“, ein noch sehr aufklärerisch eingestelltes Blatt. 1808 wurde er Staatsbeamter, und zwar beim „Bücher-Revisionsamt“, das heißt, er wurde Literatur-Zensor, und blieb dies auch weiterhin, in der Würde eines „k. k. niederösterreichischen Regierungssekretrs und Vorstehers des Bücher-Revisionsamtes in Wien“. Schon 1812 war er Vorstand dieses späterhin so wenig beliebten Zensuramtes. 1832 starb er, ein treuer Diener des franziszeischen Österreich.

Seine Studien und Reisen brachten ihm das Material für seine vielbändigen patriotischen Werke, die er seit 1806 in ununterbrochener Folge

erscheinen ließ. Seine Einstellung ist schon in der Vorrede des I. Bandes der 1807 zuerst erschienenen „Länder- und Völker-Merkwürdigkeiten des österreichischen Kaisertums“²⁶⁾ ausgedrückt. Sartori schreibt dort in selbstbewußter Naivität: „Es ist vielleicht kein Staat in Europa (selbst Frankreich und Italien nicht ausgenommen), der des Merkwürdigen in Land und Volk so Vieles aufzuweisen hätte, wie der österreichische.“ Sartori geht dabei auf die „Merkwürdigkeiten“ ein, die ihm als solche erscheinen, und wir können feststellen, daß er Land und Volk im Sinn der späteren Landes- und Volkskunde bereits ansieht. Er sieht „auch die Eigenheiten der mannichfaltigen Völker, die das österreichische Zeppter beherrscht, ihre Sprache, ihre Art sich zu kleiden, zu wohnen, zu nähren, zu heirathen, ihre übrigen Gebräuche und Sitten, ihr physischer und moralischer Charakter sind es, die derjenige wissen und kennen soll, der sich einen Unterthan des österreichischen Kaiserhauses nennt.“ Sartoris Werk ist also für den Österreicher selbst geschrieben, und zwar mit dem Selbstbewußtsein dessen, der die Anwandlungen von Minderwertigkeit kennt, die sich hierzulande nicht selten eingestellt haben. Sartori sagt davon: „Daß die Schilderungen dieser Gegenstände nicht so uninteressant, nicht so geringfügig sind, als man, besonders im Auslande, glauben mag, davon soll die Leser vorzüglich das gegenwärtige Werk überzeugen.“ Und es folgt dann selbstverständlich die Parade gegen das unglückselige Schillersche Xenion: „Ich sage dieß nicht, um dadurch mein Verdienst bey dieser Schrift zu erheben, das in weiter nichts besteht, als die mannichfaltigen Blüthen gepflückt, und in einen Kranz gebunden zu haben, aber wissen sollen es die Herren, die uns in ihrem geistreichen Spotte Phäaken nennen, und unsere Länder mit abderitischen Boden vergleichen, daß in Österreichs Völkern noch Kraft und Originalität wohnt, daß die Wissenschaften und Künste hier Unterstützung finden.“ Und der kenntnisreiche Mann fügt ein Verzeichnis der Veröffentlichungen an, aus denen man sich über Österreich orientieren konnte, und die er sehr wesentlich als Quellen und Vorbilder herangezogen hatte. Es handelt sich um die zum Teil sehr bedeutenden Vorläufer der späteren Volkskunde, von Belsazar Hacquet bis zu Schultes, zu denen sich Sartori späterhin selbst nicht unwürdig gesellt hat²⁷⁾.

Dieses Frühwerk nun, die vierbändigen „Länder- und Völker-Merkwürdigkeiten“ sind eine kompulatorische Arbeit. Hier sind die verschiedensten Kapitel ohne besondere Ordnung aneinandergereiht, offensichtlich als leichte Lektüre gedacht, um in dieser unterhaltenden Art die Menschen des neuen Kaiserstaates mit ihrer Heimat in einer neuen Methode vertraut zu machen. Da der ganze Kaiserstaat berücksichtigt wird, fehlen auch ungarische Kapitel nicht, und so kommt es, daß zwei Abschnitte auch burgenländische Landschaften behandeln, die auf diese Weise erstmalig in den Kreis dieser patriotischen Landesbetrachtung rücken. Es handelt sich um zwei Kapitel der Fortsetzung der „Länder- und Völker-Merkwürdigkeiten“, nämlich der 1807 erschienenen „Naturwunder des Österreichischen Kaiserthumes“²⁸⁾. Schon im ersten Band dieses ebenfalls vierbändigen Werkes gibt Sartori eine Schilderung „Der Neusiedler-See in Ungarn“. Er verwendet dabei die bekanntesten Züge der Überlieferung: Die Geschichte vom Binder, der seinen Schlegel in der Donau eingebüßt und im Neusiedlersee wieder gefunden habe²⁹⁾, die Geschichten vom Austrocknen und Wiederkommen des Sees, und nicht zuletzt selbstverständlich die Sage vom „Waasen-Steffel“³⁰⁾. Diese später oft wiederholte Erzählung hat Sartori nach dem in der „Wiener Zeitung“ veröffent-

lichten Protokoll abgedruckt, „ohne auf die hier und da in öffentlichen Blättern neuerdings aufgewärmte zum Theile sehr entstellte Geschichte dieses wilden Knaben Rücksicht zu nehmen.“ Dem Mediziner Sartori war die Natur des Seewassers, seine Eigenschaften, seine angebliche Salzhaltigkeit wichtiger. Auch die Salzlacken interessieren ihn, und das Schilf des Sees: „Das Seerohr oder Schilf, welches sehr häufig an den Ufern wächst, ist eine wahre Wohltat für die Anwohner. Sie decken nicht nur mit vielem Vortheile ihre Häuser damit, sie bedienen sich desselben auch zum Brennen. In holzarmen Gegenden ist das Rohr von unzuberechnendem Nutzen.“ Sartori ist der richtige Patriot im Sinne seines kameralistischen, sparsamen Zeitalters. „Der Wellsand, welchen man dort an einigen Orten des Seeufers findet, ist wegen seiner Reinheit und Schönheit vorzüglich zum Streusand geeignet.“ Er sieht als Naturforscher aber auch den guten Sandstein der Gegend, mit seinen Versteinerungen. Und dann betont er selbstverständlich mit besonderer Begeisterung: „Noch überraschender ist der Anblick der Steinbrüche bey Margarethen. Man begreift den Reichtum dieser Steinmassen nicht, der eine Strecke von mehr als zwey Meilen ununterbrochen in so großer Mannigfaltigkeit sichtbar ist. Hier zeigt sich der Kalkstein am allercompactesten, auch nicht mit so vielen Muscheln verwebt, sondern für jede Gattung von Arbeiten geschickt. Von hier werden sie in alle Gegenden verführt, selbst für die Kaiserstadt werden fast täglich ungeheure Steinblöcke geliefert. Dieser Kalkstein kommt dem uranfänglichen sehr nahe. Wenn man zu der an dem höchsten Punkte dieses Berges gelegenen Kapelle kommt, so genießt man da eine unbeschreiblich schöne Aussicht. Gegen West sieht man eine weite Ebene, welche durch den Schneeberg und eine Gebirgskette unterbrochen wird. Gegen Nord beschränkt dieselbe das Leythaer Gebirge; nordöstlich hingegen sieht man bis nach Preßburg. An der östlichen Seite liegt der Neusiedler See. Welcher Künstler kann den Anblick einer ähnlichen Aussicht wieder geben? Berge und fruchtbare Hügel, eine üppige Ebene, die ein buntes Gemische von Städten und Dörfern belebt, und der schöne Spiegel des Sees, wie er in stiller Majestät vor dem trunkenen Blicke liegt!“³¹⁾

Man sieht, der nüchterne Aufklärer hat den Stimmungszauber der burgenländischen Landschaft empfunden. Er hat gleich zu Anfang dieser ganzen Periode Töne gefunden, die von nun an in den Beschreibungen dieser Landschaft immer wiederkehren sollten. Und er hat auch die optischen Reize anzudeuten verstanden, mit deutlichem Hinweis auf panoramatische Darstellung und künstlerisches Festhalten dieser Landschaftsbilder. In den kommenden Jahrzehnten sollten alle diese Andeutungen ausgewertet werden, es kamen die Panoramen, und es kamen die Landschaftsmaler, die sich redlich bemühten „den Anblick einer ähnlichen Aussicht wiederzugeben“. Der vergessene und vielfach verkannte Spätjosephiner Sartori hat ihre Eindrücke literarisch vorweggenommen.

Sartori hat in seinen „Naturwundern“ aber auch noch ein zweites Stück Burgenland zuerst mit österreichischen Augen gesehen. Im dritten Teil dieses Sammelwerkes, der 1809 erschien, schrieb er das Kapitel „Der Brennberg und der Oedenburger Wein in Ungarn“³²⁾. Er beginnt mit einer fröhlichen Morgenschilderung, seinem Erwachen in Ödenburg. Der Fußwanderer ging durch das Neustifttor der alten Stadt in Richtung nach Wandorf, also nach Westen zu. Er sah die Weingärten, die Kastanienwälder, „welche zum Theil recht schmackhaftes Obst liefern“, und bemerkt dazu: „Man nennt sie mit Wahr-

heit Kästenwälder, indem die Obstkultur fast allgemein der lieben Natur überlassen wird“. Am Weinbau, an den Weinpressen, hat er ebenfalls einiges auszusetzen. Aber sein kritisches Organ wird erst recht laut, da er Neuhof und seine Gartenplastiken schildert. Da kommt die Abneigung des Spätjosephiners gegen barocke Kunstwerke drastisch zur Geltung. Dann steigt er auf die „Oberlewern“ und geht, von der Natur sehr befriedigt, zum „Studentenbrunnen“. Sartori muß sich hier öfter aufgehalten haben, er äußert eine klassizistische Bildungsrührung, die angesichts seiner oft sehr unwirschen Kulturkritik erstaunlich anmutet. Freilich hält er in seinem literarischen Geschmack noch nicht bei den Dioskuren von Weimar, sondern bei Klopstock, bei Hölty und Bürger, was für ihn und seine Zeit, nicht zuletzt für die geistige Einstellung der von ihm geleiteten „Annalen“ bemerkenswert ist³³). Auf dem Oberlewer wird er wieder Naturforscher, ohne aber die Naturstimmung zu vergessen: Er wendet sich der Aussicht auf den Neusiedlersee hin zu. „Nun haben wir die Oberlewer ganz bestiegen. In majestätischer Pracht erhebt sich die Sonne über dem Spiegel des Neusiedlersees, der im Hintergrund wie ein blauer Flor die Ödenburgergegend einschließt. Am Ufer desselben südostwärts schimmert die hochtürmige Seblakerkirche sammt dem Kloster; weiters hinauf Esterhazy, beyde Oerter werfen des Vormittags ihre Schatten, Nachmittags aber von der Sonne bestrahlt, ihr Bild in den ruhigen Spiegel desselben. — Gegen Norden erstreckt sich die Aussicht noch weiter. An heiteren Tagen sieht man das Preßburgerschloß, welches acht Meilen weit entfernt liegt, am Abhange jenes in blauer Dämmerung sich verlierenden Gebirges, das nordöstliche Ufer des Sees begrenzt in Gestalt einer dunklen Schleife der sogenannte Haideboden.“

Dann wendete sich Sartori den Orten am See zu, mit ihrer milden Luft und den geradezu südlichen Obstarten. Der Naturforscher versucht sich die klimatischen Eigentümlichkeiten der Landschaft zu erklären; er spricht sogar von einer „geognostischen Karte“ der Gegend, die er in Arbeit habe. Er ist also in mehrfacher Hinsicht offenbar ein guter Kenner der Landschaft gewesen.

Das erklärt, daß er auch von der Kulturgeschichte der Ödenburger Umgebung mehr weiß, als man zunächst annehmen möchte. Er erläutert die Geschichte des Wandorfer Klosters, das unter Joseph II. aufgehoben wurde. Und bei der Lage des nunmehr der „k. k. Actiengesellschaft“ gehörenden Klosters schleicht sich eine geistesgeschichtlich geradezu verräterische Wendung in die Schilderung ein: „Das Gebäude liegt schön und wahrhaft romantisch... Auf der Spitze des Hügels ragt eine einsame Kapelle über die Kastanienbäume empor. Diesen Platz hat die Natur der Melancholie gewidmet. Hier saß ich oft stundenlang, und träumte die christlichen Saturnalien, welche in das Dunkel der Vergangenheit gehüllt, im reizenden Lichte vor meine Phantasie traten...“ Der wegen seiner Abneigung gegen die Romantik gefürchtete Zensor und Herausgeber der ausgesprochen antiromantisch eingestellten „Annalen“ fühlte zumindest seiner Ansicht nach hier selbst „romantisch“. In Wirklichkeit war es freilich nur ein sentimentales Naturgefühl, mit einer gewissen gewollten Idealisierung des vergangenen Klosterlebens, als Stimmungsmalerei in einer Landschaft, die dem Beschreiber eben lieb geworden war.

Von Wandorf, dem größtenteils protestantischen Ort, weiß er einiges zu sagen, vor allem hinsichtlich der Beschäftigung der Bauern bei der staatlichen

Steinkohlengrube ^{© Brennberg}. Neben den wirtschaftlichen Erwägungen sind die Notizen Sartoris über die „unbändigen Ruthenzäune“ interessant, mit denen er anscheinend schlechte Erfahrungen gemacht haben muß. „Die unbändigen Ruthenzäune, womit die Bauern die Communication mit ihren Nachbarn, und oft mit dem ganzen Dorf unterhalten, brennen wie Pech und Schwefel, und sind, da sie obendrein noch mit Stacheln, Dörnern und Disteln von allen Seiten verflochten werden, bey Gefahren nicht zum Niederreißen, Ich war ein paar Mahl Augenzeuge von dem fürchterlichen Schaden, welche diese Gattung Zäune in Feuersnöthen anrichtete. — Wie zweckmäßig, und in hundert Rücksichten vortheilhafter wären nicht die leichten Planken, welche aus Brettern geschnitten, so ineinander gefügt werden, daß man sie leicht niederreißen kann, besonders da sie, wenn dieselben auch vom Feuer angegriffen werden, die Macht der Flammen nur wenig vermehren.“ Man sieht mit einem Mal, wie der Spätjosephiner in ganz bezeichnender Weise verbesserungssüchtig wird. Er hat zwar kein Verständnis, denkt an seine obersteirischen Zäune, die so wenig Widerstand bieten, und hält alles andere für schlecht, ohne zu erwägen, daß es sich doch auch dabei um eine sinnvoll gewordene Einrichtung handeln könnte. Aber die bloße Verwendung des Wortes „romantisch“ macht eben noch nicht den Menschen des 19. Jahrhunderts, dem gerade aus der Romantik das geschichtliche Verständnis erwachsen sollte. Sartori blieb ein Mensch des 18. Jahrhunderts, ein Aufklärer, der es gut meinte, so wenig er Vergangenheit oder gar Zukunft verstehen konnte oder auch nur wollte.

Für die Gegenwart dagegen hatte er durchaus ein gewisses Verständnis, nicht zuletzt für das bäuerliche Leben in dieser seiner Zeit. Das zeigt sich auch bei der Schilderung des Brauchtums in Wandorf, die in ihrer Art etwas erstmaliges ist. Sartori schreibt vom „Kirchweihfest“ in Wandorf: „Die romantische Lage des Dorfes eignet dasselbe ganz zum Unterhaltungsorte der benachbarten Städtter, Besonders lebhaft sieht es hier am Kirchweihfeste aus, welches gewöhnlich am zweyten Osterfeyertag begangen wird. Ausser dem Aufzuge, an welchem nur die schon erwachsene Jugend des Dorfes Theil nimmt, wird dieser Tag zuweilen auch durch ein Wettrennen verherrlicht. Eine Sitte, die in meinen Augen viel Ehrwürdiges hat, und von der es zu bedauern ist, daß sie nicht noch allgemein üblich ist. — Beym Aufzuge geht die Jugend Paar und Paar im feyerlichen Ernste unter lautem Musikgetöne aus der Wohnung der Tanzmeisterinn zur Tanzhütte. Ein paar junge Burschen tragen einen Krug oder eine Kanne mit Wein gefüllt voran. In der Hütte beginnt der erste Tänzer mit seiner Gespielinn den munteren Walzer, während die Städtter sich neugierig um die Laubhütte drängen, bis sie sich endlich selbst in die bunten Reihen mischen ^{33a}). — Ich habe immer mit freudiger Herzensrührung diesen Festen zugesehen, und gefunden, daß dieselben bloß durch die Beymischung unsittlicher Städtter von ihrem einfachen, unschuldigen Herzenstone, welchen man dem gutmüthigen Landvolke ansieht, verlieren können.“ Man erinnert sich bei den letzten Bemerkungen daran, daß der Wanderer von Ödenburg nach Wandorf soeben noch seines Klopstock und seines Hölty gedachte. Das „gutmütige Landvolk“, der „unschuldige Herzenston“, das sind keine Erfahrungen aus der Wirklichkeit des Volkslebens, sondern Ideale, die in die Anschauung hineinprojiziert wurden. Sie muten in dieser Zeit schon etwas veraltet an, und außerdem etwas merkwürdig bei einem eben erst sechsundzwanzigjährigen Mann, der ohne weiteres hinschreibt, er

„habe immer mit freudiger Herzensrührung diesen Festen zugesehen“, — blasiert, möchte man sagen. Aber seine Vorgänger, die frühen Vertreter der Volkskunde in den Alpenländer, der Moll-Schüler Anton Reisingl etwa, kultivierten genau den gleichen Ton³⁴). Das war also eine ganz bestimmte Einstellung, die in der franziszeischen Ära noch längere Zeit weiterwirken sollte. Musikalisch kann man sie zwischen Haydns „Jahreszeiten“ und Beethovens „Sinfonia pastorale“ ansetzen, und die englischen Vorbilder dazu, Thompsons Jahreszeiten-Textbuch, zeigen in der Tat die gleiche Stimmung. Die „Jahreszeiten“ Joseph Haydns waren aber erst im Jahr 1800 entstanden, ihr Ruhm verbreitete sich eben in diesen Jahren, ihre Stimmung war also Zeitstimmung: Wie hätte sich ein doch nur sehr durchschnittlicher Literat ihr entziehen können.

Nun aber weiter im Text: „Noch interessanter ist das Wettrennen, von dem man aber allmählig abzukommen scheint, was indeß aus dem Umstande herzuleiten ist, daß die Folgen des nun geendigten Krieges, und besonders der oft in unserer Gegend ausgebrochenen Feuersgefahr den Landleuten fühlbar zu werden anfangen. — Bey dem Wettrennen wird ein Ziel bestimmt, die Preise, welche gewöhnlich in Kleidungsstücken bestehen, an einem erhabenen Orte ausgestellt, und das Signal zum Laufen gegeben. Zuförderst versuchen die Mädchen ihr Glück. Am Ziel sitzt ein Städter, dessen Posten freylich oft gefährlich wird, indem die kräftigen Dorfschönen im Feuer des Kampfes den Herrn am Ziel zuweilen unrennen. — Die Dame — welche bey dem Kampf der männlichen Jugend den nähmlichen Posten besetzt, darf zuversichtlich auf die Verminderung eines solchen Anfalls rechnen, was ich mir aus dem höheren Grade der Achtung, welchen unser Geschlecht für das Schwächere hat, die auch der ungebildete Naturmensch anerkennt, oder auch durch die Bemerkung erklären, daß der Mann überhaupt in jeder Lage seines Lebens mehr Besonnenheit und Kälte behauptet. — Jeder Bauer hat an diesem Tage mehrere Städter zu Gaste, die des ungewohnten, ländlichen Mahles erfreut, den schönen Tag gewöhnlich in Jubel und Freude verleben. — Die Jugend dieser Gegend ist unternetzt und stark gebaut, selten von einer schönen schlanken Bildung, welche ihre Lebensart nicht zu begünstigen scheint. Die harten Arbeiten in den Weingebirgen, und besonders die schädliche Gewohnheit, alle Lasten auf dem Kopfe zu tragen, sind ihnen mehr schädlich, als man es in jenen Gegenden, weil man daran zu sehr gewohnt ist, glauben will“³⁵).

Sartori hat diesen Oster-Wettlauf, einen sehr bezeichnenden alten Brauch, zwar mit den Augen des zeitgenössischen Kulturkritikers gesehen und daher nicht sehr eingehend beschrieben, er hat ihn aber doch in unserem Gebiet als erster überhaupt festgehalten. Es handelte sich um einen altertümlichen Brauch, das Laufen der Mädchen neben dem der Burschen bezeugt das in besonderem Ausmaß. Der klassische Erforscher des Wettlaufes im deutschen Volksbrauch, Karl Weinhold, hat dazu geschrieben: „Wettläufe der Mädchen haben sich auf dem Lande bis in unsere Tage neben denen der Männer bei den Frühlingsfesten der Hirten, dem Erntefest der Ackerleute, bei dem Grenzgang erhalten und sind auch außer diesen Zeiten als Volksbelustigung geblieben³⁶).“ Und man muß zu dem Wandorfer Wettlauf noch hinzufügen, daß er nicht nur in diesem Zug altertümlich geblieben war, sondern auch in dem der Erstellung der Preise in Kleidern: Das ist typisch mittelalterlich, und

hat dörfflich lange nachgewirkt. Nach dem Siegerpreis nennt sich das Tuchrennen, bei dem am Ostertage die Mädchen des Dorfes nach einem von den jungverheirateten Frauen gestifteten Tuch um die Wette laufen, wie Richard Beitz die Forschungsergebnisse zusammenfaßt³⁷⁾. In Ostösterreich ist von all diesen Dingen nicht sehr viel bekannt geworden. Nur der bedeutende Topograph Niederösterreichs im Vormärz, Fr. Schweickhard von Sickingen, erwähnt 1831 einen Wettlauf in der Gegend von Baden³⁸⁾. Das mag also ein Zeugnis der gleichen Brauchsicht gewesen sein.

Sartori aber geht nunmehr nach diesem Zwischenspiel wieder seiner besonderen Aufgabe, der Schilderung der Steinkohlenförderung am Brennbrennberg nach. Er schildert den Weg von Wandorf zum Brennbrennberg, der sich etwa eine Fußgängerstunde hinzieht, und erfreut sich dann des Bergwerkes, denn es „berechtigt den Patrioten zu noch schöneren Erwartungen.“ Die Steinkohlenförderung und die nahe Zuckerraffinerie regen Sartoris merkantilistische Gedanken mächtig an. Er gibt sogar eine Statistik der Förderung, schildert die Abbauarbeiten, nicht zuletzt von seinem Standpunkt als Geognost. Der franziszeische Zentralist freut sich über die staatliche Verwaltung: „Seit unser allergnädigster Monarch sich mit der ehemals bestandenen k. k. privil. Kanal- und Bergbaukompanie abgefertiget und derselben Gerechtsame und Rechte übernommen haben, ist die Leitung der Geschäfte derselben, mithin auch dieses Bergwerkes, einer eigenen Hofkommission unter dem Vorsitz des k. k. wirklichen geheimen Raths Grafen von Wrba anvertraut worden.“ Und Sartori vergißt nicht darauf hinzuweisen, daß „in einem der nächsten Thäler, eine gute halbe Stunde vom Brennbrennberg entfernt, südwestlich das Ritzinger Steinkohlenbergwerk“ liegt, das auf ihn dem Anblick nach freilich keinen „angenehmen Eindruck“ macht. Das heute auf burgenländischem Boden liegende Werk war offenbar noch recht unansehnlich: „Die ärmliche Hütte, der nasse, schmutzige Stollen, welchen man nur in der äußersten Nothwendigkeit befährt, die kärgliche Ausbeute und die minder gute Qualität der Kohlen mögen daran Schuld seyn, daß sie wenig bekannt und gesucht werden.“ Aber er läßt doch Hoffnung: „Indessen dürfte eine bessere Gattung (Kohle) zu finden seyn, da sie mehr in die Tiefe streichen und der Bau im Ganzen noch gar nicht so weit getrieben ist.“ Nun, auf die Dauer ist doch nur die Brennbrennberger Glanzkohle abbaufähig geblieben.

Sartori hat aber auch den Brennbrennberg und seine Umgebung nicht nur der Kohlenförderung wegen bestiegen. Er fahndet auch hier wieder nach dem schöneren Ausblick. „Dicke Eichenwälder umgeben den Wanderer, wenn er die Anhöhen der an den Brennbrennberg stoßenden Gebirge erklimmt. Kaum ersteigt man die Hälfte derselben, so hat man schon das fürstl. Esterhazysche Gebiet erreicht —“ wir fügen ein: die heutige burgenländische Grenze. „Hundertjährige Eichen mit vielen eingegrabenen Zeichen und Namen bezeichnen die Grenze und erfüllen den Betrachter mit Ehrfurcht. Hat man die Spitzen der Berge erstiegen, so stellt sich dem bewundernden Auge eine Aussicht dar, die alle Beschreibung übersteigt. Beynahe das ganze Ödenburger Komitat, nebst einem guten Theile der benachbarten Gespanschaften übersieht man mit einem Blicke.“ Man muß doch sagen, daß der als nüchtern verschrieene Sartori es sehr gut verstanden hat, auf die „Naturwunder“ auch in unserem Gebiet hinzuweisen, die weiteren Fußwanderer und Panoramenschauer, aber auch die Maler und Zeichner mußten solchen Hinweisen doch geradezu folgen. Und fraglos hat er die nun in rascher Folge erscheinenden literarischen

und bildkünstlerischen Darstellungen auch weitgehend angeregt, die vielen „Spaziergänger“ in Wiens weiteren Umgebungen sind seinen Spuren gefolgt.

Mit Sartori ist also die aufklärerisch-sentimentale Landesforschung des späten 18. Jahrhunderts in die Frühzeit der österreichischen Empire, in die patriotische Erneuerungsliteratur der französischen Periode übergegangen. Ohne ihn und seine Herkunft aus dem geistigen Kreis dieser Männer von Hacquet bis Schultes ist die ganze weitere Landesforschung nicht zu denken. Sie waren alle Entdecker eines bisher in sich ruhenden Landes. Sie waren die großen Reisenden in der eigenen Heimat, die sich soeben als etwas Neues und Besonderes politisch gefunden hatte. Und Sartori hat das Verdienst, in diesem neugestalteten und zugleich neuentdeckten Kaiserstaat Österreich auch das Land an der Ostflanke der Erbländer, dieses Land zwischen Österreich und Ungarn entdeckt zu haben, zumindest einige seiner „Naturwunder“ als Anziehungspunkte namhaft gemacht zu haben. Nun konnte man ihm von den verschiedensten Gesichtspunkten her nachfolgen.

Ein „reisender Nordländer“ in Eisenstadt, 1809

Unter den vielen Reisenden, die in den Jahren der Napoleonischen Kriege zu Anfang des 19. Jahrhunderts Österreich und zumal Wien besuchten, und die darüber auch Aufzeichnungen hinterließen, sind es verhältnismäßig nur wenige gewesen, die auch nach Ungarn fuhren oder ritten, und daher eigentlich auch wenige, die das heutige Burgenland besuchten. Am ehesten kamen solche Besucher, die sich für die Schlösser des Kaiserhauses und des Adels interessierten, als Gäste ins Land. Sie unternahmen außer den obligaten Besichtigungen von Schönbrunn und von Laxenburg auch einen Abstecher nach Eisenstadt. Am Vorabend des großen nationalen Kampfes von 1809 überzeugten sich allerdings manche Besucher aus dem Reich, wie es denn mit dieser letzten Rückzugsmöglichkeit des österreichischen Kaisers stehe. Von diesem Gesichtspunkt aus ist es auch zu verstehen, daß ein in Anonymität gehüllter Reisender der Jahre 1807 bis 1809 sowohl das nördliche wie auch das übrige Ungarn kennenlernte und seine Eindrücke darüber in einer interessanten Reisebeschreibung „Briefe eines reisenden Nordländers“ festhielt³⁹⁾. Der Reisende, der eine ziemlich genaue Sachkenntnis von den Verhältnissen in der Monarchie erworben hatte und dessen musikalische und theatralische Interessen besonders auffallen, soll niemand anders als Johann Friedrich Reichardt, der damals berühmte Musiker und Freund Goethes gewesen sein⁴⁰⁾.

Freilich hat Reichardt seine „Reise nach Wien und den Österreichischen Staaten zu Ende des Jahres 1808 und zu Anfang 1809“ in einem eigenen Werk, „Vertraute Briefe“ überschrieben, dargestellt, die bereits 1810 erschienen, wogegen die „Briefe eines reisenden Nordländers“ 1812 in Köln verlegt wurden. Der angebliche Däne, der seine Reise in Kopenhagen beginnt und über Memel, Königsberg, Danzig, Berlin, Dresden und Nürnberg nach Österreich fährt, mag also doch eine selbständige Person gewesen sein.

Wien und seine Umgebung lernte er auf mehreren Spazierfahrten und Ritten sehr gut kennen und ließ sich auch manches über die ihm begegnenden Persönlichkeiten erzählen, was teils richtig, teils auch nur Klatsch war. Im 21. Brief gibt er davon Nachricht, wie er nach Laxenburg geritten sei, und wie wenig er sich an den eigentümlichen romantischen Bizarrerien dort habe erfreuen können. Es litt ihn dementsprechend auch nur wenige Stunden dort. Das weitere Reiseerlebnis mögen nun seine eigenen Worte schildern:

„Wir ritten den Vormittag noch, unter reinem hellen Himmel auf der schönen Chaussee, die durch anmutige, fruchtbare Felder hinläuft, der ungarischen Gränze zu, und sobald wir diese, ohne allen weiteren Aufenthalt, mit der Sicherheit des privilegierten Adels, betreten hatten, auf schön bepflanzter Chaussee, durch Weinberge von sorgsamem Anbau, auf Eisenstadt, der Residenz des Fürsten Esterhazy. Die kleine schmutzige Stadt, mit ungleichen Straßen und schlechten Häusern mit Schindeldächern, gab eben kein heitres Vorbild von der Herrlichkeit, die wir da erwarteten.

Ich kann nicht ausdrücken, welchen widrigen Eindruck in diesem armen Städtchen neben den zum Theil kümmerlich und kränklich aussehenden Bewohnern das ungeheuer große Schloß des Fürsten mit seinen weiten künstlichen Gartenanlagen, mitten in einer Einöde, auf mich machte. Alles ist da schwerfällig groß, prächtig, üppig, bis auf die herrlichen Grenadiere, die da die Schloßwache machen. Der Fürst soll deren fünfzig und drüber halten.

In dem sehr großen Garten, der mit allerley Gebäuden und künstlichen Anlagen überladen ist, begegneten wir auch dem Fürsten. Ein ziemlich langer, wohlgebauter Mann mit sonderbar kleinem Kopfe und unbedeutendem kalten Gesichte, und doch von auffallend falscher Physiognomie. Er redete uns sehr artig an, schien mehrmalen eine Einladung, ihn ins Schloß zu begleiten, auf den Lippen zu haben; statt ihrer kam aber immer noch eine neue Frage über unsre Reise, Absicht, die näher zur Ergründung unsers Charakters und Standes zu rücken schien. Wir hatten aber vorher schon Abrede genommen, uns nicht fest zu reden, und so behaupteten wir, unter allgemeinen Ausdrücken, unser Incognito, machten uns frei, und besahen die großen Gewächshäuser und eingeschlossenen Pflanzungen voll der herrlichsten Früchte, besonders Trauben von der höchsten Vollkommenheit, wie ich sie noch nie gesehen. Selbst mein glücklicher Südländer gestand, sie in Italien selbst nie schöner gesehen und gegessen zu haben. Es ward uns nicht schwer, einen Korb der schönsten Trauben zu erhalten, die wir in einer anmuthigen Laube mit wahrer Wollust verzehrten. Der süßeste, aromatische Honig füllte den ganzen Mund. Wenn ich eins der Großen und Reichen beneide, so ist es die Fähigkeit, sich, auch unter jedem Clima, den Genuß der schönsten Früchte in Ueberfluß verschaffen zu können. Und wie selten geniessen sie ihren Ueberfluß! Das könnte einen Kälteren dann wieder für die Entbehrung trösten.

Dann gings nach den großen prächtigen Pferdeställen, wo wir viele recht schöne Pferde fanden; Wagen- und Reitpferde von seltener Schönheit. Unter jenen stachen Züge von neapolitanischen und spanischen Pferden, unter diesen Barbaresken ganz vorzüglich hervor. Nun tat es mir fast leid, die Bekanntschaft des Fürsten nicht näher gemacht zu haben. In diesen Ställen, auf diesen Pferden, hätte ich mich wohl eine Weile herumtummeln, so recht an der Lust schwelgen mögen. Unsre Wirtsleute flößten uns nachher noch ein edleres Bedauern ein; sie sprachen uns mit großer Liebe und Verehrung von der milden, freundlichen Fürstin und ihrer schönen Tochter. Des Fürsten ward immer nur kurz und trocken erwähnt. Er hat überall, auch in Wien, nicht den besten Ruf. Seine tolle Ausschweifung mit Weibern und gränzenlose Verschwendung in allem, was da hinein schlägt und zur äußeren Pracht gehört, ist stadt- und landkundig. Nicht nur seine Schlösser, auch die kaiserlichen Hof- und Stadttheater in Wien selbst, über die er die oberste Direction haben soll, macht er zu kleinen und großen Serails, überhäuft sie mit hübschen glatten Gesichtern und runden Leibern, drängt dadurch das wahre Verdienst und Talent zurück, und erstickt nicht selten das Aufblühende im Keime.

Ohnerachtet er einer der allerreichsten Fürsten des Landes und der österreichischen Monarchie ist, denn man schätzt ihn nah einer Million Gulden an Einkünften — diese sind in der letzten Zeit durch die hohen Woll- und Kornpreise, die ein solcher Magnat, trotz allen Ausfuhrverboten, wohl zu

benutzen weiß, unglaublich gestiegen; so versichert man dennoch, daß er bis über die Ohren in Schulden stecke, und mehrmals schon gezwungen war, seine Familienjuwelen und seine reichbesetzten Orden zu veräußern, oder doch zu verpfänden; ja wohl auch manche andere Finanzoperation zu machen, die weder einem Fürsten noch rechtlichen Mann wohl geziemt. Man traut ihm deshalb selbst in der jetzigen kritischen politischen Lage nicht so recht, und fürchtet, daß der Feind an ihm und einigen andern eben nicht kaiserlich gesinnten Ungarn leicht ein Werkzeug finden könnte für seine Absichten mit Ungarn.

Das kann ich mir nun kaum als möglich denken bei einem solchen Mann und Fürsten, der in der vollkommensten Unabhängigkeit, im Schutze der guten alten bekannten Macht, ein Leben führen könnte, wie fast kein großer Regent, der seine Pflicht erfüllen will, zu leben vermag. Doch daß dieser Fürst dafür eben keinen gesunden, reinen Sinn hat, sieht man ihm freilich wohl schon hinlänglich an, wenn man es auch nicht von allen Seiten her bezeugen hörte. Und wie viele Fürsten von allen regierenden und abhängigen kleinen deutschen Fürsten haben wohl diesen guten gesunden Sinn von jeher gezeigt? Mein braver Italiener meint, es sey in Italien ganz eben so, wo sie das französische: *tout comme chez nous*, noch besser mit: *comme la nostra familie*, ausdrücken. Ja wohl ist sich der Mensch auf der Höhe wie in der Niederung so ziemlich überall gleich.

Der Vater des Fürsten soll den Aufwand und die Verschwendung für äußere Pracht noch viel weiter getrieben haben, hatte auch Opern- und Marionettentheater und eine sehr ansehnliche Capelle, die der berühmte Haydn dirigierte. Von alle dem soll wohl noch etwas da beisammen seyn, aber doch sehr einzeln und zerstückelt: wie denn auch das, was wir den Abend an einem halbgesungenen und halbgesprochenen Possenspiel anhörten, bis auf einige hübsche Stimmen, sehr unbedeutend war.

In unserm Wirthshaus wurden wir auch eben nicht sonderlich bedient; doch verschaffte man uns, da wir den Wein des Hauses nicht trinken mochten, für gutes Geld sehr guten herben Ungarwein, der viel Aehnlichkeit mit Drymadera hatte, wahrscheinlich aus dem fürstlichen Keller, um die Ehre des Hauses und der Residenz zu retten; denn es dauerte ziemlich lange, ehe wir ihn erhielten.

Den andern Morgen nahmen wir unsern Weg längs dem meilenlangen Neusiedler See hin, der bald hinter dem Schlosse und den fürstlichen Anlagen sich zeigt, wo er seine nächste Umgebung schon in Sumpf und Morast verwandelt hat und alljährlich in Verschlingung guten urbaren Landes immer mehr um sich greift. Unbegreiflich ist es, wie ein Fürst solche ungeheure Summen für Anlagen in einer solchen öden grundschlechten Gegend verschwenden kann. Doch die meisten Großen wissen ja gar nicht, was sie wollen, sie mögen bauen und aufrichten, oder zerstören. Wissen es doch kaum, denen eher Zeit und hinlänglich Ungemach gegönnt wird, um zur Besinnung zu kommen und wenigstens noch zur rechten Zeit durch Schaden klug zu werden.

Wir waren froh, die fatale sumpfige Niederung, die rundum Fieber und Rheumatismus verbreitet, hinter uns zu haben, und schlugen die große Oedenburger Straße auf Preßburg ein. Gern hätte ich hier zum Gedächtnis an ein steinern Heiligenbild geschrieben:

© LibriVox - Public Domain Audiobooks Project - www.libriVox.org
© LibriVox - Public Domain Audiobooks Project - www.libriVox.org

Wollt ihr den reichsten Armen sehn,
Müßt ihr zum Esterhazy gehn.
Wollt ihr an Thorheit euch belehren,
Durch Laxenburg nach Hause kehren.“

Man hört es an dem überheblichen Ton, daß dieser „reisende Nordländer“ nicht nur räumlich aus dem Norden, sondern geistig noch ganz aus der kalten Aufklärung, einer mißmutigen Vernünftetei, kam, ohne Gefühl für die Landschaft und ihre Menschen. Er ist mehr am Tratsch über den Fürsten, — es handelt sich um Fürst Nikolaus IV. Esterhazy (geboren 12. Dezember 1765, gestorben 25. November 1833) — interessiert als an Land und Volk ⁴¹). Der Tratsch berichtete ihm freilich manchen bezeichnenden Zug. Die „unangenehmen finanziellen Lagen“, in die der Fürst mitunter geriet, waren allgemein bekannt. Aber der Reisende von 1809, anscheinend noch von jugendlicher Krittelsucht erfüllt, hatte nicht einmal den monumentalen Neubau der Gartenseite des Schlosses erwähnt, der erst 1805 fertiggestellt worden war: Diese Kompensation der „Verschwendungssucht“ rechtfertigt bis heute den Fürsten. Das hat der Franzose Alexander Marquis de Laborde in den gleichen Jahren viel gerechter gesehen und dargestellt ⁴²). Die ungeheure Spannung zwischen diesen fürstlichen Bauten und der Ackerlandschaft der hörigen Bauern kommt bei dem „Nordländer“ freilich deutlich zum Ausdruck. Da grollen sozialrevolutionäre Töne nach. Sie waren freilich auf burgenländischem Boden noch nicht aktuell.

Grundfalsch waren übrigens die politischen Verdächtigungen des Fürsten, die der „reisende Nordländer“ kolportierte. In Napoleons Proklamationen von 1805 und 1809 war er tatsächlich als Wahlkönig von Ungarn vorgeschlagen worden, war aber kaisertreu geblieben und stellte wie schon 1797 so auch 1809 wieder ein Freiwilligenkorps seiner Untertanen auf, das gegen die Franzosen kämpfte ⁴³). Man muß also diese „Reisebriefe“, wie so viele andere auch, zeitkritisch lesen. Die Zeitgenossen, die oft sehr überheblich urteilten, waren mitunter ganz falsch orientiert, verbreiteten ihre aus dem Wirtshausratsch gewonnenen Kenntnisse literarisch, und brachten sich dabei unwissentlich um so manchen möglichen Gewinn ihrer Reisen. Der „Reisende Nordländer“ hat also vom Burgenland noch sehr wenig gehabt, die Brille der Voreingenommenheit verdunkelte ihm die Lichtseiten unserer Landschaft, an denen es auch damals nicht mangelte ⁴⁴).

Johann Adam Klein

Der Nürnberger Maler Johann Adam Klein, wie sein Wiener Kunst- und Zeitgenosse Ferdinand Georg Waldmüller der Sohn eines Wirtes, wurde am 14. November 1792 geboren⁴⁵⁾. Frühzeitig seine Begabung für die bildende Kunst, insbesondere für Zeichnung und Radierung erweisend, fand er das Wohlwollen des Nürnberger Kunsthändlers Frauenholz, so daß er 1811, als knapp Neunzehnjähriger also, den Weg in die Kunstwelt, die Reise nach Wien antreten konnte. Der fleißige Kunstschüler fand sich hier gut aufgenommen. Sein großes realistisches Talent fand Verständnis und Anerkennung. Wiener Künstler wie Bartsch, Molitor, Rechberger, Krafft, Petter, Gauermann, Ruß und andere wandten ihm ihre Freundschaft zu. Die Entdeckung der heimatlichen Umwelt, der Landschaft und des Volkslebens Österreichs war, im Gefolge der Befreiungskriege, gerade in Gang gekommen. Kunsthistorisch ist die Entdeckung der Alpenländer, insbesondere die Salzburgs und des Berchtesgadener Landes, berühmt geworden⁴⁶⁾. Die Wiener Künstler der Zeit, und zwar sowohl die Realisten im Sinne des alten Goethe sowie die jungen Romantiker, wandten sich aber durchaus nicht einseitig nur den Alpen zu, sondern sahen auch das Volksleben in und um Wien sowie im Osten, an den Grenzen Ungarns und der Slowakei, mit eben so offenen Augen. Klein hatte dafür ein besonderes Verständnis. C. Jahn, sein Biograph, faßt schon 1863 diese Neigungen kurz zusammen, daß „er angeregt durch den lebhaften Verkehr der Residenz, mit Vorliebe die malerischen National-Costüme und deren interessante Träger aus der Walachei, aus Ungarn, Polen und den Kronländern, die originellen Fuhrwerke und die Pferderassen des Kaiserstaates mit leidenschaftlichem Eifer studierte, daneben nicht allein regelmäßig die k. k. Akademie bei St. Anna besuchte, sondern auch sehr fleißig radierte und zufrieden und glücklich in dieser neuen Welt sich der behaglichsten und angenehmsten Verhältnisse erfreute⁴⁷⁾.“ Klein arbeitete in dieser Zeit nicht nur fleißig an den besagten Themen, er kam auch mit Persönlichkeiten in Berührung, die an diesen Themen besonders interessiert waren. Dazu zählt jedenfalls der Verwalter Joseph Zahlbrucker, der die Herrschaft Thernberg im südlichen Niederösterreich für den Erzherzog Johann verwaltete⁴⁸⁾. Die ersten Berührungen zur frühen österreichischen Volkskunde scheinen damit hergestellt. 1814 ist Klein bei Zahlbrucker in Thernberg an der niederösterreichisch-steirischen Grenze gewesen, und Jahn berichtet, er habe dort „die ausgiebigste Gelegenheit gehabt, wochenlang dem Studium von Haustieren und ländlichen Szenen mit aller Bequemlichkeit an Ort und Stelle obzuliegen“. Dabei ist Klein wohl auch an die burgenländische, damals ungarische Grenze gelangt und hat unter anderem die „Burg Landsee bei Ödenburg am Neusiedler See in Ungarn“ gezeichnet, wie die etwas konfuse Beschreibung der aquarellierten Feder- und Bleistiftzeichnung von 1814 lautet⁴⁹⁾. Man erinnert sich des steigenden Burgen- und Ruineninteresses der Zeit: 1828 folgt die ausführliche literarische Beschreibung der Ruine Landsee durch Josef E. Scheiger⁵⁰⁾. Klein hat aber schon 1813/1814 mit Zeichnungen

von niederösterreichischen Ruinen wie Rauhenack und Rauhenstein bei Baden Interesse erweckt. Im Burgenland sollte auf Landsee späterhin noch Forchtenstein folgen.

Im Jahre 1814 konnte Klein auch weiter in den Osten der Monarchie einreisen, mit seinem Freund Mansfeld und Feil ging er im Sommer dieses Jahres nach dem Palffyschen Bergschloß Beilstein in Ungarn, von wo er über Preßburg zurückkehrte. Es scheint sich leider nicht feststellen zu lassen, welche seiner Trachtenbilder Ergebnisse dieser Reise waren.

Von 1815 bis Anfang 1816 ging Klein, bewogen durch seinen Kunsthändler Frauenholz, nach Nürnberg zurück. Aber schon im Jahr 1816 zog es den Künstler nach Wien zurück. Er fuhr diesmal auf der Donau, begleitet von seinem sehr begabten Jugendfreund und Kunstgenossen Johann Christoph Erhard. Er widmete sich in Wien nunmehr stärker der Ölmalerei, wurde dem Fürsten Metternich empfohlen und kam durch diesen auf das herrschaftliche Gestüt Kopcsan in Ungarn. Er hat auch dort außer den pflichtgemäßen Pferdestudien sicherlich Trachtenbilder gemalt.

Im Sommer 1817 starb Kleins Vater. Zur tröstlichen Aufmunterung unternahm der Künstler zusammen mit seinen Freunden Joseph und Heinrich Mansfeld eine kleine Reise nach Eisenstadt und nach Forchtenau, wobei er viele Skizzen gemacht haben muß. Zu seiner Zeit wurde nur bekannt, daß er „ein Bild mit ungarischen Fuhrleuten und Slowaken malte, welches der König Maximilian von Bayern für sein Cabinet kaufte“. Nürnberg war ja nun bayerisch geworden, und die Künstler begannen sich allmählich München zuzuwenden. Da ist also wohl ein auf burgenländischen Skizzen beruhendes Bild Kleins späterhin in München in Galeriebesitz gelangt, ohne daß wir bisher Näheres wußten⁵¹⁾. Wir kennen von der Sommerreise ins Burgenland nur eine mit „19. August 1817“ datierte Bleistiftzeichnung „Ansicht des Schlosses Forchtenstein und des Marktes Forchtenau, mit der Ansicht auf den Neusiedler See und Ödenburg in Ungarn“, heute im Besitz des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg⁵²⁾. Vielleicht stammt von der vorhergehenden oder von dieser Reise auch die lavierte Bleistiftzeichnung „Windmühle“ im gleichen Besitz. Andere Blätter aus anderem Gebiet mögen sich noch unerkannt in anderen Sammlungen befinden.

1819 ging Klein nach Nürnberg zurück, 1837 übersiedelte er nach München, dem immer stärker aufsteigenden Zentrum bildender Kunst, und blieb dort bis zu seinem am 11. Mai 1875 erfolgten Tod. Der in der Jugend hochangesehene Kleinmeister überlebte sich und seinen Stil um fast ein halbes Jahrhundert. Für uns bleibt seine realistisch-romantische Jugend in Wien von größtem Interesse. Zeigt doch das graphische Werk dieser seiner besten Jahre, daß er mitten in der Bewegung der Erneuerung des Kaisertums Österreich stand, die unter vielen anderen eben auch die künstlerische Entdeckung unserer Heimat brachte. Eine Entdeckung, die, wie gerade die Werke Kleins zeigen, sich durchaus nicht auf die Alpen beschränkte, sondern auch das Ostland Österreichs gern mit einbezog. Bei dem Realisten Klein tritt da der gleiche Zug zutage wie bei dem Romantiker Ludwig F. Schnorr von Carolsfeld, der um 1837 wieder die gleichen Landschaften mit eindrucksfähigem Malerauge erschaute. Aber Johann Adam Klein war eben nicht weniger als volle zwei Jahrzehnte früher dran, er ist gewissermaßen der „Maler der Goethezeit⁵³⁾“ im Burgenland gewesen⁵⁴⁾.

Alexander Marquis de Laborde

Mit dem Namen Alexander Joseph Marquis de Laborde verbindet der Bücherkenner einen ganz bestimmten Eindruck: nämlich den einiger großer Prachtwerke, kostbar gedruckter Reisebeschreibungen, die sich schon durch ihr gewaltiges Format auszeichnen, aber auch durch die prachtvolle Illustration, von den besten Künstlern der Empirezeit geschaffen. Die Texte dagegen sind nicht von der entsprechenden geistigen Höhe, es sind Erzeugnisse vornehmer Standeskultur, Wiedergaben von Kavaliereisen, aber erfreulicherweise doch immer von Verständnis für Landschaft und Volkstum erfüllt.

Alexander Louis Joseph, Marquis de Laborde, der Sohn eines großen französischen Finanzmannes unter Ludwig XV., wurde 1774 in Paris geboren⁵⁵⁾. Bei Ausbruch der französischen Revolution ging er als charakteristischer Vertreter des Ancien regime in die Emigration, und zwar nach Österreich. Er machte in österreichischen Kriegsdiensten die ersten Feldzüge gegen die französische Republik mit. Nach dem Friedensschluß Österreichs mit Frankreich von Campo Formio, 1797, kehrte er nach Frankreich zurück und unternahm zahlreiche Reisen nach England, Holland, Italien und Spanien, die er in den erwähnten Prachtwerken beschrieb und illustrieren ließ. Im Sinn seiner Zeit nannte er seine Reise direkt „Voyages pittoresques“, malerische Reisen, sie und ihre Bebilderungen stellen daher wichtige Stufen auf dem Wege vom reinen Klassizismus zur kommenden Romantik dar. Die Beziehungen zu Österreich hat de Laborde in dieser wie in jeder anderen Hinsicht nie unterbrochen.

In dankbarer Erinnerung an seine Gastheimat Österreich veröffentlichte er neben seinen vielbändigen Reisebeschreibungen von Spanien im Jahre 1821 ein zweibändiges Werk über Österreich: „Voyages pittoresques en Autriche“, das in prachtvoller Ausstattung in Paris erschien⁵⁶⁾, und von der Begeisterung des Aristokraten für den neuen österreichischen Kaiserstaat Zeugnis ablegt, dessen Geschichte bis zu Franz I. im ersten Band ausführlich dargestellt ist. De Laborde hat bei seinen „Malerischen Reisen“ durch Österreich hauptsächlich das eigentliche Donau-Österreich im Auge, und hat auch dessen „pittoreske“ Schönheiten durch die dafür geeigneten Maler der Zeit darstellen lassen, vor allem durch Jakob Gauer mann. Auf den Reisen rund um Wien hat De Laborde nun auch eine Route über Wiener-Neustadt nach Eisenstadt und zurück über Carnuntum nach Wien gezogen. Das Ergebnis für das Burgenland ist selbstverständlich nicht sehr groß: aber ein Reiseeindruck war doch so bestimmend, daß er ihn malerisch darstellen ließ, nämlich der des Schlosses von Eisenstadt. Dieses „Chateau d'Eisenstadt a. S. A. le Prince d'Estherazy“ regte De Laborde sogar zu Vergleichen mit den Prachtgebäuden Wiens an, die ihn nicht sehr angesprochen hatten; es mangelte ihnen in seinen Augen ein bedeutenderer Monumentalstil. Hier urteilte der reine Klassizist, ein Mann auf der geschmacklichen Höhe seiner Zeit, der Stilreinheit, der „pureté“ im Sinne der eben erwachsenen antikisierenden Kunst suchte. Was ihm da in Wien, dem alten gotischen und barocken Wien, fehlte, das fand

er nun in Eisenstadt, wo soeben, 1805, der Umbau des Schlosses nach den Plänen von Charles Moreau fertiggestellt worden war⁵⁷). De Laborde erwähnt die Leistung Moreaus ausdrücklich, durch ihn wurde das Esterhazy-Schloß nach de Labordes Meinung zu „einem der schönsten Paläste Europas“. Und de Laborde hatte damals schon viel gesehen.

Er bringt denn auch als einzige Abbildung aus dem Burgenland die Ansicht des Schlosses von der Gartenfront, und zwar von Moreau selbst, in dem Stich von Benedikt Piringer, also jene Ansicht, die 1813 in der Ausstellung der Akademie der bildenden Künste bei St. Anna in Wien dargeboten worden war⁵⁸). Wir denken einen Augenblick daran, daß der junge Realist und Akademieschüler Johann Adam Klein sie dort gesehen haben mag. Interessiert hat sie ihn zweifellos nicht, seine eigene Kunst lag nicht auf dieser französisch-klassizistischen Linie. Für uns ist aber der Stich dennoch wichtig, wir erkennen aus ihm einen wichtigen Beweis für das persönliche Schaffen Moreaus am Eisenstädter Schloß. Der Marquis de Laborde war offenbar über den Anteil seines Landsmannes durchaus orientiert, und ein Teil des hohen Lobes, das er dem Bau spendete, mag auch darauf zurückzuführen sein: „Dieses Schloß, vom höchsten Stil der Architektur, macht Herrn Moreau wirklich Ehre.“

Das Schloß in seiner klassizistischen Erneuerung, sein Architekt und der aristokratische Reisende, der es besuchte und in seinem Reisewerk abbilden ließ, sie stellen also zusammen ausschnittweise und bildhaft zugleich den Geist des Empire dar, wie er in jenen Jahren über Europa wehte, und dessen mächtige Spur uns in Eisenstadt erhalten geblieben ist.

Der Marquis selbst ist vielleicht auch nach dieser Epoche, nach seinen ersten Eindrücken von Moreaus Bau noch einmal in Eisenstadt gewesen. In Österreich besaß er seine Verbindungen, und das erneuerte französische Königtum bediente sich seiner auch dementsprechend. Lebte doch hier im franziszeischen Österreich der Sohn Napoleons I., der Herzog von Reichstadt, der bis 1830 vom Grafen Moritz Esterhazy betreut wurde. König Louis Philippe, der Bürgerkönig, hatte sich den Marquis zum Adjatanten genommen, und versuchte durch ihn den Herzog für sich zu gewinnen. Vielleicht war der Vielseitige damals schon Bonapartist, — später, um 1840 wurde er es ganz bestimmt, damals begann er für den jungen Revolutionär einzutreten, der späterhin als Napoleon III. Kaiser werden sollte⁵⁹). Aber das erlebte der alte Aristokrat nicht mehr. Er starb am 19. Oktober 1842. Viele Fäden der österreichisch-französischen Beziehungen jener Jahrzehnte waren durch seine Hand gegangen. Einige anscheinend auch in und über das Eisenstädter Schloß, das er „einen der schönsten Paläste Europas“ genannt hatte⁶⁰).

Karoline Pichler und Theresia von Artner

Die zartsinnige und doch stark volksverbundene Ödenburger Adelige Theresia von Artner, die unter dem Dichternamen Theone in der Zeit des österreichischen Klassizismus sich Rang und Namen erscrieb, hat der Landschaft um den Neusiedler See viel an Stimmung zu verdanken gehabt⁶¹). So verhalten dies auch aus ihren hochdeutschen Gedichten hervorgeht, ihr Mundartgedicht zur Hochzeit des Harkauer evangelischen Pfarrers Samuel Schiller erweist ihre Verbundenheit mit Volk und Heimat des Heanzlandes ganz deutlich⁶²). Will man sich die atmosphärische und geistige Stimmung vergegenwärtigen, in der diese ungewöhnliche Frau lebte und schuf (1772—1829), so greift man aber am besten nach einem zeitgenössischen Bericht. Glücklicherweise stammt dieser von einer Gefährtin der Dichterin auf dem österreichischen Parnaß, sogar der zu ihrer Zeit bei weitem berühmtesten, der großen Wiener Erzählerin Karoline von Pichler⁶³).

Frau von Pichler wurde im Frühling des Jahres 1814 von Graf Szecheny eingeladen, einige Wochen auf seinem Gut Zinkendorf (dem heutigen Großzinkendorf-Nagyczenk) knapp östlich der gegenwärtigen burgenländischen Grenze, zur Erholung zu verbringen. Man fuhr gegen Ende Mai auf dem üblichen Poststraßenweg über Laxenburg, Wimpassing, „neben Eisenstadt hin“ nach Ödenburg. Dort wurde das Haus des Grafen Szecheny besichtigt und nach Tisch wieder nach Schloß Zinkendorf weitergefahren. Das Schloß und besonders der gepflegte Garten mit seinen zahllosen Nachtigallen gefielen der empfindsamen Dichterin sehr. Es war eine Stätte des Friedens, an der man auch von den eben verhallten Tönen der Napoleonischen Kriege kaum viel vernommen hatte. Karoline von Pichler hat das adelige Landleben der gräflichen Familie in Zinkendorf mit Behaglichkeit geschildert und sicherlich auch so empfunden. In dieser Sphäre der Ruhe und gesellschaftlichen Abgeklärtheit fügte sich nun auch die Persönlichkeit Theresias von Artner ein, die mit der Familie des Barons, späteren Grafen Emerich Zay von Csömör aus Ödenburg zu Besuch nach Zinkendorf kam. Theresia, damals zweiundvierzigjährig, stammte aus Schintau im Preßburger Komitat. Sie war, als Tochter eines Generalmajors, vorzüglich erzogen, und konnte auch selbst erziehen. Karoline Pichler schildert den für sie und ihre Dichterin freundschaftlichen Tag ihres Zusammentreffens noch viel später mit tiefem Empfinden: „Ich verweile mit wehmütiger Lust bei diesem Punkt meines Lebens,“ der mit so weitreichenden als sanften, erfreulichen Wirkungen in meine künftigen Tage eingriff.“ Therese von Artner kam als Erzieherin des Sohnes der Familie Zay, und mit ihr ihre Schwester Wilhelmine von Artner. Ihre geistige Gefährtin aber war die Mutter ihres Pfleglings, die Gräfin Marie Elisabeth Helene Zay von Csömör, die unter ihrem Einfluß auch zu dichten begonnen hatte⁶⁴). Es ist begreiflich, daß sich beide Frauen sogleich der herzenswarmen Wiener Dichterin zuwandten und mit ihr einen lebenslang währenden Freundschaftsbund schlossen. Karoline Pichler erkannte die „echte Geistesbildung“ der neuen Freundinnen und fühlte sich bei ihnen wohl. An

diesem Punkte darf man wohl ihr, das heißt ihren Memoiren, das Wort überlassen.

„Mir ward sogleich wohl unter diesen Menschen. Lebhaft und bedeutende Gespräche knüpften sich zwischen den Fremden und mir an, wir fühlten uns einander nahe, obwohl wir uns an diesem Tage zum erstenmale sahen, und ein herzliches Freundschaftsband, das den ganzen Kreis umschloß und wovon einige noch innigere Empfindungen hegten, vereinte uns durch ein nun verflossenes Vierteljahrhundert und bewahrt auch den leider! Vielen, die seit dem schon aus dieser Zahl hinübergegangen sind, über den Gräbern ein lebhaftes, dankbares Andenken.

Eines Nachmittags wurde eine Spazierfahrt ins Juliental bestimmt. Auf der weiten Fläche, die das Schloß ringsum umgab, konnte ich mir nicht vorstellen, wo denn dies Tal, das doch Berge oder mindestens Hügel voraussetzte, liegen sollte, wenn wir nicht vielleicht bis nach Ödenburg fahren würden. Aber es zeigte sich bald anders. — Nicht sehr lange fuhren wir über die Ebene hin, als sich plötzlich eine überraschende Aussicht darbot. Am Ende des Plateaus, wenn ich mich dieses Wortes bedienen darf, auf dem Zinkendorf liegt, senkt sich plötzlich der Grund. Schön begrünte und bebüschte Hügel ziehen sich rechter Hand an der Höhe hinab, ebensolche werden an der linken Seite sichtbar, und unten breitet sich auf einmal eine ungeheure Wasserfläche aus. Das war der Neusiedler See, den hier von der Seite, wo wir uns befanden, jene lieblich grünen Hügel umsäumten, die sich auf der linken Seite noch eine Strecke am Ufer zogen, während die rechte Seite flach auslief, und gegenüber der weite Wasserspiegel ohne erkennbare Ufer das Bild eines Meeres darbot. Mich überraschte und ergriff diese scheinbare Unendlichkeit und überhaupt das ganze, so unerwartete Landschaftsbild, und mit sehr regem Gefühl für diese Schönheit und für den Umtausch lebendiger Gedanken und Empfindungen stieg ich mit der Gesellschaft, die nun allesamt die Wagen verlassen hatte, auf angenehmem Pfade durch dies Juliental hinab, das der Graf zu einem kleinen englischen Garten hatte umschaffen und nach dem Namen seiner Frau nennen lassen. Auch ein hübscher Pavillon in Tempelform stand auf einer der Anhöhen und trug den Namen des Erzherzogs Palatin, der, wenn ich mich recht erinnere, dies Tal einst mit seiner Gegenwart beehrt hatte⁶⁵.“

Dort nun, in dieser naturschönen und kunstbereicherten Landschaft, fanden sich die beiden empfindsamen Dichterinnen: Therese von Artner, „zu welcher mich von dem ersten Augenblick unserer Bekanntschaft an ein innerer Hang gezogen und mich hier eine gleichgestimmte Seele hatte ahnen lassen“, kam Karoline von Pichler sehr nahe. Die Wiener Dichterin sah hinter der bescheidenen leiblichen Hülle der Ödenburger Erzieherin die „angeregte Seele“ mit „ihrer wirklich hohen und klaren Schönheit“. Was an Therese von Artner die Dichterin ausmachte, scheint in dieser so tief empfundenen und schön geschilderten Landschaft am Südufer des Neusiedler Sees besonders deutlich zum Ausdruck gekommen zu sein. „So“, schreibt die Wiener Dichterin noch nach vielen Jahren, „so zeigte sie sich auch mir an jenem unvergeßlichen Tage im Juliental, da erkannten sich unsere Geister, da hatten beide, die irdische Hülle durchstrahlend, einander schwesterlich und liebend umfaßt, und den Bund treuer Anhänglichkeit und Freundschaft geschlossen, der über Theresens nun schon lange begrüntes Grab hinaus gewiß noch zwischen unsern Seelen in Gott besteht.“

Karoline Pichlers Besuch in Zinkendorf währte nach dieser Begegnung noch einige Tage. Die Dichterin hat im Garten des Schlosses an einigen Festgedichten gearbeitet, die für den Einzug Kaiser Franz I. in Wien bestimmt waren, besonders an einem, das die Gefühle der Taubstummen ausdrücken sollte. „Ich tat es, und in Zinkendorf wurde es vollendet, während ich in den Schattengängen des Gartens unter dem Geflöte der Nachtigallen herumwandelte.“ Die idealistisch-vergeistigte Art, die Frau von Pichler und ihre Freundin beseelte, verband sich hier ganz im Geist ihrer Zeit mit echtestem Patriotismus. Man spürt noch im Nachempfinden jener Jahre, daß Menschen wie die beiden Dichterinnen, die sich damals in Zinkendorf trafen, an der Wiege des neuen österreichischen Vaterlandsgedankens standen. Geistige Größe und tiefes Empfinden für die heimische Landschaft gehörten dabei mit zu den wichtigsten Grundlagen, auf denen der erneuerte Staat aufbauen konnte⁶⁶).

Biedermeier und Romantik

Was sich im Zeitalter des Empire, des österreichischen Klassizismus angebahnt hatte, vollendete sich in seiner Weise in den Jahrzehnten zwischen 1815 und 1848, in Romantik, soweit man in Österreich davon sprechen kann, in Biedermeier und Vormärz. Im Zeitalter der Friedensregierung Franz des Ersten, sicherlich auch im Zeitalter Metternichs, einem in vieler Hinsicht unpolitischen Zeitabschnitt, dafür aber der Epoche einer ungemein hochstehenden Kunstkultur. In dieser Hinsicht zweifellos eine Blütezeit: Musikalisch noch von Beethoven und Schubert eingeleitet, malerisch von den großen Wiener Genremalern, aber auch von dem köstlichen Romantiker Schwind und andererseits von den immer zahlreicher werdenden Landschaftern erfüllt, literarisch mit der Dichterreihe von Grillparzer bis zu Stifter einerseits, bis zu den guten Volksschriftstellern wie Vogl andererseits gesegnet, — das von Wien aus geprägte Österreich hat nicht so bald wieder einen derartigen Reichtum besessen. Da mußten sich Beziehungen auch zu unserem Grenzland ergeben, in der Anknüpfung an frühere, schon in der Empirezeit gespannene Fäden, wie in der Aufrollung neuer.

Und so sehen wir denn diesem kulturellen Reichtum entsprechend Dichter, Maler, Topographen und Gelehrte verschiedenster Richtungen den Weg über die Leitha finden. Wien ist in den Jahren um den Kongreß, in den Jahren der katholischen Romantik eines Friedrich Schlegel, eines Eichendorff, ein deutsches literarisches Zentrum höchsten Grades, was Wunder, daß ausgesprochene Kinder dieser Zeit und Zeitströmung hierher und von hier auch ins Grenzland finden: Zacharias Werner ist das erstaunliche Zeugnis eines solchen Besuches, schon 1817/1818. Von den Romantikern österreichischer Prägung kommen Maler, Dichter und Musiker aus den verschiedensten Gründen in den folgenden Jahren nach Eisenstadt, an den Neusiedlersee, überhaupt eben hierher. Moritz von Schwind unternimmt 1821 mit Freunden eine Reise von Wien auf der Donau nach Hainburg, und geht mit ihnen von dort nach dem Süden, an den Neusiedlersee, und kehrt dann auf der Poststraße nach Wien zurück⁶⁷⁾. Er hat darüber einen gereimten Reisebericht verfaßt und mit fröhlichen Zeichnungen geschmückt, leider scheint das ganze aparte Opus verschollen zu sein⁶⁸⁾. Nikolaus Lenau, der Dichter der Schilllieder, wiederum sah unser Land von der anderen Seite, von Osten her, obwohl auch er aus Wien kam. 1822/1823 war er in Preßburg, dann in Ungarisch-Altenburg, und ritt und ging einsam über den Heideboden, an den Leithastrand, wie er im Gedicht niederschreibt. Und der gemeinsame Freund von Schwind und Lenau, Franz Schubert, kam noch im Jahr seines Todes, 1828, nach Eisenstadt. Sein Bruder Ferdinand hat nach seinem Tod über den gemeinsamen Ausflug berichtet: „Schon im September (1828) kränkelte und medizinierte Schubert. Seine Unpäßlichkeit nahm indes wieder ab. Er machte daher anfangs Oktober in Gesellschaft seines Bruders Ferdinand und zweier anderer Freunde eine kleine Lustreise nach Unter-Waltersdorf, und von da

einen Ausflug nach Eisenstadt, allwo er Josef Haydns Grabmal aufsuchte und sich dabei ziemlich lange verweilte. Er war während dieser drei Reisetage höchst mäßig in Speise und Trank, dabei aber sehr heiter und hatte manche muntere Einfälle. Als er wieder nach Wien kam, nahm seine Unpäßlichkeit wieder zu⁶⁹⁾." Wieder einmal war es also die Andacht zu Haydn, die Anlaß zu einer solchen künstlerischen Pilgerschaft nach Eisenstadt war. Manche andere auch noch in viel späteren Epochen sollten ihr folgen.

Von den Topographen und anderen Gelehrten folgten den Spuren eines Franz Sartori einige ganz verschiedene Persönlichkeiten. Am nächsten kommt von ihnen der Schauspieler Franz Carl Weidmann dem Reiseschriftsteller und Bücherzensor Sartori, denn gerade Weidmann ist einer der fruchtbarsten Reisebeschreiber und Verfasser von Reiseführern in diesem Zeitraum geworden. In mancher Hinsicht einer der Erfüller jener Pläne, die Sartori in den Blütetagen des neu erwachten österreichischen Vaterlandsgefühles gehegt hatte. Gleichzeitig mit Weidmann, im gleichen Jahr 1818 kam aber auch ein französischer Spezialist, der Geologe und Mineraloge François Sulpice Beudant, der eine dementsprechende Forschungsreise durch Ungarn durchführte, deren schriftliche Ausarbeitung 1822 in Paris erschien⁷⁰⁾. Und wie Sartori widmete auch Beudant den Kohlengruben des Brennberges sein Interesse, er erwo den Zusammenhang mit der Ritzinger Kohle, schilderte einen Flözbrand und seine Bekämpfung, kurz lieferte diesen und einige weitere Beiträge zur frühen Landeskunde, insbesondere der Geologie des Burgenlandes.

Die Skizzen Schwinds aus dem nördlichen Burgenland sind uns bisher nicht bekannt geworden. Sie waren aber offenbar nicht in topographischer Absicht geschaffen worden. Das blieb in diesen Zwanzigerjahren anscheinend dem aus einer Wiener Malerfamilie stammenden Anton Ritter von Perger vorbehalten, der späterhin zum angesehenen Historienmaler, aber auch zum Kunstschriftsteller und Mittelalter-Archäologen von Rang wurde, der den neu gegründeten Zentralkommission für die Pflege der historischen Denkmäler, der Vorläuferin des heutigen Bundesdenkmalamtes, treue Dienste leisten sollte⁷¹⁾. Perger besuchte jedenfalls 1826 das nördliche Burgenland und malte Ölbilder, vermutlich zuhause auf Grund von im Lande geschaffenen Skizzen. Wir haben jedenfalls eine Nachricht über das damals gemalte Bild „Das fürstlich Esterhazysche Schloß Forchtenstein“. Das Motiv ist schon für den späteren Archäologen und Denkmalpfleger Perger bezeichnend: Der Marquis de Laborde hatte noch das strahlend neue klassizistische Esterhazy-Schloß in Eisenstadt zeichnen lassen, der Stich Benedikt Piringers lag in dem 1821 erschienenen Prachtwerk vor. Die Zeit hatte sich aber längst davon abgewandt, die „romantischen“ Burgen begannen viel interessanter zu werden.

Die Dreißigerjahre setzen mit der liebenswürdigen Reisebeschreibung des schlichten Fußwanderers Adalbert Krickel ein. Diese empfindsamen Reisenden, diese Spaziergänger besuchten sämtliche „Umgebungen Wiens“ in diesem Stil, zu Weidmann und Krickel tritt der eifrige Adolf Schmidl. Die „Entdeckung“ ist in vollem Gang, wenn man von „Biedermeier“ in diesem Zusammenhang sprechen will, dann muß man vor allem dieser Männer gedenken. Sie haben das bezeichnende bürgerliche „Lebensgefühl des Biedermeier“ am stärksten verkörpert, durch sie ist auch unser Grenzland in dieser wichtigen Periode auf eine ganz besonders zeitbezeichnende Weise an das

franziszeische, wienerische Österreich herangezogen worden ⁷²). Wenn man das eigenartige Innenleben dieser Epoche kennt, wird man aber über der äußeren Biederkeit dieser Fuß- und Wagenreisenden nicht vergessen, daß sie und ihre bedeutenderen Zeitgenossen erregbare, hochempfindliche Menschen waren, die nur deshalb unserer Übergangslandschaft so aufgeschlossen waren, weil sie für alle derartigen Situationen ein besonderes Organ besaßen. Bisweilen steigerte sich diese biedermeierliche Empfindung bekanntlich bis zum Krankhaften: Von unseren Entdeckern und Besuchern muß mindestens bei Lenau und bei Vogl darauf hingewiesen werden ⁷³).

Auch in den Dreißigerjahren kamen wieder fremde Gäste, die der weiteren Erforschung und Kenntnissnahme neue Anstöße gaben. Wir weisen hier nur auf den englischen Reisenden John Paget hin, dessen Reisebuch von 1836 schon kommende Unwetter ahnen läßt. Die Spätromantiker der Zeit mögen davon noch kaum etwas bemerkt haben. Einer der Maler der noch hellfarbigen Welt war Ludwig F. Schnorr von Carolsfeld, der anscheinend 1837 den Neusiedlersee in einem kleinen Bild dargestellt hat ⁷⁴). Er ist der Maler des wunderbaren Bildes der „Breiten Föhre“ auf dem Anninger bei Mödling, das den großartigen Blick nach dem Osten, in unser Grenzland hinaus festhält. Das Bild ist auch von den Zeitgenossen bereits als wesentlich erkannt worden: Als eines der bekanntesten Reiseführerwerke des Wiener Biedermeier 1839 erschien, nämlich „Die Umgebungen Wiens“ von Franz Carl Weidmann, wählte man die Lithographie von Schnorrs „Breiter Föhre“ für den künstlerisch gestalteten Umschlag ⁷⁵). — Auch geringere Maler kamen damals, Ende der Dreißigerjahre, ins Burgenland. So der Landschaftler Joseph Feid, der besonders als Gestalter von Waldstücken geschätzt war. Er kam dem Drang der Zeit nach heimischen Landschaftsdarstellungen entgegen, malte selbstverständlich viel im Salzkammergut, in Hallstatt, in Ischl, aber auch in Niederösterreich, und nicht zuletzt in unserem Gebiet. So entstand 1838 das Ölbild „Baumgruppe und ein Hohlweg nächst Eisenstadt.“ Auch ein Jahrzehnt später hat Feid noch bei uns gemalt, wir haben die Nachricht von einer „Partie am Neusiedlersee“ vom Jahre 1848 ⁷⁶).

Damit sind wir aber schon in die Vierzigerjahre vorgestoßen, in den eigentlichen Vormärz, der in vieler Hinsicht dem eigentlichen Biedermeier gegenüber ein anderes Gesicht aufzuweisen begann. Bezeichnenderweise häufen sich jetzt die mehr oder minder wissenschaftlichen, die topographischen und landeskundlichen Veröffentlichungen verschiedenster Art. Ein Beispiel dieser Art ist der esterhazysche Beamte Ferdinand Botgorschek, der in den Vierzigerjahren lokalhistorische und verwandte Studien über unser Gebiet schrieb, und zwar in Wiener Zeitungen und in dem wichtigen „Volkskalender“ Johann Nepomuk Vogls ⁷⁷). Der Balladendichter war selbst der Sohn einer in Frauenkirchen auf dem Heideboden geborenen Mutter und hatte und behielt ein lebendiges Verhältnis zu unserem Land. Dementsprechend nahm er auch Arbeiten wie die von Botgorschek 1846 in seinen Volkskalender auf. Umfangreicher gestalteten sich die Arbeiten der Statistiker, also der Vertreter dieser im Vormärz modernisierten Form der Topographie. Joseph V. Häußler schuf 1848 sein Panorama vom Rosaliengebirge, eine für die Zeit sehr bezeichnende Leistung, gleichzeitig die Erfüllung eines schon in der Frühzeit unserer Entdeckungsgeschichte ausgesprochenen Wunsches. Er bearbeitete aber auch eine Nationalitätenkarte, die erste nach der ungarischen von Johann Csaplovics, die auch John Paget verwendet und wieder-

abgedruckt hatte. Die Karte Häußlers ist dagegen eine Parallelerscheinung der wichtigsten Erscheinung dieser neuen Wissenschaft der Statistik, der „Ethnographie“ von Karl Czoernig, die in diesen Jahren vorbereitet wird, aber erst im Nachmärz erscheint ⁷⁸⁾).

Neben diesen zukunftsweisenden Arbeiten treten die Besuche der Dichter des Vormärz im Lande einigermaßen an Wichtigkeit zurück. Aber die Erlebnisberichte von Johann Nepomuk Vogl mit ihrer eigentümlichen nervlichen Intensität seien ebensowenig übersehen wie der Besuch Adalbert Stifters in Tatzmannsdorf 1844 ⁷⁹⁾. Mit solchen Gästen und ihren Berichten weitete sich auch die allgemeinere Kenntnis des Landes und seiner Leute. Aus der älteren Topographie ward allgemach eine Landeskunde, aus der Statistik und der Ethnographie begann sich eine Volkskunde herauszukristallisieren. Die lebendigen Begegnungen begannen sich aber ihrerseits zu intensivieren, als gegen Ende des Vormärz das Zeitalter der Fuß- und Wagenreisenden allmählich in das der Eisenbahnreisenden überging. Bezeichnend für diese große Wandlung ist das Verhalten Franz Carl Weidmanns: 1818 hatte er seine Wanderung auf das Rosaliengebirge geschildert; jetzt 1851 legte er einen Führer für Eisenbahnreisende vor, er konnte zeigen, wie weit und wie intensiv man von den Stationen der Südbahn aus in unser Grenzland vordringen konnte.

So brachte das Biedermeier die stärkste Intensivierung unserer Entdeckungsgeschichte, nachdem in der Romantik die gefühlsmäßige Kenntnissnahme vorausgegangen war, die bei den Malern noch lange nachwirkte. Das Biedermeier aber ging in den Vormärz über, der die wissenschaftliche Erkenntnis in den Vordergrund rückte, ohne die bisherigen Gewinnste aus Kunst und Reisebeschreibung preiszugeben. Und es war praktisch bereits das ganze spätere Burgenland, das auf diese doppelte, ja dreifache Weise entdeckt wurde. So sehr man sich der besonderen landschaftlichen, historischen und künstlerischen Anziehungspunkte bewußt blieb, der Blick auf das Land als Ganzes, auf das Land mit seinen Menschen, die man erstmalig auch als Träger ihrer eigenen Sprache erkannte, hatte sich geweitet und geschärft.

Der „Pilgrim von der Ostsee“ in Pinkafeld

Wenn man nach Pinkafeld kommt, den alten Vorort des südlichen Burgenlandes, den gutbürgerlichen Markt der Grafen Batthyany, sieht man auf dem Hauptplatz eine alte Mariensäule, die „Frauensäule“. Ein barockes Kultdenkmal, das zur Erinnerung an den großen Brand von Pinkafeld 1817 renoviert wurde⁸⁰). Und seit dieser Zeit trägt die Frauensäule inschriftlich den vierzeiligen Spruch:

Onbefleckt Empfangne, hoch zu loben,
stille äußrer, innerer Flamen Toben,
huldreich allen, welche Dir vertrauen,
was zerstört ist, hilf uns neu erbauen⁸¹).

Man merkt an den ersten Versen, daß hier nicht mehr barocke Kirchenliedstimmung herrscht, kann sich aber, ohne Kenntnis der inneren Zusammenhänge, eine Wendung wie „stille äußrer, innerer Flamen Toben“ kaum erklären. Die äußeren Flammen des Pinkafelder Brandes vom 2. Februar 1817 sind noch verständlich; die inneren dagegen müssen wohl zu Lasten des Dichters dieses Spruches gehen?

Dem ist auch tatsächlich so. Die äußeren Flammen eines Marktbrandes wären diesem Dichter nicht einmal besonders wichtig gewesen, er hatte in seinen Dichtungen oft genug viel gräßlichere Schauder heraufbeschworen. Die inneren, die Flammen in seinem eigenen Inneren, konnte er dagegen niemals beschwichtigen. Er sprach in religiösen Wendungen oft genug davon; zu löschen war der Brand aber nicht.

Der Dichter dieses Spruches war Zacharias Werner, ein in Königsberg in Ostpreußen geborener Zeitgenosse Goethes⁸²). Und der Spruch entstand bei einem Aufenthalt Werners selbst in Pinkafeld. So außergewöhnlich diese Zusammenhänge erscheinen, sie lassen sich aus Werners Leben erklären. Eine nicht unbedeutende Station auf dem unruhigen Lebensweg dieses vergessenen Dichters ist eben Pinkafeld gewesen, und das zu einer Zeit, in der man in Königsberg in Preußen sicherlich gar nichts von Pinkafeld wußte, und hier vermutlich nicht viel mehr von der Stadt Hamanns und Kants, die immerhin auch die Geburtsstadt Werners war.

Werner wurde 1768 in Königsberg geboren, als Sohn eines gelehrten Vaters und einer überempfindlichen Mutter, die nach dem frühen Tod ihres Gatten in sentimentale Schwärmerei verfiel, welche an religiösen Wahnsinn grenzte. Der junge Zacharias Werner erbte Begabung und Schwärmerei, ja Exaltation, woraus sich eine seltsame Mischung von dichterischem Produktionsdrang und sinnlicher Leidenschaft sowie Sucht nach übersinnlicher Erlösung ergab. Der Lebensweg des Protestanten aus gutem Haus begann mit einer frühen Heirat mit einer Dirne, der noch zwei weitere Ehen folgen sollten: Drei Ehen, drei Scheidungen, das waren die äußeren Merkmale dieses offensichtlich ganz labil geführten Lebens, das aber durch den Drang zur schöpferischen Äußerung und zu literarischem Ansehen stets auch wieder auf ansehnliche Höhen geführt wurde. Frühe lyrische und dramatische

Dichtungen ließen Werner den Weg zu Schiller, ja zu Goethe finden, die sich persönlich um den wunderlichen jungen Mann annahmen, ihm soweit als möglich dazu verhalfen, daß seine Stücke mit der Zeit gedruckt und auch aufgeführt wurden⁸³). Schillers Fürsprache verhalf Werner sogar für kurze Zeit zu einer Anstellung im preußischen Staatsdienst, als Geheimer Sekretär in Berlin 1805. Dort entstanden nach dem Erstlingswerk „Die Söhne des Tales“ auch seine bedeutendsten Dramen, „Das Kreuz an der Ostsee“ und „Martin Luther, oder die Weihe der Kraft“, die neben formalen Abstrusitäten doch einen bedeutenden Dramatiker am Werk zeigen. Einen Dichter, der sich mit der Bedeutung des Protestantismus als formender Kraft der Neuzeit beschäftigte. Das mag ja auch einer der Gründe gewesen sein, weshalb sich Goethe einige Zeit mit Werner befaßte, der 1808 in Weimar nicht unbeträchtliches Aufsehen machte, als Vorleser und Dichter vor allem die Damen der Gesellschaft zu gewinnen wußte, obgleich er mit seinem üblen Leumund und seinem geringen Reinlichkeitsdrang ersten Männern sehr auf die Nerven ging⁸⁴). Solche Männer erzählten späterhin nicht ungern gewisse Anekdoten, die zeigen, daß Goethe den Dichter der „Wanda“, die in Weimar aufgeführt wurde, sehr wohl durchschaute. Karl von Holtei etwa berichtet: „Als nun nach höchst zweifelhaftem, aber doch scheinbarem Erfolge die Gäste eintrafen, nahmen die Frauen an der improvisierten Tafel Platz, die Herren standen mit ihren Tellern umher. Für Goethe und Werner waren zwei Stühle in der Mitte bestimmt; zwischen ihnen auf dem Tische stand ein wilder Schweinskopf, von welchem die Wirtin — es handelt sich um Johanna Schopenhauer — schon des Tages zuvor gegessen; in ihrer Angst hatte die Haushälterin durch einen großen Kranz von Lorbeerblättern die Anschnittswunde zu verdecken gesucht. Goethe erhob, diesen Schmuck erblickend, mächtig seine Stimme und rief dem, bekanntlich sehr zynischen und nicht immer sauber gewaschenen Werner zu: Zwei gekrönte Häupter an einer Tafel? das geht nicht! Und er nahm dem wilden Schweinskopf seinen Kranz und setzte ihn dem Dichter der ‚Wanda‘ auf den Kopf⁸⁵).“

Für uns ist es übrigens nicht uninteressant, daß Werner schon in jenen im Umkreis Schillers und Goethes verbrachten Jahren einmal in eine gewisse Verbindung zum heutigen Burgenland, nämlich zu Eisenstadt, kommt. Werner hatte den Schauspieler Heinrich Schmidt kennengelernt, einen Weimaraner (1779—1857), der unmittelbar aus Goethes Schule hervorgegangen war und auf dessen Empfehlung hin am Wiener Hofburgtheater angestellt wurde. Das war 1805, und anderthalb Jahre später übernahm Schmidt die Leitung des fürstlich Esterhazyschen Hoftheaters in Eisenstadt. Werner hatte Schmidt in Berlin kennengelernt, als dieser sich dort in Engagementsverhandlungen für die Eisenstädter Bühne aufhielt, und mit ihm auch einen Plan, in Wien beim Theater eine feste Anstellung zu erhalten, besprochen. Solche Pläne waren den Romantikern der Zeit geläufig, Clemens Brentano hat solches versucht, und später auch Theodor Körner. Nun kam Werner damals noch nicht nach Wien, hatte aber an einer Schauspielerin Anteil genommen, die ihrerseits 1807 von Heinrich Schmidt nach Eisenstadt engagiert wurde. Werner benützte diese Schauspielerin gewissermaßen als Botin, und schrieb dementsprechend am 6. Mai 1807 aus Prag an Schmidt⁸⁶):

„Theuerster Freund!

Die von ihnen nach Eisenstadt engagierte Demoiselle Kroll, ein äußerst liebenswürdiges, genialisches Mädchen, für deren durch Sie zufälligerweise

veranlaßte Bekanntschaft mit mir ich Ihnen sehr verbunden bin, bringt Ihnen meinen herzlichsten Gruß. Sie wird Ihnen sagen, daß und warum ich bis zum 19. hier bleiben muß und erst den 22. mit der Diligence in Ihrem lieben Wien anlangen und in Ihre mir noch liebere Arme eilen werde. Nehmen Sie mir's nicht übel, daß mich die prager Weiber, Kirchen, Schauspiele und was mehr Alles, das Nepomuksfest fesseln. Vor allen Dingen haben Sie die Güte, mir Kost und Logis so wohlfeil als möglich!!! zu bedingen. Adieu! auf den 22. mehr! Ich bin so froh, daß ich glaube, hier noch ein neues aufführbares Schauspiel anzufangen. Welche schöne Gegenden sind hier! Ewig Ihr Freund...

Prag, den 6. Mai 1807.

(Werner)“

Und Werner ist damals tatsächlich nach Wien gekommen. Er hat sich schon in Prag den Kreisen des Hochadels genähert, und fährt in Wien damit fort, hochgestellte Bekanntschaften zu suchen. Darüber vergißt er das Wiener Volk nicht, und gibt in seinem Brief an Sophie Sander eine interessante Zustandsschilderung, einigermaßen noch im Geist der Reisenden der Aufklärung. Intimere Einblicke in das literarische Gesellschaftsleben erlangte er im Salon der Wiener Dichterin Karoline Pichler, wo ihn der klassizistische Dramatiker Heinrich von Collin eingeführt hatte. Noch in ihren inhaltsreichen Erinnerungen spricht die bedeutende Frau von dem „schwärmerischen, aber gewiß achtbaren Werner“⁸⁷).

Die Hoffnung auf eine Anstellung als Theaterdichter in Wien hatte sich nicht erfüllt. Werner versuchte nun, eine Sinekure vom preußischen Staat zu erlangen, was aber nicht glückte. Seine kurze Dienstzeit als Kammersekretär in Warschau hatte ihn wohl mit Adelskreisen bekannt gemacht, die ihm späterhin noch sehr nützlich sein sollten, zunächst aber ging er nach Weimar zurück, um dort wieder sein Glück zu erproben. Nun, 1808, reiste er über Frankfurt, Zürich und Bern nach Coppet, zu Frau von Stael, der großen literarischen Gegnerin Napoleons und Freundin des wissenschaftlichen Führers der Romantik, August Wilhelm Schlegel. Materiell war ihm die Reise durch die Erbschaft nach seiner Mutter ermöglicht worden. Ideell brachte sie ihm das Thema des Dramas, mit dem er in die Literaturgeschichte einziehen sollte: Am 21. August 1808 war er auf dem Gemmi, wo er in dem einsamen, „einer Mörderhöhle ähnlichen“ Alpenwirthaus Schwaribach zu Mittag speiste und von einer schauerlichen Geschichte hörte, in der ein Vater sein eigenes Kind erdoldete. Nach Weimar zurückgekehrt, verfaßte er im Bannkreis Goethes seine einaktige Tragödie „Der vierundzwanzigste Februar“, die von seinen Zeitgenossen nicht als das, was sie war, nämlich ein Schauerdrama im Geist der „Neuen Zeitungen“ gewertet wurde, sondern als „Schicksalsdrama“⁸⁸). Selbst Goethe war beeindruckt, vermerkte in seinen Annalen: „Werner's bedeutendes Talent zu begünstigen, bereitet man eine Aufführung des ‚Vierundzwanzigsten Februars‘ mit großer Sorgfalt vor.“ Es kam aber doch nicht so rasch zur Aufführung, und Werner ging abermals in die Schweiz, wieder zu Frau von Stael in Coppet, wo der „Vierundzwanzigste Februar“ mit Werner selbst und August Schlegel in den Hauptrollen aufgeführt wurde. Anschließend ging Werner nach Rom, offenbar einem langegehegten Vorsatz folgend. Am 9. Dezember 1809 betrat Werner die Ewige Stadt, in der er sich dem Katholizismus rasch nähern sollte. Zwar blieb er seinen Lastern verhaftet, die er selber bekennt:

schon bei diesem ersten Aufenthalt hat sich Werner mit der Frauensäule und der Inschrift für sie beschäftigt.

Das Schloß Pinkafeld war der ständige Wohnsitz der Grafen Batthyany. Es handelt sich in der Zeit Werners um den k. k. Kämmerer Graf Nikolaus Batthyany. Der Graf war seit 1802 mit Franziska Gräfin Szechenyi (1783 bis 1861) verheiratet. Werner muß das gräfliche Paar in Wien, vermutlich während des Kongresses, kennengelernt haben, ganz wie er dort und damals Persönlichkeiten des polnischen Adels kennenlernte. Nun waren die einzelnen Mitglieder der Familien Batthyany und Szechenyi zunächst noch nicht so katholisch glaubenseifrig wie ihre polnischen Standesgenossen. Sie waren literatur- und theaterfreudig, zum Teil noch als Erbe aus dem Rokoko, während dessen bekanntlich eine ganze Anzahl ungarischer Adelsfamilien auf ihren Gütern deutsche Theater unterhielt: Die Grafen Karolyi in Megyer, Batthyany in Rohoncz, Raday in Peczel, Fürst Esterhazy in Totis und eben in Eisenstadt, Fürst Philipp Batthyany in Hainburg, und noch andere ⁹¹⁾. Begreiflich also, daß Angehörige dieser Häuser noch während des Wiener Kongresses so theaterfreudig waren, daß sie auch selbst spielten, in einer eigenen privaten Vereinigung, die man nach einem Stück die „Gesellschaft der Troubadoure“ nannte. Da wirkten neben dem Fürsten Anton Radziwil und dem Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg auch die Gräfinnen Sophie und Julie Zichy sowie die Gräfin Franziska Batthyany, geborene Szechenyi mit ⁹²⁾. Gräfin Franziska, genannt Fanny, war übrigens auch sonst schon mit der zeitgenössischen Literatur persönlich in Berührung gekommen: Hatte doch ihr Vater, Graf Franz Szechenyi, gelegentlich die berühmte Wiener Schriftstellerin Karoline Pichler auf seinen Landsitz Zinkendorf bei Odenburg eingeladen, wo auch die denkwürdige Begegnung der Pichler mit ihrer Dichterfreundin Theresia von Artner statt hatte. Dort und damals war auch die Tochter Szechenyis, Gräfin Fanny Batthyany, zugegen.

Während und nach dem Wiener Kongreß begann nun die religiöse Vertiefung in jenen Kreisen. Der zum Priester gewordene romantische Dichter Zacharias Werner mußte für eine Dame der Gesellschaft von solchen literarischen Interessen besonders interessant sein, und aus der verdoppelten Beziehung ergab sich wohl dann die Einladung. So war Werner schon seit längerem ein Aufenthalt in Pinkafeld zugesagt, den er nun im Herbst 1817 tatsächlich antrat.

Von diesem ersten Aufenthalt sind uns keine weiteren schriftlichen Zeugnisse bekannt. Werner war in Polen schwer krank gewesen, wohl auch durch sein Verhältnis zu „Alexis“ tief erschüttert. Den Winter 1817/18 verbrachte er in Wien, neuerlich von einer Lungenentzündung heimgesucht, von der ihn der große Wiener Arzt Malfatti wiederherstellte. Der protestantische deutsche Norden hatte ihn inzwischen gänzlich abgeschrieben, am 18. Oktober 1817 verbrannten die Burschschafter auf der Wartburg neben anderen Schriften und Gegenständen auch Werners Dramen und verdammten ihn öffentlich als „unehrenhaft“.

Werner lebte inzwischen wieder als Prediger der Augustinerkirche in Wien, bildete nach wie vor durch seine merkwürdigen, sehr persönlichen Einschaltungen und Redewendungen in den Predigten ein viel beachtetes Spektakel der Kaiserstadt. Aber schon im April 1818 sehnte er sich wieder nach einem Aufenthalt in Pinkafeld, er schreibt an die Gräfin Emilia Gro-

cholska, er „seufzte nach ein wenig Landluft und Ruhe wie der Hirsch dürstet nach frischem Wasser!“ Von Mitte Mai bis Oktober 1818 konnte Werner dann tatsächlich in Pinkafeld bleiben. Wir kennen seine Stimmung in diesen Monaten aus den Briefen an Nikolaus Graf Grocholski vom 5. Mai, an den Buchhändler Johann Baptist Wallishauser vom 31. Mai, wiederum an Nikolaus Graf Grocholski vom 12. Juli, an Karl Wilhelm von Fritsch vom 17. Juli, an Karl Graf Brühl vom 25. August, also einer stattlichen Reihe noch dazu ausführlicher Briefe, die Werner weitgehend mit der Ausgabe seiner Werke, aber auch mit der geistlichen Befürsorgung seiner Freunde und Bekannten beschäftigt zeigen⁹³). Er ist nun mit der Gegend schon sehr vertraut, schreibt weiter entfernten Bekannten gern mit der Ortsangabe „Pinkafeld in Ungarn, eine Tagereise von Wien“, und bezeugt seiner Gastgeberin seine Dankbarkeit. In dem Brief an Nikolaus Graf Grocholski vom 12. Juli betont er die „Gesellschaft der auch Ihrer Familie durch meine Schilderungen vorteilhaftest bekannten Gräfin Batthyany, geb. Gräfin Szecheny, die ein Muster einer ächt-christlichen Dame ist⁹⁴).“ Dennoch will er sich mit Grocholski lieber in der Mitte des Weges zwischen Wien und Pinkafeld treffen, „zumahl als man ohnweit Pinkafeld über ein Gebürge muß“.

Das war wohl der Sommer, in dem Werner in Pinkafeld auch geistliche Lieder schrieb. Wir haben davon besonders das geistliche Tagelied zu erwähnen:

„Wach ich früh morgens auf,
so sag ich gleich darauf:
Gelobt sei Jesus Christus!“

Das Lied hat sich in katholischen Gesangbüchern lang erhalten, beispielsweise in dem von Steinamanger aus dem Jahre 1892⁹⁵). Das Lied ist von niemand anderem als der Gräfin Fanny Batthyany vertont worden, ein Zeugnis des innigen Zusammenwirkens der beiden in jenen Jahren.

Spätere Zeugnisse von Aufhalten Werners in Pinkafeld sind anscheinend nicht erhalten. Werner ging in den letzten Jahren seines Lebens offenbar nur mehr in die Dörfer südlich von Wien, besonders gern nach Maria-Enzersdorf, wo Heinrich Güttenberger einen kleinen „Romantikerkreis“ feststellen konnte⁹⁶). Am 17. Jänner 1823 ist Werner in Wien gestorben. Bezeichnend für die enge innere Verbundenheit dieses Romantikerkreises erscheint es, daß kein anderer als Ludwig Ferdinand Schnorr von Carolsfeld den toten Werner auf seinem letzten Lager gezeichnet hat. Die Federzeichnung aber war, was nicht weniger charakteristisch ist, für den Erzherzog Johann bestimmt und befindet sich heute noch im Besitz von dessen Erben^{96a}).

Franziska Gräfin Batthyany lebte in Pinkafeld weiter und wurde allmählich zur großen Wohltäterin des Ortes. Nach dem Tod ihres Gatten im Jahr 1842 stiftete sie das Kloster der barmherzigen Schwestern in Pinkafeld, in das sie selbst 1855 eintrat und auch dort segensreich wirkte, bis sie 1861 starb, als letzte Zeugin der Anwesenheit eines vielumhergetriebenen deutschen Dichters, durch den gleichsam die Romantik im Burgenland verkörpert gewesen war.

Nikolaus Lenau

„Vergib, vergib, Geliebter, dem Gesange,
Der deines Schmerzes leisen Schlummer stört,
Der die Erinnerungen, süße, bange,
Herauf aus ihrer stillen Gruft beschwört!
Gedenkst du noch des Abends, den die Götter
Auf uns herabgestreut aus milder Hand,
So blühend, leicht, wie junge Rosenblätter,
Denkst du des Abends noch am Leithastrand?“⁹⁷⁾

Wenig bekannte Verse aus dem gewaltigen lyrischen Schatz, den Österreichs größter Lyriker des frühen 19. Jahrhunderts uns hinterlassen hat. Wenig bekannte Verse, die ein Landschaftserlebnis erkennen lassen, das für Lenau wichtig gewesen sein muß. Es war das intensive Erlebnis der Landschaft um Ungarisch-Altenburg, und Lenau war eben erst zwanzig Jahre alt geworden, als es ihn traf⁹⁸⁾.

Dieser Dichter, eine der bezeichnendsten Gestalten der österreichischen Literatur überhaupt, war aus Ungarn nach Österreich gekommen. Der Familie nach war er deutscher Adelige aus Schlesien, ein Niembsch, Edler von Strehlenau. Die Niembschs dienten im 18. Jahrhundert in der österreichischen Armee, auch der Vater des Dichters, Franz von Niembsch. Der Dienst seines Vaters zwang ihn zu Kindheitsaufenthalt in kleinen ungarischen Dörfern, dann zum Besuch der lateinischen Schule von Eperies. Als Dragonerkadett verlobte er sich in Pest mit Therese Maigraber, und das zweite Kind dieser sehr unglücklichen Ehe war Nikolaus. Er wurde 1802 in Csataad geboren, also mitten in der großen Banater Sprachinsel, ein Deutscher unter Deutschen.

Dann trieb ihn das Geschick seiner Eltern durch verschiedene ungarische Lebensstationen: Von 1803—1816 lebte er in Altofen, 1816—1817 in Tokaj, 1817—1818 wieder in Altofen, und 1821—1822 in Preßburg. Der Vater starb schon 1807. Nach längeren Versuchen der Mutter, ihre Kinder auch in ihrer zweiten Ehe bei sich zu behalten, mußte sie Nikolaus 1818 doch den Großeltern in Stockerau überlassen. Von 1818—1820 studierte er also in Wien, dann, wieder mit der Mutter vereint, von 1821—1822 in Preßburg. Es war ein wunderliches, eigensinniges Studium, der Rechte, der Philosophie, alles ohne rechten Plan, wenn auch offenbar mit guten Teilerfolgen.

In der Wiener Zeit kamen ihm gleichaltrige Studenten freundschaftlich entgegen, so der spätere Dichter Johann Gabriel Seidl, so besonders Fritz Kleyle, durch den sich Lenaus Beziehungen zu unserer Landschaft knüpfen sollten. Fritz Kleyle war der Neffe von Franz Joachim Ritter von Kleyle, dem Güterdirektor des Erzherzog Karls⁹⁹⁾. Ein geborener Vorderösterreicher — seine Heimat war nach der Auflösung dieser alten habsburgischen Vorlande an das neugeschaffene Großherzogtum Baden gefallen. Der bedeutende Mann war nicht nur landwirtschaftlicher Theoretiker und Praktiker,

er war der Vertrauensmann des Siegers von Aspern, eine Mittelpunktgestalt im franziszeischen Wien. Ein Mann des Empire-Zentralismus, mit der dafür charakteristischen Neigung zur landeskundlichen Reisebeschreibung: Beweis dafür seine „Rückerinnerungen an eine Reise in Österreich und Steyermark im Jahre 1810“, die 1814 erschienen. Kleyle besaß für eine solche Darstellung die natürliche Distanz des geborenen Vorderösterreichers, und auch die gediegene beamtliche Schulung. Er war 1803—1806 Hofkriegskonzipist beim Militärgrenzdepartement gewesen, hatte offenbar in dieser Stellung die verschiedenen Völkerschaften der „Militärgrenze“ des neugeschaffenen Kaisertums gut kennengelernt, und wußte diese Kenntnis auch zu verwerten. Als 1821 das Trachtenbilderwerk „Nationalkleidertrachten. Ansichten von Ungarn, Croatien, Slawonien, Siebenbürgen und der Bukowina“ von Franz Jaschke erschien, verfaßte Kleyle die erläuternden Texte dazu. Sein Neffe Fritz war also mit derartigen Menschen und ihrer farbenbunten Herkunft, wie etwa ein Lenau sie aufwies, vom Onkelhaus her wohl vertraut. Seine Kusine sollte dafür noch Verständnis gewinnen, wenn auch auf einem ganz anderen Weg: Sie hieß Sophie, und wurde Lenaus große unerfüllte Liebe, diese Sophie Löwenthal.

1821 zerstritt sich Lenau, der in Wien studierte, mit seinen Großeltern in Stockerau, und ging wieder zur Mutter zurück, nunmehr also nach Preßburg. Das Philosophiestudium dort freute ihn offenbar nicht sehr, so daß er plötzlich noch einmal umsattelte und Fritz Kleyle nach Ungarisch-Altenburg folgte. Der Onkel Kleyle hatte als Güterdirektor des Erzherzog Karls auf dessen Gütern eine Ackerbauschule eingerichtet, die sich rasch zur maßgebenden Anstalt dieser Art entwickelte. Fritz Kleyle setzte nach seinem Jusstudium seine Schulung an dieser Anstalt in Ungarisch-Altenburg fort, mit viel Erfolg, wie seine spätere Laufbahn zeigte. Mit seinem Freund Lenau mag er zunächst „am Leithastrand“ geschwärmt haben. Anakreontische Schwärmerei ist ja auch der erste stärkste Ton in seinen Jugendgedichten. Lenau verfaßte diese Lieder für den Freundeskreis in Altenburg, und bezauberte seine Umgebung mit ihnen. Sein späterer Schwager Anton Schurz hat dieses Phänomen eindrucksvoll geschildert: Während des Altenburger Aufenthaltes dichtete 1822 Lenau die Strophen „Die Göttin des Glücks“¹⁰⁰). Er trug sie bei Gelegenheit eines ländlichen Festes auf der Donauhalsinsel Bordatsch bei Wieselburg vor. Den Vers „Ein Mädchen seh ich dort am Schattenrand —“ begleitete er mit einer so suggestiven, nach dem nahen Wald hinweisenden Handbewegung, daß die Zuhörer wie auf Kommando ihren Blick nach der Richtung hinwandten. Das verwirrte nun wieder den jugendlichen Dichter, so daß er die übrigen Verse des Gedichtes nur mehr stammelnd vorzutragen vermochte . . . Lenau hat also die Menschen seiner Umgebung in Bann zu schlagen vermocht, und zwar sehr unbewußt. Es muß dies schon früh und selbst in engstem Familienkreis gegeben gewesen sein; nicht umsonst dürfte ihm doch seine Mutter von einem seiner Studienorte zum anderen gefolgt sein. Als er nach Ungarisch-Altenburg ging, folgte sie ihm nach Wieselburg, und ihr zweiter Ehemann, der Arzt Karl Vogl, hatte zu sehen, wie er dort Patienten fand. Lenau aber hat durch solche Beziehungen offenbar den ganzen Heideboden kennengelernt, zu Fuß mit Freund Kleyle, allein auch zu Pferd, und unter dem Einfluß der verschiedensten Stimmungen. Freilich begannen die Natureindrücke erst allmählich seinen bisher rein literarischen Ausdruck persönlicher zu färben. Eduard Castle

hat vor mehr als einem halben Jahrhundert verdienstvoll nachgewiesen, was sich an solchen „Heimaterinnerungen“ in Lenaus Werken finden mag¹⁰¹). Ein Beispiel scheint immerhin bedeutsam, nämlich der Anfang des zweiten „Abendbildes“, das wohl auch 1822 entstanden sein dürfte:

„Schon zerfließt das ferne Gebirge mit Wolken
In ein Meer; den Wogen entsteigt der Mond, er
Grüßt die Flur, entgegen ihm grüßt das schönste
Lied Philomelens.“

Das mag der Stimmung nach der Heideboden um Ungarisch-Altenburg mit dem Leithagebirge im Westen sein. Konkreter vermochte der Dichter in diesen Jahren noch nicht zu gestalten.

Erst nach der Rückkehr nach Wien, erst in der Rückerinnerung an seine ungarischen Jugendeindrücke, werden seine Bilder plastischer. Nun erscheinen die Gestalten aus der Heideschenke, nun beginnt das Schilf der Seen zu flüstern. Vielleicht waren es Zeitereignisse, die Lenau an das Ungarn seiner Jugend erinnerten: Der Reichstag von 1825 machte das politische Europa auf das Land jenseits der Leitha aufmerksam, und die Wiener Literaten stimmten in den Chor der Ungarnfreunde umso lieber mit ein, als sie sich dadurch als heimliche Gegner des Metternichschen Regimes deklarieren konnten¹⁰²). Was Lenau in seiner Kindheit kaum bemerkt haben mochte, nämlich das Magyarentum Ungarns, trat ihm jetzt auf politisch-literarischem Weg ins Bewußtsein und brachte jenen unverwechselbaren Ton in seine Lyrik, der alsbald als ungarisch-national empfunden wurde. Dabei war Lenau ein Deutscher, und hatte auch in seinen Kindheits- und Jugendjahren fast ausschließlich in deutschbesiedelten Gegenden Ungarns gelebt, zuerst im Banat, dann in Ofen, und schließlich in Preßburg und in Ungarisch-Altenburg, also durchwegs Gegenden und Ortschaften, wo man vor 1825 kein ungarisches Wort zu hören bekam. Es ist erstaunlich, in welchem Ausmaß die magyarisch-nationale Stimmung so rasch die allgemeine Meinung beeinflussen konnte: Man kann das Phänomen nur als ein politisches verstehen. Sympathie für ein nationales Ungarn war gleichsam Symbol und Abzeichen der Parteinahme gegen den franziszeischen Zentralismus, gegen das Metternichsche System. Zwanzig Jahre später führte diese gleichsam auf Lager gelegte Sympathiepolitik zur Revolution. Aber da war Lenau bereits als unheilbar Geisteskranker im Irrenhaus.

Joseph E. Scheiger

In der Zeit des neu erwachenden Sinnes für landschaftliche Schönheit und historische Vergangenheit der Heimat, die durch die deutsche Romantik ausgelöst oder wenigstens sehr verstärkt worden war, sind viele Sehenswürdigkeiten Österreichs für die bewußte Schau entdeckt worden, die seither ihren Ruf beibehalten haben. Das Gebiet der inneren Hochalpen hat damals ebenso wie das Salzkammergut seine erste ausführlichere künstlerische und wissenschaftliche Würdigung erhalten, Reisebeschreiber, Landeshistoriker und andere Literaten begannen in den Jahrzehnten zwischen der Napoleonischen Zeit und der stürmischen Mitte des 19. Jahrhunderts ebenso in diese vorher unbeachteten Winkel der Heimat zu pilgern wie die Maler, die durch ihre Gemälde, Zeichnungen und Lithographien bald den Ruhm dieser Landschaften in alle Welt trugen.

In dieser Zeit ist auch das Burgenland mit offenen Augen besucht worden. Die Reisenden der Empirezeit, ein Franz Sartori beispielsweise, waren die Vorläufer dieser Bewegung, ähnlich wie der Nürnberger Johann Adam Klein als Maler der Vorläufer der Biedermeier-Maler war, die in den Zwanziger- und Dreißigerjahren ihm nachfolgten. Im Biedermeier selbst kamen die eigentlich erlebenden und schildernden Literaten und allmählich auch die ersten Vertreter einer geschichtlichen Landesforschung, und mit und nach ihnen die Maler. Freilich kamen sie ins Burgenland nicht in so großer Zahl wie etwa nach Salzburg, das ja auch den Reiz der Neuzugehörigkeit zum österreichischen Kaiserstaat seit 1816 aufzuweisen hatte. Während man der künstlerischen Entdeckungsgeschichte des Salzkammergutes schon manche Untersuchung und Darstellung gewidmet hat, ist sie für das Burgenland erst in den letzten Jahren allmählich angeschnitten worden. Deshalb sei hier neben den wenigen anderen ungefähr gleichzeitigen auch ein sehr versteckter Bericht wiedergegeben, den ein sonst ganz vergessener Literat der Biedermeierzeit über eine Wagenfahrt und Wanderung an der niederösterreichisch-burgenländischen Grenze im Jahre 1826 niederschrieb, und der die ganze Empfindsamkeit dieser Zeit für die erlebte, erwanderte Landschaft und ihre Kultur und Geschichte zeigt.

Der Verfasser, Josef E. Scheiger, war 1801 in Wien geboren worden¹⁰³). Er studierte Jus, trat in öffentliche, und 1827 in Staatsdienste. Durch den großen Anreger der vaterländischen Geschichte in Österreich, Joseph Freiherr von Hormayr, war auch er angeregt worden, und beschäftigte sich schon seit 1820 mit derartigen Themen. 1824 wurde ihm die Katalogisierung des merkwürdigen Schönfeldschen Museums in Wien übertragen, wobei er seine Kenntnisse der damals romantisch beliebten Archäologie des Mittelalters vermehren konnte¹⁰⁴). Auf zahlreichen Reisen suchte er seine Kenntnisse der Kunst- und Altertumsdenkmäler des Kaiserstaates zu erweitern, und wurde auf diese Weise ein Vorläufer der späteren kunsthistorischen und denkmalpflegerischen Arbeit. Im Jahr 1828 nun veröffentlichte Scheiger in dem von Hormayr und Mednyansky herausgegebenen „Taschenbuch für

die vaterländische Geschichte“ seine Reiseschilderungen unter dem charakteristischen Titel „Ausflüge in Wiens und in der Neustadt romantische Umgebungen“¹⁰⁵⁾. Man sieht, während die Klassizisten für solche Dinge den Ausdruck „pittoresk“ bevorzugten¹⁰⁶⁾, verwendeten die archäologisch-historisch eingestellten Schriftsteller des Biedermeier den Ausdruck „romantisch“. In seinem Aufsatz nun berichtete Scheiger über seinen „Ausflug von Mödling nach Landsee, auf den Rosalienberg und in den Atlizgraben im September 1826“. Die umfangreiche Schilderung berichtet eingehend von der Wagenfahrt von Mödling über Wiener-Neustadt in die Bucklige Welt. Zwischen Wiesmath und Landsee wurde die damalige ungarische Grenze passiert. Das Hauptinteresse Scheigers galt selbstverständlich der gewaltigen Ruine Landsee, die er eingehend besichtigte und beschrieb. Die Schilderung ist für die Kenntnis des damaligen Bauzustandes der Burg von Wichtigkeit. Daß Johann Adam Klein bereits ein Jahrzehnt vorher die Ruine gezeichnet hatte, war Scheiger wohl nicht bekannt.

Für die Einstellung Scheigers zu der Grenzlandschaft ist jedoch die Schilderung des Rosaliengebirges noch weitaus bedeutsamer, weshalb sie im folgenden wiedergegeben sei. „Von Hochwolkersdorf schlugen wir den Waldweg nach dem Rosaliengebirge ein, dessen unteren Gipfel wir bald erreichten. Gleich als habe die Natur diesem herrlichen Berge unter ihren mannigfaltigen Gaben auch die verleihen wollen, daß seine Aussicht im hohen Grade überraschen sollte, gelangt man auf seine Höhe nur durch dichte Laubgänge, ohne irgendeine Fernsicht. Erst beym Wirthshause, das wenige Schritte unter der auf den höchsten Gipfel hingebauten Kapelle steht, lichtet sich der Wald, und einige Häuschen werden sichtbar. Wir sprangen vom Wagen und erreichten laufend die kleine Fläche, welche die Kapelle umgibt, um dort im überschwenglichen Entzücken zu verstummen. — Wer es wagen wollte, das unbegrenzte Panorama zu beschreiben, das sich hier dem Auge öffnet, dem müßte es hier droben nicht gar warm ums Herz gewesen seyn. Nur aufzählen kann man die Gegenstände, die man sieht, — der auffallendste und nächste, die Burg Forchtenstein, die unter den Füßen des Schauenden mit ihren Wällen, Gräben und Thürmchen, wie ein nettes Modell, das man mit den Händen erfassen zu können wähnt, daliegt. Dann hebt sich der trunkene Blick und erkennt erst nach minutenlangem, träumendem Starren, daß jenes gewaltige, grünlich weiße, breite Band am Saume der grünen Wälder der Neusiedler See ist, den man anfangs für einen breiten Wolkenstreif hält, und hier beynahe nach seiner ganzen Ausdehnung mit den Städten an seinen Ufern: Rust, Ödenburg und Eisenstadt übersieht. Fernerhin breitet sich in der unübersehbaren Fläche das gesegnete Ungarn aus, in zwölf Comitaten irrt der Blick an den Somlyoer, Shager und Gerecserbergen, einen Anhaltspunkt suchend, die in blauer Ferne dämmern. Weiter rechts hemmen die nahen Kaiserwald- und Landseerberge, im Hintergrund der breite Rücken des Wechsels, die Fernsicht nach Steyermark. Rückwärts der Kapelle sieht man den Schneeberg, die hohe Wand, die Berge von Enzersfeld, die Badner und Mödlinger Hügel und vor ihnen die Neustädter Fläche mit der Straße nach Wien und unzählige Orte. Das Kahlengebirge verfolgend, erreicht das bewaffnete Auge den Kahlen-, Leopolds- und Bisamberg, den ehrwürdigen Stephansturm, dann die Flächen des Marchfeldes, die Pailenstein, Thebner, Hainburger Berge, und das Ende der weiten Kette schließt mit dem Flecken Mattersdorf und seinen Hügeln, die wieder in den Neusiedler See auslaufen. Mehr als

vierzig bedeutende Berge, zehn Städte und über hundert Dörfer entdeckt der trunkene Blick und schwer ruhend wendet man sich immer nach neuen Gegenständen. Ich ziehe kühn diese Aussicht jeder vor, die ich je sah. Ein sehr kompetenter Richter, der beynahe ganz Europa durchreiset hat, nannte sie einzig, und bey der geringen Höhe des Berges (2250 Fuß), bey den äußerst nahen und wenig niederen Bergen der Umgegend ist sie umso merkwürdiger. — Der Rosalienberg ist eine der noch viel zu wenig gewürdigten Naturschönheiten unseres Vaterlandes, besonders, da er nahe an der Hauptstadt bequem und ohne Gefahr zu besteigen ist. Von Neustadt aus erreicht man seinen Gipfel in fünf Stunden zu Fuße, oder in vier Stunden fahrend, was ich aber, der erbärmlichen Waldstraße wegen, niemand rathe. Wenn man an einem Sonnabend um zwey Uhr Wien verläßt, kann man noch denselben Abend mit guten Pferden in Offenbach ankommen, bis wohin der Weg erträglich ist. Bricht man dort (zu Fuße) zwey eine halbe Stunde von Sonnenaufgang auf, so erreicht man den Gipfel des Berges bequem, um das herrliche Schauspiel in seiner vollen Pracht zu genieyen, und kann Abends wieder in Wien seyn.

Auch für physische Labung ist da oben gut gesorgt, die frommen Wallfahrer neuerer Zeit lieben ja gewöhnlich ein echtes Glas Wein, derbe Hausmannskost und gutes Lager, und dieses alles wird man hier das ganze Jahr nicht entbehren. Das Wasser ist erträglich, die Luft vortrefflich. — Wir rissen uns endlich los, ohne die wenig versprechende neuere, und mit dem Esterhazyschen Wappen gezierte Kapelle besehen zu haben, restaurirten uns in dem gastlichen Hause unter mancherlei Räuber- und Wildschützen-geschichten, die uns von den Bewohnern der nahen Häuser aus eigener, trauriger Erfahrung erzählt wurden, und bestiegen unsere Biga, den holprichen, unter aller Beschreibung schlechten Waldweg gegen Offenbach hinabzurumpeln, auf dem wir des Fahrens bald überdrüssig wurden. Die uralte Kirche von Offenbach zu besehen, gestattete die Zeit nicht; denn wir mußten früh genug nach Neustadt zurückkehren, um mit frischen Pferden noch denselben Abend Schottwien zu erreichen, und schlugen daher den nächsten Weg nach Offenbach und Unterwolkersdorf nach Neustadt ein ¹⁰⁷).

Man sieht, Scheiger hatte wohl schon den Blick für die Landschaft, aber trotz seiner antiquarischen Einstellung noch kein Verhältnis für das Verhältnis von Landschaft und Kultur. Begreiflicherweise, war doch die Liebe zu der mittelalterlichen Kunst, wie er sie vor der Kirche von Offenbach äußert, ein Pflanzgewächs aus nördlicheren Gegenden, und mit einer gewissen Verachtung der heimischen Vergangenheit, vor allem der barocken Kunstentfaltung, verbunden. Das sollte über ein halbes Jahrhundert lang noch so bleiben. Die Wallfahrt zur Rosalienkapelle, diese wichtige Pestabwehr des Volksbarock ¹⁰⁸), war dem romantischen Wanderer nicht mehr interessant. Selbst die Kapelle wollte er nicht einmal von innen sehen. Den weiten Umblick hat er dagegen vortrefflich beschrieben. Ein Jahrzehnt später malten die nazarenischen Romantiker solche Umblicke, Ludwig F. Schnorr von Carolsfeld Blick von der Breiten Föhre am Anninger ist ein berühmtes Beispiel dafür. Und wieder ein Jahrzehnt später gibt Joseph V. Häufler abermals eine Rundblickbeschreibung vom Rosaliengebirge ¹⁰⁹), aber mit einer lithographischen Ansicht dazu, die nun schon nachromantisch im Sinn der damaligen Landeskunde ist, aber viele Gewinne ihrer literarischen Vorgänger von Scheiger an enthält und erneuert ¹¹⁰).

Adalbert Krickel

„Nicht mehr achtlos wie sonst, geht der Österreicher durch die Segensfülle hin, mit welcher eine unerschöpflich reiche Natur sein Land geschmückt hat. Unsere schönen Gegenden, der mannigfaltige Reiz, der das Land in lieblicher Abwechslung von Gebirgen und Flächen ziert, werden seit einigen Jahren mehr betrachtet. Häufige Reisen, besonders zu Fuß, fangen an, zu den feinern Vergnügungen gebildeter Menschen zu gehören. Zeichner und Maler reisen umher, und kommen mit Umrissen schöner Landschaften bereichert zurück, die in denen, welche diese Gegenden nicht kennen, die Lust erwecken, sie ebenfalls zu sehen, und bei jenen, welche sie gesehen haben, angenehme Erinnerungen zurückrufen. Die lieblichsten und anziehendsten Teile unseres Vaterlandes haben ihre Beschreiber gefunden, und die Namen Sartori, Weidmann, Schultes, Schenk und Seidl, welche sich kein geringes Verdienst um die Darstellung der sehenswürdigsten Gegenstände erworben haben, sind der lesenden und reiselustigen Welt zur Genüge bekannt. — Indessen gibt es doch noch manchen schönen Teil in dem herrlichen Kaiserthume Österreich, der es verdiente, durch seine Nähe bei der Hauptstadt bekanter zu werden. In dieser Zuversicht unternehme ich es, die reizenden Gegenden um und in der Nähe des Neusiedlersees zu beschreiben. Vielleicht erregen sie hier und dort den Wunsch, selbe zu sehen, und ihre Vorzüge kennen zu lernen.“¹¹¹⁾

Der im Jahre 1830 so schrieb, und damit das erste Wanderbüchlein durch das Burgenland, eben seine „Wanderungen zu den Umgebungen des Neusiedlersees; mit besonderer Rücksicht auf Eisenstatt, Esterhaz, Forchtenstein und Neustadt im Jahre 1829, wiederholt im Juli 1830“ (Wien 1831) einleitete, war ein verhältnismäßig später Nachfahre aus der Gruppe der großen Wanderer und Postkutschenreisenden, die zu Anfang des 19. Jahrhunderts, unter dem gewaltigen Eindruck der Napoleonischen Kriege und der damit in engster Folge stehenden Schaffung des „Kaiserthums Österreich“ die Heimat neu entdeckt hatten. Der weitaus größte Teil dieses mächtigen Staates, der geeint und friedlich wie nie zuvor und nie nachher dastand, war von jenen Männern, die Krickel mit Recht hervorhebt: Franz Sartori, Franz C. Weidmann, J. A. Schultes und manchen anderen eingehend bereist und beschrieben worden. Die ungarische Reichshälfte war dabei freilich zugunsten der infolge der romantischen Zeitstimmung bei den Schriftstellern deutscher Zunge besonders bevorzugten Alpenländer weniger begangen und geschildert worden. Manche Privatunternehmen von Malern wie Johann Adam Klein oder dem jungen Moritz von Schwind waren der Allgemeinheit nicht bekanntgeworden, und manche gedruckte Reisebeschreibungen hoben zunächst doch nur Einzelzüge dieser Landschaft hervor. Hier sprang nun also Krickel ein. Der 1791 in Wien geborene Schriftsteller, beruflicher Beamter der „k. k. Cameral-Hauptbuchhaltung“¹¹²⁾ war freilich kein ebenbürtiger Nachfolger eines Schultes in der kritischen Aufzeichnung, kein ebenbürtiger Zeitgenosse eines Johann Gabriel Seidl in der romantischen Schil-

derung. Er war trotz seinem ziemlich ausgedehnten Studium ein innerlich schlichter, dabei sehr frommer Mensch, dessen hervorstechendster Zug wohl die große Freude an der Natur gewesen sein mag. Die anderen bedeutenden Reisenden der österreichischen Empirezeit waren doch fast durchwegs Poststraßenfahrer. Krickel aber war, wie Seume, wie Kyselak¹¹³⁾, wie die Dichter und Maler der deutschen Romantik, ein Fußwanderer. Das verleiht seinen Büchern, die auch fast durchwegs „Wanderungen“ oder „Fußwanderungen“ und „Fußreisen“ heißen, einen gewissen Selbständigkeitswert. In der sonstigen Darstellung hängen sie meist an den Quellen, mitunter auch an wenig guten Traditionen. Nachschlagewerke sind sie also keine, kaum auch Aufzeichnungen von jenem Wert des subjektiven Eindruckes, den die Bücher eines Sartori oder eines Schultes bis heute besitzen.

Aber Krickels Fußwanderungen haben eben für das Burgenland den besonderen Wert, dieses von den anderen, berühmteren Reisenden ausgesprochen vernachlässigte Gebiet geradezu wiederentdeckt zu haben. Das erste Mal scheint Krickel 1827 durch den nördlichsten Teil des Landes gekommen zu sein, als er eine Fußreise ins Heilige Land plante, die ihn schließlich zwar nur durch ganz Ungarn führte, aber gerade deshalb für die Geschichte der österreichischen Fußwanderungen von besonderer Bedeutung geworden ist. Krickel hat diese Reise in seinem umfangreichen tagebuchartig angelegten Werk „Fußreise durch den größten Teil der österreichischen Staaten in den Jahren 1827, 1828 bis Ende Mai 1829“ (Wien 1830) beschrieben¹¹⁴⁾. Er fuhr auf einem Donauschiff bis Preßburg und ging von dort nach Kittsee, am 19. Juli 1827. Dort besuchte er das Schloß und den eine Viertelstunde vom Markt entfernten Fasangarten. Den damaligen Verwalter Fent lernte er schätzen und wurde durch diesen zu einem „ländlichen Fest“ im Fasangarten am folgenden Tag eingeladen, aus dessen Beschreibung der Hinweis auf „Tanzboden und Schießstatt“ hier festgehalten sei. „Die Zielscheiben mit sinnvollen Bedeutungen auf die Freundschaft waren mit den aus bunten Bändern und Silberstücken bestehenden Preisen geschmückt und eine Menge von Landleuten in ihrem Sonntagsputze versammelten sich auf der den Tanzplatz umgebenden Wiese, wo der Herr Verwalter ihnen erlaubte, bei Anfang der Musik nach geendigtem Freischießen sich mitzubelustigen.“ Krickel tanzte fröhlich mit, und hat sich beim abendlichen Feuerwerk wie bei dem ganzen „ländlichen Fest“ offenbar recht gut unterhalten. Am übernächsten Morgen ging er nach Karlbürg, von dort nach Raggendorf und weiter nach Ungarisch-Altenbürg, und nach Wieselbürg, und betrat im Verlauf dieser Fußreise das Burgenland nicht mehr.

Als er 1829 wieder burgenländischen Boden, diesmal die Landschaft um den Neusiedler See, aufsuchte, schuf er sich also damit eine gewisse Ergänzung zu seiner großen ungarischen Wanderung. Er ging diesmal von Wien direkt weg, und zwar über Schönbrunn, Altmannsdorf, Vösendorf und Biedermannsdorf nach Laxenburg, wobei er sein Hauptaugenmerk den kaiserlichen Schlössern widmete. Der erste Reisetag endete in Münchendorf. Der zweite, es war der 20. August, brachte den Wanderer über Ebreichsdorf und Pottendorf nach Hornstein, wobei er dem Weg über Pottendorf um des Schlosses und seines Parkes wegen den Vorzug gegenüber der Hauptstraße über Wampersdorf und Wimpassing gab.

Gleich über der Leitha konnte er einer Landeseigentümlichkeit gewahr werden: „Hornstein ist meist von Kroaten bewohnt, liegt schon in Ungarn

und zwar im Ödenburger Comitate. Es war gerade der Gottesdienst vorüber, als ich in Hornstein anlangte. Ich stand überrascht über die Menge der hübschen Landdirnen, welchen überdies ihre Tracht ein noch reizenderes Ansehen gab. Um den Kopf hatten sie ein reines, weißes, gesticktes Tuch gewunden; ein niedliches mit Bändern und Schmuck gezieres Leibchen umfaßte den schlanken Körperbau, und ein kurzer Faltenrock warf sich üppig über die Form der übrigen Teile der schönen Kroatinnen.“¹¹⁵⁾ Man bedauert an dieser Stelle, daß sich Krickel im folgenden nicht mehr derartigen Beobachtungen hingab, sie wären für heute jedenfalls wichtiger als die ausführlichen Beschreibungen von Eisenstadt, Forchtenstein und anderen bekannten und vielbeschriebenen Örtlichkeiten, die er im gleichen Büchlein von 1831 bietet.

Von Hornstein ging Krickel nun über den „Fürstenberg“ nach Eisenstadt. Das Schloß und besonders dessen Park schildert er mit großer Genauigkeit, die Stadt mit umfangreichen geschichtlichen Ausführungen. Von Eisenstadt aus ging er über „Gschies“, also das heutige Schützen am Gebirge, weiter, nun voll Anteilnahme am Neusiedlersee, dessen Eigenart ihm wohlbekannt war. Auf die bäuerlichen Siedlungen an seinen Ufern achtete er freilich kaum. Es fällt höchstens einmal eine Bemerkung ab: „An den Ufern des Sees wächst viel Rohr, welches zur Deckung der Häuser und zur Feuerung verwendet wird.“ Auch von Neusiedl am See weiß er nur wenig zu berichten. Etwas mehr dagegen von Rust, der „kleinsten unter den Kleinen von allen ungarischen Städten.“ So hat ihm das gastfreundliche Benehmen der Ruster besonders gefallen: „So klein sie aber auch ist, so zeichnen sich die Bewohner durch ein gastfreies und wohlthätiges Betragen aus. Jeder arme Fremde wird hier mit einem Almosen im Gelde und mit Brot beteilt.“

Eine zweite Wanderung von Eisenstadt aus führte Krickel die Straße nach Ödenburg. Siegendorf und Kroisbach fanden kurz seine Beachtung, und besonders der Seeblick, den er von einem nahen Hügel aus genoß: „In einer halben Stunde geht es durch Weingärten und Kornfelder sanft bergan, schnell ersteigt man einen Hügel, auf welchem Fischerhütten stehen, und plötzlich, wie durch einen Zauberschlag, wird man von dem großartigsten Anblick überrascht, da der See in seiner ganzen Länge und Breite vor des entzückten Wanderers Augen liegt. Seine Ufer enthalten alle Abwechslungen des Angenehmen. Hier ragt eine kleine, mit Rohr bewachsene Erdzunge in das verjüngte Meer, dort dringt das Gewässer, einen Hafen bildend ans Land, da sieht man ein hohes Ufer, wo sich die Wellen mit fürchterlichem Getöse brechen. Überall erblickt man wie weiße Lichtpünktchen zahlreiche Ortschaften. Mit unbewaffnetem Auge erkennt man die Ortschaften Hollung, Szeplack (Siblach) und das Schloß Esterhaz. Ich saß eine ganze Stunde und konnte mich von diesem herrlichen Bilde nicht losreißen.“ Von dort führte ihn der Weg um das Südufer des Sees nach Esterhaz, dem vielgerühmten Fürstenschloß, dem er seiner Gepflogenheit getreu eine eingehende Beschreibung widmete.

Die Wanderung des nächsten Tages brachte ihn nach Ödenburg, das ihm sehr gefiel: „So todt und ungesellig Eisenstadt ist, so lebhaft und lustig geht es in Ödenburg zu.“ Dem Steinkohlenbergwerk Brennborg bei Wandorf widmete er seine besondere Aufmerksamkeit. Dann aber führte ihn der Rückweg über Agendorf, Loipersdorf und Marz nach Forchtenstein. Die

gewaltige Burg „Forchtenstein ist ein Monument des grauesten Altertums“ — erregte seine besondere Aufmerksamkeit. Bis zu den kleinen Führerspäßen mit den Raketen im Burgbrunnen wird alles Sehenswerte geschildert. Selbst den Strafgefangenen der Esterhazyschen Besitzungen, welche auf Forchtenstein zu büßen hatten, wird ein mildes Augenmerk gewidmet. Und im Gedenken an die wohlthuende Freundlichkeit dieses anspruchslosen Fußreisenden begleitet man schließlich seinen Weg bis zu Ende. Er hat ihn über die Rosalienkapelle zurück nach Niederösterreich genommen. Der gewaltige Weitblick von dort aus, den so manche Vorgänger wie Josef E. Scheiger schon 1826 und so manche Nachfolger wie Joseph V. Häufner 1848 zu schildern unternahmen¹¹⁶⁾, hat auch er mit Genauigkeit ebenso wie mit empfindsamem Sinn für Naturschönheit beschrieben. Die Sprache der Frömmigkeit seiner Zeit läßt seinen burgenländischen Wanderbericht in die Worte ausklingen: „Eine heilige Ehrfurcht bemeisterte sich meiner Seele, ich sah hinauf zu den Höhen, wo die Gerechtigkeit und Barmherzigkeit thront — ich sah hinab und bewunderte die unaussprechliche Liebe der Gottheit, die Millionen Pflanzen, und Millionen Geschöpfe ins Leben rief, und eine so herrliche Welt für sie schuf.“

Krickels Vorliebe für das Burgenland hat die Zeit der romantischen Fußreisen überdauert. Fast zwanzig Jahre nach seinen Wanderungen kam er nochmals in die Lage, die weiteren Umgebungen Wiens darzustellen, und zwar schon mit Rücksicht auf den damals jungen Eisenbahnverkehr. Er schuf dafür, wie übrigens auch seine Zeit- und Schreibgenossen F. C. Weidmann und Adolf Schmidl, reiseführerartige Handbücher, besonders seine „Ausflüge in die Gegenden des Landes unter der Enns und der Steiermark, mit teilweiser Benützung der Eisenbahn.“¹¹⁷⁾ (Wien 1846.) Und dort weist er unter dem Titel „Ausflüge nach Eisenstadt“ wenigstens auf das Gebiet hin, das er einst zu Fuß bereist hatte, jene „Umgebungen“ die „dem Wanderer einen seltenen Kranz von Kunst- und Naturschönheiten bieten.“ Nunmehr aber waren diese Seeorte schon bedeutend leichter zu erreichen als seinerzeit, führte doch die Eisenbahn bereits nach Ödenburg¹¹⁸⁾.

Ein Biedermeier-Engländer im Burgenland, 1836

Im gleichen Jahr 1836, in dem Grillparzer nach England reiste, fuhr ein Engländer, der ehrenwerte Herr John Paget, durch Ungarn. Er war seit Juni 1835 schon in Wien gewesen und begann von dort aus seine Reise durch Ungarn und Siebenbürgen, die er in seinem 1839 erschienenen zweibändigen Werk ausführlich beschrieben hat. Die vormärzlichen Beziehungen zwischen England und Österreich waren merkwürdig. Das konstitutionelle England liebte das absolutistische Regime in Österreich nicht und bewunderte und unterstützte die inneren Gärungen Ungarns.

Das war seit Karl Postl-Charles Sealsfields Schmähchrift „Österreich wie es ist“, die 1828 in London, in englischer Sprache erschienen war, allgemein üblich, eine literarisch-politische Mode geworden¹¹⁹⁾. Auch Paget kann nicht anders, er muß sich über den alten Kaiser, also Franz I., als „den guten Franzel“ mokieren, er erzählt selbstverständlich von dem „guten Volk von Wien“, das nur seine „gebackenen Hendel“ beim Sperl kenne, und den Tanz im Augarten und die Walzer des „unsterblichen Strauß“. Er hat sich aber doch für seine Reise an Hand der besten Literatur unterrichtet, von Csaplovics' „Gemälde von Ungarn“, 1829, bis zu Schmidls „Handbuch für Reisende in dem österreichischen Kaiserstaat“ von 1835. Dementsprechend hat er sich seine Postkutschenreisen auch gut eingeteilt und von Preßburg aus zunächst den westungarischen Teil abgefahren, bevor er sich auf den Spuren des Freiherrn von Mednyansky nach Oberungarn, vor allem ins Waagtal, begab. Sein erstes Kapitel gilt dementsprechend seinem Ausgangspunkt Preßburg, sein zweites schon der Fahrt an den Neusiedler See. Damit können wir also die auszugsweise Übersetzung seiner Schilderung beginnen¹²⁰⁾.

„Es war sechs Uhr morgens, als der wackere Preßburger Postillon sein Horn ertönen ließ, um seine Ungeduld über die halbe Stunde zum Ausdruck zu bringen, die wir ihn hatten warten lassen, bevor wir unsere Fahrt an den Neusiedler See antraten, in dessen Umgebung wir einige Tage zu verweilen gedachten. Die Entfernung bis zum Ende des Sees mag ungefähr sechs Meilen betragen und wir rechneten damit, sie mit der Post innerhalb eines Tages zurückzulegen.

Von allen Arten des Reisens in Ungarn ist die Post die kostspieligste und für mich persönlich die unbekömmlichste. Der Pferde-Ersatz ist dürftig, und wenn es dem Reisenden passiert, gerade vor oder nach dem Postwagen anzukommen, muß er für gewöhnlich einige Zeit warten, bis man die Zahl von Pferden zusammenbringt, die er braucht. Es gibt aber noch eine fatale Regel, von der es gut ist, wenn sie der Fremde weiß. Wenn er an irgendeinen Ort mit der Post ankommt, so kann er den Postmeister verpflichten, ihn mit der gleichen Anzahl von Pferden weiterzuschicken, mit der er angekommen ist; sollte er jedoch, wie das uns bei dieser Gelegenheit passierte, den Wunsch hegen, die Poststraße zu verlassen und für diesen Zweck Privatpferde zu mieten, so kann man ihm auf der nächsten Poststation seinen Wunsch abschlagen, beziehungsweise ihn dazu nötigen, mit so viel Pferden weiterzufahren, wie man ihm eben geben will.

Es war in Gschief (also heute: Schützen am Gebirge), daß wir diese Regel kennenlernten. Der Postmeister weigerte sich dort dickköpfig, uns mit einem Paar Pferde weiterfahren zu lassen, wie wir es wünschten. Er erklärte vielmehr, wir sollten vier Pferde nehmen oder bleiben, wo wir wären. Ich wußte mir keinen anderen Weg, um weiterzukommen, und gab mich daher zuletzt zufrieden, mit dem Wunsch, er solle uns also die vier Pferde geben. ‚Ich habe aber augenblicklich nur drei im Stall‘, war seine kühle Antwort, ‚und Sie können entweder die nehmen und für vier zahlen, oder Sie können hier bleiben, wo sie sind bis morgen warten, wenn die anderen wieder heimkommen.‘ Es ist dies nicht der einzige Fall eines groben Betrages, von dem ich berichten könnte. Das Schlimmste daran war, daß man eigentlich keine Abhilfe schaffen konnte. In dem einen Fall wandte ich mich an den Richter und den Notär des Dorfes, und obgleich sie den besten Willen hatten, mir zu helfen, so war doch alles, was sie tun konnten, daß sie mir Bauernpferde gaben und mich dadurch befähigten, eine gleiche Behandlung auf dem Rest dieser Fahrt zu vermeiden.

Was die Geschwindigkeit betrifft, so rechnet man bei der Post mit ungefähr fünf Meilen in der Stunde, bei guten Pferden, und die Postillione tragen dabei gewaltige Federhüte, jeder mit einem Federbusch, der einem Feldmarschall gehören könnte, dazu einen roten Rock mit purpurnen Aufschlägen. Falls übrigens der Leser einmal Gelegenheit haben sollte, von Wien nach Budapest zu fahren, und falls er noch dazu ein Liebhaber des Selberfahrens sein sollte, dann rate ich ihm zu der sogenannten ‚Bauern-Post‘. Falls ihn Dampfschiffe und Eisenbahnen noch nicht umgebracht haben sollten, dann wird sie ihm bestimmt den Garaus machen.

Die Bauern an der Grenze von Ungarn, in Richtung Budapest, an der großen Landstraße von Wien her haben eine Ersatz-Pferde-Post eingerichtet, die billiger und besser als die kaiserliche Post ist. Zuerst von der Verwaltung bekämpft, hat sie sich allmählich doch durchgesetzt, daß gegenwärtig die ganze Strecke ausschließlich auf diese Weise behelfsmäßig befahren wird. Das Tempo, in dem diese Leute mit ihren vier kleinen Pferden ihren leichten Wiener Wagen fahren, ist etwas Wundervolles, besonders wenn man die Länge einiger ihrer Poststationen bedenkt. Die letzte Station kann nicht weniger als vierzig Meilen vor Budapest sein, und dennoch fahren sie diese Strecke nur mit einer kurzen Rast von vielleicht einer Viertelstunde zum Tränken die meiste Zeit in vollem Galopp durch, und zwar mit denselben Pferden in vier Stunden. Großartig ist da der wildblickende Kutscher anzusehen, sein schwarzes Haar flattert im Wind, wenn er sich umdreht, um deine Bewunderung herauszufordern, weil seine vier kleinen, feinknochigen Klepper über Stock und Stein in einer Art dahinbrausen, die im ersten Augenblick selbst das Blut eines Engländers in rascheren Kreislauf versetzen. Es handelt sich da entschieden bei dieser raschen Bewegung um ein Vergnügen, das bei manchen anderen Menschen die Wirkung einer Vergiftung erzielen würde.

Aber kehren wir zu unseren fünf Meilen in der Stunde zurück. Wir fahren durch ein wohlgepflegtes Land, hauptsächlich von Deutschen bewohnt, die in diese Seite Ungarns von Preßburg her eingedrungen sind, nahe bis an die Grenze von Kroatien.

Der Neusiedler See, oder auf Ungarisch der „Fertö Tava“, den wir bald in Sicht bekamen, ist ungefähr vierundzwanzig Meilen lang und zwölf breit,

in der Tiefe variierend von neun bis dreizehn Fuß. In einigen Teilen, besonders am Nordende, sind seine Ufer hoch und schön, aber an der Ostseite sind sie flach und gehen in eine weite Sumpffegend über, genannt der ‚Hansag‘.

Es wird vermutet, daß dieser See unter Kaiser Galerius in die Donau abgeleitet worden sei und daß er sich erst infolge des Verfalles der römischen Anlagen wieder bilden konnte. Es gibt kaum einen Zweifel, glaube ich, daß es praktisch möglich wäre, den See wieder zu entwässern, wenn man es wollte. Jedoch, wie ein Besitzer in dieser Nachbarschaft meinte, würde uns das der schönen Gelegenheit berauben, so manche prächtige Schnepfe zu schießen. Vom Wasser sagt man, daß es einen Salzgeschmack habe. Ich muß allerdings gestehen, daß ich ihn nicht wahrnehmen konnte; ansonsten soll es Schwefel, Salzsäure und Speisesoda enthalten. Jedenfalls enthält es Fische, vor allem Karpfen und Hechte. Aus dem Sumpf des Hansag wird eine stattliche Zahl von Blutegeln bezogen, die nach Frankreich ausgeführt werden.

Ungefähr in der Mitte des Seeufers und ganz nahe an diesem liegt die kleine königliche Freistadt Rust, ein verehrungswürdiges ungarisches Alt-Saron. Die armen Einwohner seiner hundertzweiundfünfzig Häuser senden ihre Abgeordneten zum Landtag nach Budapest oder nach Preßburg. Der kleine Hügel, der sich hinter der Stadt erhebt, begründet ihren hauptsächlichlichen Wohlstand. Hier wächst nämlich der berühmte Ruster Wein, einer der besten von den vielen guten Weinen Ungarns. Von jener Probe, die man mir in dem kleinen Wirtshaus hier gaben oder von jenen, die ich an anderen Stätten dieser Art kostete, hätte ich mir keine besonders hohe Meinung von seiner hervorragenden Qualität bilden können. Ich wurde jedoch einmal in einem Privathaus mit einer Probe davon bekanntgemacht, welche die höchsten Lobsprüche seiner Bewunderer vollkommen berechtigt erscheinen ließ. Es ist ein kräftiger, etwas trockener, blaßroter Wein mit einer feinen Blume, die nur sich selber ähnelt. Man sagt, der beste Ruster werde nach Breslau geliefert, wo er einen hohen Preis erzielt.

Gleich in der Nähe von Rust ist der Hügel von Margarethen, wo der Stein gewonnen wird, der in Wien so stark für Bauten Verwendung findet. Es ist ein weicher junger Kalkstein, sehr ähnlich dem des Pariser Beckens, von einer guten Farbe, aber etwas locker im Aufbau. An einigen Stellen ist er ganz erfüllt von Versteinerungen, Ostrea und Pecta, von denen die letzteren speziell hier vorkommen und auch danach benannt werden. Der Kalk liegt über dem Granit, auf dem die Weingärten von Rust gepflanzt sind. Die gleiche Formation begegnet in einigen Teilen der Kleinen Karpathen bei Preßburg wieder.

In Eisenstadt, nur in geringer Entfernung von diesem See, ist der Palast des ersten der ungarischen Magnaten, des Fürsten Esterhazy. Dieses Schloß, nicht allzu bemerkenswert ob seiner Schönheit (es ist in einem schweren, wenn auch blühendem italienischen Stil erbaut), ist für eine fürstliche Residenz gut ausgestattet. Wir gingen durch unzählige Fluchten von Apartments. Aber fast die meisten von ihnen übertrifft doch der große Ball-Saal — eine vornehm proportionierte Halle von gewaltiger Größe, mit reicher Verzierung in Weiß und Gold. Dieser Raum wurde zuletzt verwendet, als der jetzige Fürst zum Obergespan des Komitates Ödenburg ernannt wurde, — ein erbliches Amt in seiner Familie. Und noch jetzt rühmt man den

geradezu königlichen Prunk, mit dem der Fürst die Scharen der Adelligen bewirtete, die sich bei dieser Gelegenheit um ihn versammelten.

Die Gärten, in englischem Stil angelegt, sind sehr schön und die Glashäuser größer als ich mich erinnere, je welche gesehen zu haben. Selbst Alton muß da vor Eisenstadt zurückstehen. Diese Glashäuser enthalten nicht weniger als siebzigtausend exotische Pflanzen und sind besonders reich an neuholländischen Arten. Man kann schwerlich das Bedauern darüber unterdrücken, daß so viel Reichtum und Schönheit eigentlich ganz verlassen sind. Denn außer den Bewohnern von Eisenstadt, welchen die Gärten immer offenstehen, ist es doch selten, daß Palast und Gärten einen Besucher empfangen.

So groß der Glanz einiger unserer englischer Hochadeliger auch ist, ich glaube doch in den Verdacht der Erzählerfreiheit des Reisenden zu geraten, wenn ich von der ‚Herrlichkeit‘ der Esterhazy spreche. Denn innerhalb weniger Meilen in der gleichen Gegend hat der Fürst drei andere Schlösser von der gleichen Bedeutung.

Gleich am südlichen Ende des Sees liegt Esterhaza. Ein ungeheurer Bau im blühendsten italienischen Stil, gerade im Jahr 1700 errichtet und sechzig Jahre hindurch ganz unbewohnt. Seine Marmorsäule, blendend mit Gold und Malerei ausgestattet, sind noch so frisch, als wären sie eben erst erbaut. Das Zimmer der Kaiserin Maria Theresia ist unverändert, seit die große Herrscherin dort gewohnt hat. Das ganze Innere ist in einem solchen Zustand, daß es morgen schon wohnlich gemacht werden könnte, nur die Gärten sind ganz mit Unkraut überwachsen und haben größtenteils auch ihre ursprüngliche Lage eingebüßt. Die zahllosen Lusthäuschen sind eingesunken infolge der feuchten Lage, in die man sie gesetzt hat, und werden schon ganz baufällig. Das schöne Theater, für das früher eigens eine italienische Gesellschaft engagiert war, ist nun seiner blendenden Spiegel beraubt und dient nur als Behausung der schlafenden Fledermäuse, die in ganzen Büscheln von den vergoldeten Karniesen hängen. England ist für seine vornehmen Schlösser und seine reichen Wohnungen berühmt. Wir haben aber doch nur eine dürftige Vorstellung von einem Glanz, wie ihn Esterhaza früher repräsentiert haben muß. Überfüllt von den schönsten Frauen von vier Ländern, — seine dreihundertsechzig Fremdenzimmer mit Gästen besetzt, — seine Konzerte von Haydn dirigiert, — seine Oper von italienischen Künstlern gespielt, — seine Gärten durch das fröhliche Gedränge der Besucher geschmückt, — ganze Schwärme von reich livrierten Dienern in den Vorsälen, — und die Stiegen schließlich von den Grenadieren des Fürsten bewacht, denn der Fürst Esterhazy hat jetzt noch hundertfünfzig Mann Garde in eigenem Sold und eigener Uniform, welche in seinen verschiedenen Burgen und Schlössern Dienst machen, — alles in allem: diese Herrlichkeit übertrifft wohl die Hälfte der Königshöfe Europas! Ich weiß eigentlich keinen außer Versailles, der eine so gewaltige Vorstellung von dem köstlichen Glanz der Vergangenheit zu geben imstande wäre als Eszterhaza.

Haydn war mehr als dreißig Jahre ‚maestro di capello‘ des Fürsten Esterhazy. Während dieser Zeit lebte er hauptsächlich mit der Familie. Sein Bildnis wird auch aufbewahrt, und es ist eigentlich das einzige Bild von großem Interesse, das der Palast enthält. Haydn war eine sehr arme und obskure Persönlichkeit, als er in das fürstliche Orchester aufgenommen

wurde. Das ging soweit, daß niemand daran dachte, die nötigen Anweisungen für seinen Aufenthalt im Schloß zu geben. Folgende Anekdote seiner Einführung beim Fürsten wird von Carpani erzählt:

Der Maestro Friedberg, ein Freund und Bewunderer von Haydn, wohnte beim Fürsten Esterhazy. Als er sah, daß Haydn dermaßen übersehen wurde, überredete er ihn, eine Symphonie zu komponieren, die für die Aufführung zum Geburtstag seiner Hoheit wert befunden würde. Haydn stimmte zu. Der Tag kam. Der Fürst, entsprechend dem Zeremoniell, nahm seinen Sitz mitten in seinem Hofstaat ein, und Friedberg verteilte die Stimmen von Haydns Symphonie an die Musiker. Kaum waren die Spieler durch das erste Allegro durch gekommen, als der Fürst sie mit der Frage unterbrach, wer der Komponist eines so schönen Stückes sei. Friedberg drängte den bescheiden zitternden Haydn aus seiner Ecke des Saales, in die er sich zurückgezogen hatte, und präsentierte ihn als den glücklichen Komponisten. ‚Was‘, rief der Fürst, als er zum Vorschein kam, ‚dieser Neger?‘ — denn Haydns Farbkomplexion war durchaus von jener Weiße, welche die Lilien übertrifft. ‚Gut, Schwarzer, von nun an wirst Du bei mir im Dienst sein. Wie heißt Du?‘ ‚Joseph Haydn.‘ ‚Aber Du bist doch schon in meinem Orchester. Wieso habe ich Dich bisher noch nie gesehen?‘ Die Bescheidenheit verschloß dem jungen Komponisten die Lippen, aber der Fürst macht es ihm gleich bequemer. ‚Geh und laß Dir die Kleidung geben, die zu Deinem Stand paßt, — in so einem Aufzug will ich Dich nicht mehr sehen. Du bist viel zu schmal, Du siehst erbärmlich aus, mein Lieber. Laß Dir neue Kleider geben, eine anständige Perücke mit wallenden Locken, einen Spitzkragen und rote Absätze auf Deine Schuhe. Aber denk daran, die Absätze hoch zu lassen, denn die Erhöhung Deiner Persönlichkeit soll mit der Höhe Deiner Musik harmonieren. Geh, und meine Bedienten werden Dir bei allem helfen, was Du brauchst...‘

Am nächsten Tag wurde also Haydn in einen Kavaliere verwandelt. Friedberg erzählte mir oft von dem Unbehagen des armen kleinen Maestro in seinem neuen Aufzug. Er bot einen so tölpischen Anblick, daß jedermann bei seinem Erscheinen in Gelächter ausbrach. Sein Ansehen jedoch, wie immer sich das nun verhalten mochte, sein Genie fanden nun den Raum, sich zu entfalten, sie wuchsen täglich, und er besaß bald die Gunst seines Herrn so vollständig, daß ihm auch die außerordentliche Bevorzugung zuteil wurde, sein eigenes Haar zeigen und seine einfachen Kleider tragen zu dürfen, wie er es sich erbat. Sein Spitzname ‚Neger‘ aber, mit dem ihn der Fürst bei seinem ersten Auftreten belegt hatte, blieb ihm noch manche Jahre hernach.

Der einzige Teil von Esterhaza, der jetzt bewohnt ist, sind die Stallungen, die gerade jetzt eine Zufuhr von zwölf schönen Vollblut-Pferden aus England erhalten haben, mit einigen vielversprechenden jungen Tieren. Mit ihnen ist ein alter englischer Pferdewärter mitgeschickt worden, der sich bitterlich über die Schwierigkeiten beklagte, die er zu überwinden hatte, bevor er die ‚beamters‘ (also die Esterhazyschen Hofbeamten!) überzeugen konnte, — diese Beamten, eine eigene Sorte von ungarischen Angestellten, von denen die Hofstaaten der Aristokraten mißleitet werden, — bevor er also die Beamten von den vielen kleinen Erfordernissen und Spezialwünschen überzeugen konnte, die nun einmal englische Rassenpferde verlangen.

Der Grundbesitz des Fürsten Esterhazy ist, so sagt man, an Ausdehnung dem Königreich Württemberg gleich. Jedenfalls umfaßt er einhundertdreißig Dörfer, vierzig Städte und vierunddreißig Schlösser! Von den jährlichen Einnahmen sagt man, daß sie mit 1500.000 englischen Pfund im Jahr nicht zu hoch angegeben sind, und sie können noch beträchtlich anwachsen. Die hypothekarischen Belastungen sind zur Zeit höher als bei den meisten anderen ungarischen Magnaten, einige davon belaufen sich auf fast die Hälfte des Ertrages.

Ich erinnere mich an eine Anekdote, die vor einigen Jahren die Runde durch die Zeitungen machte: Fürst Esterhazy setzte damals einen unserer Grundbesitzer in Erstaunen, der ihm die Wolle von zweitausend Schafen zeigte und ihn mit einem gewissen Stolz fragte, ob er ihm auch so viel zeigen könne. Der Fürst meinte dazu nur so nebenbei, er habe mehr Schafhirten als der andere Schafe! Wir machten auf der Stelle einen Überschlag über diese Angelegenheit, und zwar mit einem, der sich darin sehr gut auskannte, und fanden, daß die Geschichte wörtlich wahr gewesen sein müsse. Es handelte sich um die Winterwolle von 250.000 Merino-Schafen, bei denen man auf je hundert mit einem Schäfer rechnen kann, und das ergibt 2500 Schafhirten!

Schade, daß der vornehme Besitzer von Forchtenstein nicht ein bißchen von der gotischen Tendenz in sich aufgenommen hat, die in England so oft fehlgeleitet wird, und diese Burg in den früheren Zustand zurückversetzt. Diese Restaurierung wäre als die eines nationalen Denkmals des ungarischen Mittelalters sehr wünschenswert, sie würde auch manche besondere Anziehung bedeuten, nicht nur infolge der Existenz als einzige Burg dieser Art hier, sondern als Beispiel dieser Mischung von Asiatik und Gotik; die heutzutage so deutlich die Verhältnisse und Lebensgewohnheiten der Magyaren kennzeichnet und deren Reste sie vom übrigen Europa unterscheidet.

Der einzige Zweck, für den die Burg gegenwärtig verwendet wird, außer als Gefängnis, ist die Aufbewahrung der Schätze der Fürsten. Darüber kann ich freilich nur vom Hörensagen erzählen. Ich wußte nämlich vor meinem Besuch nicht, daß zur Besichtigung dieser Schätze zwei Personen anwesend sein müssen, die in einiger Entfernung voneinander leben und von denen jede nur einen Schlüssel hat, so daß ohne den anderen der eine nicht von Nutzen ist. Dementsprechend hatte ich mich gegen diese Schwierigkeit nicht vorgesehen.

Der Glanz der Esterhazy-Juwelen ist in England nicht unbekannt. In diesem guten Schloß sind diese Massen an Schätzen für gewöhnlich verwahrt, die ihrer Majestät treue Lehnsleute bei der Krönung zu tragen pflegen. Man sagt, daß jeder Fürst verpflichtet sei, diese Juwelen irgendwie zu vermehren, und daß sie niemals verkauft werden können, ausgenommen als Lösegeld, wenn ihr Besitzer in türkische Gefangenschaft fallen sollte. Als die Franzosen in Ungarn einfielen, erschien eine kleine Abteilung von ihnen vor Forchtenstein und forderte die Burg zur Übergabe auf. Die Grenadiere aber schlossen die Tore, warfen die Brücke in den Graben und setzten die Burg in Verteidigungszustand. Und während der Feind keine Möglichkeit sah, die Burg einzunehmen, brachte der Fürst seine Schätze in Sicherheit. Außer den Juwelen sind hier noch alte ungarische Kostüme in großer Zahl,

neben anderen, wenn ich richtig verstanden habe, eines, das von König Matthias Corvinus getragen worden ist.

Inwieweit die Privilegien der Esterhazys, wie beispielsweise die erhebliche Obergespannschaft, verfassungsmäßig sind, wie weit das Recht der Primogenitur, das Majorat, klugerweise zu einem Gegenstand von solch weiter Bedeutung ausgeweitet worden ist, überlassen wir anderen zur Überlegung. Aber es ist unmöglich, Zeuge davon zu sein und nicht zu bedauern, daß andere Pflichten, mögen sie noch so bedeutend sein, denjenigen von seinem Land fernzuhalten, der soviel Macht darin hat. Kein Land hat einen größeren Anspruch auf das ausschließliche Recht auf die Dienste seiner Landeskinder als Ungarn im gegenwärtigen Augenblick. Und gerade im gegenwärtigen Augenblick geht der entschiedene Verdacht durch das Land, daß der höchste seiner Aristokraten, auch am gleichgültigsten gegenüber seinem Wohl ist. Ein Verdacht, der, gleichgültig ob gerecht oder nicht, um jeden Preis entkräftet werden sollte, weil er einmal für die Sicherheit des Landes gefährlich werden kann, wenn er sich nur einmal im Denken des Volkes eingenistet hat.

Auf der Route unserer Rückreise nach Preßburg führen wir durch die kleine Stadt Ödenburg, wo ein hoher Wasserturm als einziges Überbleibsel der Befestigungen steht, der sich gerade in Reparatur befindet. Angesichts der hölzernen Dächer, welche die Häuser in Ungarn für gewöhnlich aufweisen, ist die Feuergefahr groß. In jeder Stadt ist dementsprechend dauernd ein Wächter eingesetzt, der Alarm zu geben hat; als Zeichen seiner Wachsamkeit muß er jede Viertelstunde bei Tag und Nacht auf einer schrillen Pfeife blasen.“

Mit Posthornklängen hat also diese Biedermeierreise eines Engländers durch das nördliche Burgenland begonnen, mit dem Ton des Nachtwächterhorns endet sie. Wahrhaftig eine stimmungsvolle volksmusikalische Umrahmung für ein stoffreiches Kapitel, das in wesentlichen Teilen Joseph Haydn und seinen Beziehungen zu Eisenstadt und Eszterhaza gewidmet ist.

Einige Worte nur zu der Ausstattung dieses Reisewerkes, das in vieler Hinsicht an den Anfang der Volkskunde in Ungarn gestellt werden muß, und das vor allem wegen seiner Trachtenbilder zu den wichtigsten Quellen der ungarischen und slowakischen Trachtenkunde gehört. Das ist heute auch in Ungarn geläufig. Paget war von einem Zeichner namens Hering begleitet, der seine Zeichnungen in einem eigenen Band „Sketches on the Danube, in Hungary and Transylvania“ veröffentlicht hat, London 1838. Die Zeichnungen Georg Edward Herings wurden für diesen Zweck von C. Smith lithographiert¹²¹). Viele dieser Zeichnungen sind aber auch in das vorliegende Reisewerk Pagets aufgenommen worden. Auf das Burgenland bezieht sich leider nur eine Zeichnung, in Band I auf S. 47, welche die Dorfhäuser von Forchtenau am Fuße der Burg und schattenhaft diese selbst hoch darüber zeigt. Die Vignette gehört jedenfalls zu den frühen Bauernhausbildern aus dem Burgenland, wenn auch ihr Quellenwert nicht gerade groß ist. Paget hat dem I. Band seines Reisewerkes übrigens auch eine Karte „Hungary and Transsylvania“ beigegeben, die sich nach seiner eigenen Angabe (S. XII) weitgehend auf Csaplovics stützt. Sie ist, und das ist wesentlich, eine Nationalitätenkarte, „coloures to show the different Races inhabiting these Countries“. Die gelb gefärbten Flächen bezeichnen die deutsch besiedelten Gebiete („yellow ... Germans“) und dabei tritt das gesamte Gebiet des

heutigen Burgenlandes schön einheitlich gelb hervor, sogar deutlich mehr Raum umfassend, als ihm die Grenzziehung nach dem Ersten Weltkrieg zugebilligt hat. Die Alliierten hätten sich also ruhig auf den Engländer Paget stützen können, sie wären gerechter verfahren, wenn sie so unparteiisch wie er gewesen wären.

Das kenntnisreiche Werk hat also vor mehr als hundertzwanzig Jahren die englischsprechende Welt ziemlich ausführlich über unser Gebiet informiert. Es ist ein richtiges Reisewerk, neben den üblichen Postwagengesprächen und Fremdenführermitteilungen stehen daher meist Anekdoten und Erinnerungen drin, die im einzelnen nicht zu kritisch bewertet werden dürfen. In der Zusammenfassung bedeuteten diese Aufzeichnungen aber damals doch ein beachtliches Bild, das schließlich aussagt: So hat man unser Land im Biedermeier gesehen, das war es also im wesentlichen, was man auch in der weiten Welt von ihm wußte¹²²).

Joseph V. Häufler

Im Jahre 1848, sonst eher für weniger friedliche Ereignisse bekannt, erschien bei Carl Gerold in Wien ein harmloses, schmales Büchlein mit dem etwas umständlichen Titel „Ausflüge in das südöstliche Grenzgebirge und an den Neusiedlersee mit Benützung der Wr. Neustadt—Oedenburger Eisenbahn: nämlich nach Oedenburg, Eisenstadt, Rust, Esterhaz, Neusiedl, Forchtenstein, Pütten und Sebenstein, sammt einem Panorama von der Rosalien-Kapelle“ (Oktav, 48 Seiten)¹²³). Das Büchlein hält durchaus, was sein Titel verspricht. Es ist ein Führer in das niederösterreichisch-burgenländische Grenzgebiet, mit besonderer Berücksichtigung der historisch und kunstgeschichtlich bemerkenswerten Stätten, soweit sie damals erschlossen waren. Die Angaben stützen sich auf die beste zeitgenössische Literatur. Sie ergänzen das bekannteste entsprechende Reisewerk der Zeit, nämlich Adolf Schmidls „Wiens Umgebungen auf 20 Stunden im Umkreise“, und haben durchaus den Charakter, den ihnen der Titel des I. Kapitels zuweist, nämlich den von „Historisch-topographischen Bemerkungen“. Dieses I. Kapitel ist Wiener Neustadt, Odenburg und Eisenstadt gewidmet. Die Fahrt mit der Eisenbahn nach Odenburg wird um der großen Zeitersparnis wegen angepriesen. Die Stadt Odenburg selbst wird recht anschaulich geschildert, wobei lokale Merkwürdigkeiten hervorgehoben erscheinen. So wird bei der Benediktinerkirche die bekannte Schatzsage berichtet: „Man sagt, ein Geißbock habe daselbst gescharrt, und der Hirt, welcher weiter nachgrub, entdeckte den Schatz. Daher ist zum Andenken am Chor die Gestalt des Hirten in Stein, und im Giebelschild sieht man einen Bock.“ (S. 16) Zur Fahrt nach Eisenstadt werden die Straßen über Wampersdorf und über Pottendorf zur Auswahl mitgeteilt. Bei der Schilderung von Eisenstadt wird dem Schloß und seinem Park besonders großer Raum gegeben, der Ruhm der klassizistischen An- und Umbauten leuchtet noch ganz frisch ins Spätbiedermeier hinein. Von der Stadt, vom Judenviertel, von den Kirchen und Klöstern wie vom Kalvarienberg wird aber doch alles Wesentliche mitgeteilt. Das II. Kapitel behandelt Neusiedlersee und Hansag, und bringt Notizen über die Orte Esterhaz, Rust und Neusiedl. Die Versuche zur Trockenlegung des Sees wie die Arbeiten im Hansag werden genau besprochen. Rust, die Stadt mit dem „altertümlichen Ansehen“, findet immer Beachtung. Auch hier wird wieder ein sagenumwobenes Wahrzeichen, nämlich der Schlußstein in der Fischerkirche erwähnt. „Die größere (Kirche) aus dem sechszehnten Jahrhundert soll von einer Gräfin erbaut seyn, die sich hier verirrend endlich von Fischern gerettet wurde. Zum Andenken sieht man am Giebelschild zwei Fische und eine Sichel mit der Zahl 1515.“ Von Neusiedl wird nur kurz berichtet, vor allem von seinen Befestigungen und von der „Fortsetzung der Schanzwerke“ über Parndorf und Rohrau bis nach Petronell. Die Bedeutung der Weinorte Rust, Neusiedl und Gols wird richtig betont und herausgestellt. Das III. Kapitel bringt die Besprechung der Burgen Forchtenstein, Pütten und Sebenstein. Wieder ist die historische Beschreibung von Forch-

tenstein gediegen, die bekannten Merkwürdigkeiten der Waffensammlung finden sich schon vollzählig vor.

Das IV. Kapitel gilt der Rosalienkapelle. Die Wege zu ihrer Höhe von österreichischer wie von damals ungarischer Seite her werden genau beschrieben, mit kurzen Schilderungen von Neudörfll, Sauerbrunn und Forchtenstein, ebenso wie der Weg von Ödenburg her über Mattersburg, beziehungsweise über Neckenmarkt, Lackendorf, Lackenbach, Markt St. Martin, Neudorf, Landsee und Schwarzenbach. Der Besuch der Ruine Landsee wird ausdrücklich empfohlen. Auf dem Weg von Landsee nach Schwarzenbach wird ausdrücklich das „liebliche Tal, in welchem ein Sauerbrunnen quillt, dessen Wasser von den Landleuten aus ziemlich entfernten Orten geholt wird,“ hervorgehoben. Die selbständige Leistung des Büchleins ist jedoch die ausführliche Schilderung der „Rundsicht von der Rosalien-Kapelle“ (S. 46 ff.). Als Ausgangspunkt werden „die zwei herrlichen Linden, unter deren Schatten ein heil. Florian steht“ gewählt, und dann schweift der Blick zunächst nach Südosten, „bis zu den dunklen, waldigen Bergrücken und Kuppen des Bakonyer Waldes“, um im weiteren den ganzen weiten Kreis dieses Augenblickes zu erfassen. Das Büchlein gibt hier wirklich genau alles an, was man von der luftigen Höhe aus sehen kann, und gliedert die einzelnen Erscheinungen vortrefflich ihren jeweiligen Landschaften zu. So mancher Vorgänger im Biedermeier, insbesondere Josef E. Scheiger, hatte dies schon versucht, aber dieser Eisenbahn-Wanderer brachte nun doch die abschließende Darstellung. Freilich beschränkte er sich nicht auf die literarische Beschreibung, sondern fügte eine große lithographische Darstellung bei, ein Faltblatt von nicht weniger als 122 cm Länge. Über dem sauber gezeichneten Panorama sind die Namen der Orte eingetragen, die jeweils durch einige Turmspitzen markiert werden. Die Aussichtshöhe ist von Bäumen und Büschen leicht umrandet, nur wenige Staffagefiguren beleben die Szene, ohne den Panoramacharakter zu stören. Es kommt da von links ein kleiner Zug Wallfahrer herauf, der Vorbeter trägt die Kirchenfahne, die altertümlichen Trachten sind zu erkennen. Da die Gruppe vom Südosten kommt, darf man sie wohl als burgenländisch ansprechen, das Bild hat daher auch für die burgenländische Trachtenkunde einen gewissen Quellenwert, wenn man auch die Langröcke der Männer, ihre Kniehosen und Breithüte als damals allgemein auch im steirisch-niederösterreichischen Grenzgebiet üblich ansprechen darf. Die schlechter erkennbaren Gugeln oder Stauchen der Wallfahrerinnen sind uns von gleichzeitigen Bildern aus dem südlichen Niederösterreich ebenfalls bekannt¹²⁴). Die Personen an dem kleinen Wallfahrerstand mehr der Mitte zu muten vielleicht etwas mehr steirisch an. Es sind aber jedenfalls Menschen aus dem bäuerlichen Umkreis der Rosalien-Kapelle, während der der Mitte des Panoramas zuschreitende Betrachter mit dem Fernrohr deutlich ein Fremder, ein Reisender ist. Er trägt die englische Reisendenmode der Vierzigerjahre, und stellt so vielleicht ein Selbstbildnis des Beschreibers und Zeichners des ganzen Rundblickes dar. Aber auch an wirkliche englische Reisende der Zeit, etwa den ehrenwerten Herrn John Paget, mag man sich bei diesem Anblick erinnern.

Jedenfalls hat der Verfasser dieses Büchleins nur hier, auf der Lithographie, seinen Namen genannt. Links steht unter der Zeichnung „Joh. Wedl u. Jos. Häufner del.“ und rechts „Lith. von Alex. Kaiser, Gedr. b. J. Rauh.“ Der Zeichner Wedl, der Lithograph Kaiser und der Drucker Rauh sind nicht

sehr interessant für uns. Der Mann, der sich hier aber als Zeichner vorstellt, dieser Joseph Häufler, zieht unsere Anteilnahme auf sich, denn er ist es, der tatsächlich persönlich bei uns war.

Josef Vinzenz Häufler war ein geborener Wiener¹²⁵⁾. Am 4. April 1810 kam er hier zur Welt, ging dann juristisch-politischen Studien nach, wurde zunächst Konzeptspraktikant im Hofkriegsrat und kam allmählich in der Beamtenlaufbahn vorwärts. 1835 wurde er als Feldkriegskonzipist angestellt, supplierte 1836—1837 die Lehrkanzel für Welt- und österreichische Staatengeschichte, las in den folgenden Jahren 1838—1839 über Münzgeschichte und Altertumskunde, — wir verstehen jetzt, wieso er die historisch-topographische Literatur seiner Zeit so gut beherrschte und zitieren konnte. Dann trat er in nähere Berührung zu Ungarn. 1840 bis 1847 wirkte er bei Erzherzog Josef, dem Sohn des Palatins. Im Jahre 1847 erhielt er die Stelle eines überzähligen Offizials im Haus-, Hof- und Staatsarchiv. Das Sturmjahr 1848 begeisterte ihn zunächst patriotisch, jedenfalls immer dem Bestehenden zugewandt. 1849 wurde er vom Handelsministerium als Ministerialsekretär übernommen.

Es handelte sich also um einen wissenschaftlich gebildeten Menschen, einen Beamten von erzieherischen Qualitäten, der offensichtlich ein heimatverbundener und staatsreuer Mann gewesen sein muß. Sein erstes literarisches Werk ist das „Panorama vom Schneeberg in Nieder-Österreich und Panorama vom Wechsel an der österr.-steiermärk. Grenze, nebst Andeutung zur Ersteigung dieser Berge“, das 1841 bei Rohrmann in Wien erschienen ist¹²⁶⁾. Die Panoramen sind vermutlich auch von Häufler gezeichnet, und jedenfalls von Franz Barbarini gestochen. Die Karte vom Schneeberg ist von Tritschler gestochen, die beiden Kupferstiche vom Schneeberg und von Forchtenstein stammen wieder von Barbarini. 1848 nun hat Häufler dieser ersten Leistung, die sich zum Teil bereits auf unser Grenzgebirge bezog, sein zweites Panorama, das eben hier besprochene, folgen lassen. Das Jahr 1848 war für die Veröffentlichungen Häußlers überhaupt wesentlich. In diesem Jahr erschien eine „Sprachenkarte“ von ihm¹²⁷⁾, und schließlich entdeckten wir ihn in diesem poetenreichen Sturmjahr sogar als Dichter. Um den 15. April 1848 herum hat Häufler ein Einblatt-Gedicht „Österreichs Parole“ erscheinen lassen, sicherlich der wohlgemeinte Ausdruck der Stimmung eines guten Patrioten, als den er sich ja in allen seinen Panoramen ebenso wie in seinem amtlichen Lebenslauf erwiesen hat¹²⁸⁾. Seine Arbeiten zeigen, daß er noch ganz dem Biedermeier verbunden war. Seine Panoramen wären ohne die fleißigen Reisenden der Zwanziger- und Dreißigerjahre des 19. Jahrhunderts nicht denkbar, ohne das ausschlaggebende Schneeberg-Buch von Adolf Schmidl vor allem¹²⁹⁾. Aber Häußlers Neigung zu Ungarn hat doch noch besondere Ergänzungen zu seinen Vorgängern gebracht. Das zeigt sich schon in seinem Panorama vom Rosaliengebirge, und späterhin ganz besonders in seinem zweiteiligen Werk „Budapest“ vom Jahre 1854¹³⁰⁾. Für das Rosalien-Gebirge bedeutet Häußlers bescheidenes und übrigens, wie alle seine Schriften, höchst selten gewordenes Büchlein doch auch eine selbständige Leistung, die des Andenkens in unserer Landesforschung wert erscheint¹³¹⁾.

Johann Nepomuk Vogl

So viele Formen das Wiener Biedermeier auch zeigt, die der Romantik ist eine der merkwürdigsten davon. Zunächst hatte ja weder die Frühromantik, noch deren Folgezeit besonderen Einfluß auf das Wiener Geistesleben. Erst die Spätromantik, die poetische Auswirkung der romantischen Theorien, fand Eingang. Der Weg ging vor allem über die Musik, die jungen Menschen der Generation Franz Schuberts erneuerten seelische Erlebnisse, wie sie die ältere Romantik bereits weitgehend künstlerisch bewältigt hatte. Für einige Wiener Dichter wurden die Vorbilder der lyrischen Spätromantik sehr bedeutungsvoll. Besonders die historische Ballade, wie sie Ludwig Uhland erneuerte, fand hier Anklang. Die geschichtliche Dichtung Österreichs war seit den Befreiungskriegen beträchtlich erstarkt, die Aneiferung der Dichter und Maler durch Joseph von Hormayr hatte ihre Früchte getragen. In diese ganze Bewegung trat der schlichte volkstümliche Lyriker Johann Nepomuk Vogl ein, der durch sie zum eigentlichen Balladendichter Österreichs im Vormärz werden sollte¹³²⁾.

Vogl war ein Wiener, aber von ausgesprochen ostösterreichischer Abstammung. Väterlicherseits stammte er aus dem Markt Oberhollabrunn, heute Hollabrunn, im niederösterreichischen Weinviertel. Seine Mutter aber war in Frauenkirchen auf dem Heideboden zur Welt gekommen¹³³⁾. Dieses ungemein bodenständige ostösterreichische Element hat Vogls Denken und Schaffen weitgehend bestimmt. Er konnte sich eines sehr ruhigen, typisch vormärzlichen Lebenslaufes erfreuen. Der 1802 geborene Dichter trat schon mit siebzehn Jahren bei der Kanzlei der Niederösterreichischen Landstände ein, und verblieb als mittlerer Beamter bis zu seinem 1866 erfolgten Tod. Er hatte Vorgesetzte, die gleichfalls literarisch tätig waren und ihm daher keine Hindernisse in den Weg legten. Ausgedehnte Reisen, zumal Wanderungen, führten ihn durch die verschiedensten Gegenden der Monarchie, nicht zuletzt durch Ungarn, für das er offenbar eine gewisse romantische Schwärmerei besaß. Diesen Wanderungen verdanken wir verschiedene Dichtungen, die sich mit Stätten der burgenländischen Geschichte beschäftigen, und einige Reiseerinnerungen, die sein Freund August Schmidt, der Redakteur der Allgemeinen Wiener Musikzeitung, nach seinem Tod veröffentlicht hat. Es gab für derartige kleine Geschichten ja ein vorzügliches Veröffentlichungsorgan, das Vogl selbst geschaffen hatte: „Vogls Volkskalender“, wie er allgemein hieß, jener „Österreichische Volkskalender“, der ein Gegenstück zu verschiedenen anderen literarischen Kalenderunternehmen gleicher Zeit darstellte und sich jahrzehntelang einer sehr beträchtlichen Beliebtheit erfreute¹³⁴⁾. In diesem Kalender ist viel von dem niedergelegt, was man Vogls Bemühungen um das Volkslied nennen könnte. Aber auch Sagen und andere Volkserzählungen sind hier aufgenommen, späterhin auch Brauchschilderungen und verwandtes, kurz, Vogls Volkskalender gehört in seiner popularisierenden Art in die Geschichte der vormärzlichen österreichischen

Volkskundebestrebungen, die vielleicht stärker als die eigentlich wissenschaftlichen noch bis in die Sechziger- und Siebzigerjahre fortgelebt haben.

Die für uns wichtigen Jugenderinnerungen Vogls selbst wie auch die Erinnerungen an ihn, die August Schmidt erzählt hat, reichen aber bis in die Jahre um 1830 zurück. Das muß die Hauptwanderzeit Vogls gewesen sein, damals ist er auch öfter in das heute burgenländische Heimatland seiner Mutter gekommen. So erzählt er 1859 „Aus jungen Jahren“ ausführlich von einer Fahrt über den Neusiedlersee in den Dreißigerjahren¹³⁵). Damals war er mit drei anderen Wienern über Eisenstadt per Wagen nach Rust gefahren. Von seinen zwei Reisebegleitern war einer dichterisch begabt, leider erfahren wir seinen Namen nicht; ein anderer, angeblich ein Rechnungsbeamter, war der Schilderung nach „ein enthusiastischer Schubertianer“. Es waren also Biedermeier-Wiener der romantischen Art, die sehr gut zu Vogl paßten. Die Reisenden besahen sich abends noch den Neusiedlersee mit seinen „schwarzen gestaltlosen Massen des Schilfdickichtes“, ließen sich durch den Laut der Rohrdommel schrecken, deren heimischer Name „Moosbühl“ ihnen genannt wurde¹³⁶), und übernachteten in Rust.

Am anderen Morgen unternahmen die vier jungen Männer eine Fahrt über den See, sie wollten von Rust nach Purbach fahren und mieteten einen Ruster Fischer dazu, der allerdings nicht recht fahren wollte, weil Sonntag war, „und er fürchten mußte, zu einer Kirchenstrafe verhalten zu werden, im Falle der Pfarrer erführe, daß er uns während des Gottesdienstes über den See gefahren habe.“ Er ließ sich dann aber doch zu der Fahrt bewegen, vor deren Antritt die Gäste im Fischerhaus noch „die beliebte, mit Lorbeerblättern und Zwiebeln abgekochte Fischsuppe, ein Festgericht der ungarischen Fischer, und eine Schüssel voll gebratener Seehechte“ zu sich genommen. Der Fischer stakete den Kahn mit einer „Grundstange“ in den See hinaus, und die Gäste unterhielten sich über die Größe des Gewässers, über die Trockenlegungsversuche, wogegen Vogl den Fischer zu einer Erzählung über die Entstehung des Sees aufzumuntern versuchte. Es gehört wohl zu den Zügen einer freundlichen Abart romantischer Ironie, wenn er dabei seine Freunde sagen läßt: „Aha! der angelt schon wieder nach einem Balladenstoffe“ und zwar noch ergänzt: „Mit obligatem Mord und Todschlag.“ Jedenfalls gelingt es Vogl, auf diese Weise eine angeblich vom Fischer erzählte Sage in seine Erzählung hineinzubringen, und zwar die Sage von Giletus, dem Herrn auf Forchtenstein, und der Ortschaft Mädchenthal (ungarisch „Leanyvölgye“), die sich einstmals an der Stelle des späteren Sees befunden haben soll¹³⁷). Die Liebesgeschichte von Giletus und Maria wird ausführlich erzählt, mit der Ertränkung von Maria und ihrer Mutter durch die Gemahlin Elisabeth des Burgherrn Giletus, und das Aufsteigen des Sees. Die Gründung von Frauenkirchen durch den aus dem Türkenkrieg heimgekehrten Giletus wird als legendenmäßiger Schlußton der grausen Sage gebracht, in wohl berechnetem Zusammenhang: Vogl muß ja geradezu an dieser Stelle hersetzen „Frauenkirchen? fragte ich überrascht, denn es war der Geburtsort meiner Mutter, über dessen Entstehen ich bisher nie etwas vernommen hatte, und der plötzlich wieder mit dem reichen Franziskanerkloster und den armen Häusergruppen vor meinem Geiste auftauchte.“

Nun wendet Vogl seine Geschichte wieder zum Erlebnisbericht zurück. Seine Gefährten, die Schubertianer, singen fröhlich auf dem See, darüber übersehen sie ein aufsteigendes Gewitter, das sie mitten auf dem See über-

rascht. „In diesem allgemeinen Aufruhr der Elemente, in dem wir uns befanden, scholl es mit einemmale ganz leise und seltsam feierlich, wie ferneherklingende Glockenklänge an unser Ohr, vernehmlicher vom linken Ufer, schwächer und undeutlicher von dem rechten.“ Der Schiffer deutet den erschrockenen Reisenden an, es seien dies die Zügelglöcklein von Donnerskirchen, Purbach und von Neusiedl, und sie würden geläutet, weil man die Männer im Boot auf dem See gesehen habe; eine Feststellung, welche diese begreiflicher Weise verschreckt. Nach etwa drei Stunden schwieriger Fahrt gelangen sie aber dennoch an das nordwestliche Ufer, sehen zunächst Breitenbrunn mit seinem Pranger, dann die Häuser von Purbach „mit ihren einfenstrigen Giebelwänden“, und können dort im Schilf landen. „Bald befanden wir uns vollkommen im Trocknen. Freundliche Wirthsleute sorgten für unseren Kranken, der sich jedoch bald wieder erholte und bei vollgefüllten Gläsern ungarischen Seewines feierten wir das Überstehen einer gefahrvollen Fahrt, bei welcher Gelegenheit wir natürlich unseres wackeren Schiffers nicht vergaßen, dessen Muth vieles zur Aufrechterhaltung des unsers beigetragen, und dem wir nebst unserer Dankbarkeit in klingender Weise auch mehr als ein „Eljen“ darbrachten.“

Über dem Stimmungsgehalt dieser Jugenderinnerung wird man nicht vergessen dürfen, daß hier eine frühe burgenländische Sagenerzählung gegeben ist. Vogl hat die Giletüs-Sage quellenmäßig zum ersten Mal 1851 in seinem „Illustrierten Familienbuch“ mitgeteilt¹³⁸⁾, und hier nun für seinen „Volkskalender“ noch einmal durchstilisiert. Man möchte es dem Sohn einer Frauenkirchner Mutter glauben, daß er eine Volkserzählung wiedergibt, auch wenn die Stilisierung mit ungarischen Namen an eine literarische Vorlage denken läßt.

Vogl ist auch in späteren Jahren durch burgenländische Landstriche gewandert, immer romantischen Sinnes, immer auf der Suche nach einem Stoff für seine balladeske Dichtung. Von einer solchen Wanderung durch das südliche Burgenland wissen wir durch eine an sich nicht sehr bedeutende Schilderung seines Freundes und späteren Biographen August Schmidt, der ihn dabei begleitet hat. Vogl und Schmidt wanderten damals in Gesellschaft einer Familie Györy von Steinamanger aus nach der Riegersburg in Steiermark¹³⁹⁾. Nach der Besichtigung der Riegersburg trennten sich Vogl und Schmidt von ihren ungarischen Reisegefährten, die nach Steinamanger zurückkehrten, während die beiden Wiener ihren „Weg zu Fuß durch die Eberau über Gissing einschlugen“. Sie waren also die biedermeierlich-romantischen Fußreisenden geblieben.

Schmidt berichtet nun, noch nachträglich, 1870, durchaus informiert, wie wenig besucht dieses Grenzland damals war. „Gehörte damals und wohl auch jetzt noch Ungarn zu jenen Ländern, welche von Touristen seltener besucht werden, so liegt nun schon gar jener Theil des Landes, welcher unter dem Namen der ‚Hienzerei‘ bekannt, sich nordwestlich an der Grenze Österreichs und Steiermarks hinzieht, so ganz außer dem Cours aller Wanderlustigen, daß, ungeachtet seiner vielen landschaftlichen Reize, sich nur äußerst selten Vergnügensreisende dahin verirren, und außer reisenden Handwerksburschen kaum ein Fußwanderer anzutreffen war, der diesen Landstrich um seiner Naturschönheiten willen durchzogen hätte.“ Schmidt hat die Haltung und Stimmung der späten Dreißigerjahre für unsere Landschaft sicherlich richtig festgehalten; sie hat sich ja auch noch Jahrzehnte

später kaum geändert. Für Vogl war dieses Erlebnis einer Volkslandschaft sehr willkommen. Er ließ sich gern als Handwerksburschen ansehen, er wollte Volksmenschen erfassen, schon um seiner literarischen Zwecke wegen, wie er laut Schmidt auch direkt äußerte: „Ich will Volksgestalten mir entgegen treten sehen und ihre Charaktere kennen lernen!“ Und so machte ihm auch die Wanderung nach Güssing diesbezüglich viel Freude, die Gegend war, wie Schmidt erwähnt, ihm noch fremd. Güssing befriedigte aber auch den romantischen Sinn Vogls sehr: „Wir hatten das Schloß Alt-Güssing bestiegen und schwelgten an den Reizen dieses herrlichen Panoramas, uns einen freien Ausblick über die Flächen des Eisenburger Comitats bis zur fernen Burg von Bernstein an Österreichs Grenze gewährte und zugleich so angenehme Rückerinnerungen an den Besuch erweckte, den wir diesem malerisch gelegenen Bergschloß vor einiger Zeit abgestattet hatten.“ Vogl und Schmidt waren also gelegentlich auch in Bernstein gewesen, wovon uns sonst bisher leider nichts bekannt ist. Von Güssing wissen wir etwas mehr. „Hier verbanden sich landschaftlicher Reiz mit Romantik auf's innigste, um den Besucher in eine erhöhte Stimmung zu versetzen, die Vogl zu seinem Gedicht ‚Alt-Güssing‘ anregte, das er auf seiner Zinne skizzierte und das seiner vorwaltenden romantischen Stimmung den geeigneten Ausdruck verlieh.“ Und Schmidt schildert die Burgen- und Verließ-Romantik Vogls mit viel Einsicht. Im Zusammenhang mit seiner Ballade „Die Burgfrau von Cseitha“, die in seiner zweiten Folge der Balladen und Romanzen 1837 erschienen war und die Gestalt der Elisabeth Báthory behandelte, kam er von den Burgverließ-Gesprächen gar nicht los. Es wurde denn auch in Güssing übernachtet, weil man keine Fahrgelegenheit nach Fürstenfeld bekam, und bei Gelegenheit dieser Übernachtung in einer gewölbten niedrigen Stube erlitten die beiden Wanderer einen rechten Burg-Verließ-Schock. Vogls überspannte Phantasie hörte die Ratten und Mäuse in der nahegelegenen Speisekammer des Wirtshauses für Teufelsspek und Gespenster an und störte sich und Schmidt erheblich den Schlaf. Die nüchterne Erklärung des Wirtes am Morgen beruhigte die beiden wohl, konnte aber den Eindruck der beträchtlichen nervlichen Überspannung Vogls bei Schmidt nicht mehr ganz verwischen. Vogl seinerseits „gefiel sich besonders darin, dieses Ratten- und Mäuse-Abenteuer seinen Freunden zum Besten zu geben und dasselbe mit den grellsten Farben seiner lebhaften Phantasie auszumalen.“ Wir wissen heute, daß in solchen Zügen ein Teil der Hintergründigkeit dieses Dichters und des ganzen Wiener Biedermeier manifest geworden ist. Man muß an die schweren seelischen Verstrickungen der großen Dichter dieser Epoche denken, an den Wahnsinn Lenaus, an den Selbstmord eines Raimund, eines Stifter, um hier das entsprechende Verständnis entgegenzubringen¹⁴⁰⁾. Selbst Grillparzer hatte Geistererlebnisse, seine Jugenddramen sind ohne inneres Verhältnis zu den Nachtseiten des Lebens nicht zu verstehen. Der an sich so beruhigt dahinlebende Vogl ist also nicht nur aus einer Mode der Zeit heraus Balladendichter gewesen, auch er hat aus seelischen Abgründen sich erheben müssen, und war mitunter in Gefahr, wieder in sie hinuntergezogen zu werden. Das Güssinger Erlebnis, in scherzhaftem Ton erzählt, erschließt psychologisch diese Hintergründe seines Dichtertums.

Für uns aber ist aus allen diesen kleinen Zügen doch der wichtige Eindruck zu gewinnen, daß die Sagenwelt des Burgenlandes sich damals schon zu erschließen begann, daß die auch später so oft aufgezeichneten und litera-

risch behandelten Sagen vom Neusiedler See, von den Burgen Forchtenstein, Bernstein und Güssing nicht nur lebendig waren, sondern in ersten Aufzeichnungen die Wiener Literatur erreichten und sie zum Teil auch befruchteten. Vogl hat als Sohn seiner burgenländischen Mutter hier eine wichtige Mittlerstellung eingenommen. Er war dazu der Herkunft nach, aber auch seiner seelischen Struktur entsprechend disponiert wie kaum ein anderer. Die burgenländischen Wandererlebnisse haben sich in ihm dichterisch umgeformt, der Anteil des Landes mit seiner volksmäßigen geistigen Überlieferung ist durch ihn in die Literatur der Zeit übersetzt worden. Man kennt das Wiener Spätbiedermeier nicht, wenn man Vogl nicht kennt. Man kann aber offenbar wieder Vogl nicht ganz verstehen, wenn man nicht diese burgenländische Komponente seines Wesens mitberücksichtigt.

Franz Carl Weidmann

Über der Tatsache, daß das Biedermeier das letzte große Zeitalter der Fußwanderer und Postkutschenreisenden war, vergißt man mitunter den nicht minder bemerkenswerten Umstand, daß es sich dabei auch um die erste Periode der Eisenbahnen gehandelt hat. Und kaum waren die ersten Eisenbahnen modern geworden, so erfaßten die für das Biedermeier so charakteristischen Reiseführerverfasser und -Verleger die neue Situation und begannen ihre Führer der nunmehr entstandenen neuen Verkehrsmittel anzupassen. Der vielleicht regste und bedeutendste unter diesen Verfassern von derartigen österreichischen Reiseführern war Franz Carl Weidmann, eine in mancher Hinsicht interessante Persönlichkeit.

Weidmann war ursprünglich Schauspieler gewesen, der sich auch für einen dramatischen Schriftsteller hielt, und auch die Aufführung seines Schauspielles „Die Geächteten“ auf dem Burgtheater erwirkte¹⁴¹⁾. Er war, was für uns wichtiger ist, ein geborener Wanderer im Sinn noch der Frühzeit dieser Epoche, im Sinn Schmidls und Krickels etwa. Er hielt sich wie seine Generationsgenossen in der Jugend für einen Romantiker, gab zumindest jeder Aussicht und jeder Sehenswürdigkeit das Beiwort „romantisch“, verstand aber dennoch, verhältnismäßig sachlich zu schildern. Am lebensvollsten von seinen Jugendwerken sind wohl seine „Memorabilien aus meiner Reisetasche“, 1822—1826, welche die Erlebnisse seiner Fußreisen in der Schweiz und in Italien, in Frankreich und Spanien wiedergeben, die er in den Jahren 1811, 1815, 1821 und 1825 durchgeführt hatte¹⁴²⁾. Der persönliche Anschluß an die Napoleonische Zeit erweist allein schon die Berührungsmöglichkeit mit den ersten großen Anregern, von Sartori bis Schmidl. Später widmete er sich immer eingehender der Erschließung Österreichs, auch hierin wieder seinen Vorbildern folgend, und bemerkenswerterweise in engem Zusammenhang mit dem Erzherzog Johann, dessen näherer Umgebung er einige Zeit hindurch angehört haben muß. Sein 1834 erschienenes interessantes Bergwanderbuch „Darstellungen aus dem Steyermark'schen Oberlande“ hat er dem Erzherzog gewidmet¹⁴³⁾. Interessant erscheint seine Bemerkung, nicht nur Topographie, sondern auch Ethnographie geben zu wollen; sie kennzeichnet jedenfalls die Richtung, in die er mindestens in den Dreißigerjahren gelenkt wurde. Später kamen dann noch landeskundlich-altertumskundliche Einflüsse dazu, die seine Reiseführer immer vielseitiger werden ließen. In diesem Sinn hat er 1849 seinen ausgezeichneten „Führer um und nach Ischl“¹⁴⁴⁾ veröffentlicht, der einen Höhepunkt der Salzkammergutliteratur in der Mitte des 19. Jahrhunderts darstellt.

Zur gleichen Zeit hat nun Weidmann auch an seinem Eisenbahnführer gearbeitet, den er unter dem Titel „Die Alpengegenden Niederösterreichs und Obersteiermarks im Bereiche der Eisenbahnen von Wien bis Mürz-zuschlag“ zuerst 1857, dann in zweiter Auflage 1852 herausbrachte¹⁴⁵⁾. Das schmale Büchlein ist dem Erzherzog Franz Carl, also dem Vater des Kaisers

Franz Joseph gewidmet. Diesem Führer war ein kleineres Handbuch „Ausflüge und Wanderungen von Gloggnitz in die umliegenden Gebirgsgegenden“ anlässlich der Vollendung der Eisenbahnstrecke Wien—Gloggnitz vorausgegangen, das auf den Bahnhöfen verkauft wurde und bald vollständig vergriffen war: ein Zeichen dafür, daß die Eisenbahnreisenden im Spätbiedermeier sich also noch an die Gepflogenheiten des beschaulichen Reisens im Vor-Eisenbahnzeitalter hielten. Der unmittelbare Anlaß zur Abfassung des umfangreicheren Führers war die bevorstehende Eröffnung der Semmeringstrecke, von der Weidmann mit Recht hoffen konnte, daß dadurch die verschiedenen Landschaften links und rechts des Semmerings „in den Bereich dieser Andeutungen gezogen“ werden würden und damit ebenfalls von der Bahn aus von Reisenden neu zur Kenntnis genommen werden konnten. Die Stellwagenverbindungen als notwendige Ergänzungen zu den Eisenbahnstrecken hat Weidmann so gut als möglich anzugeben versucht.

Unter diesen Voraussetzungen hat Weidmann auch zwei Wege in das nahe Westungarn, das heutige Burgenland verzeichnet. Der erste führt von der Südbahnstation Wiener-Neustadt auf das Rosaliengebirge. Weidmann empfiehlt den Weg über Offenbach durch den Großen Kaiserwald. Bevor man aber seine Landschaftsführung von 1851 überliest, sollte man sich vor Augen halten, daß Weidmann die Gegend schon seit langem, seit seiner wanderfrohen Jugendzeit kannte¹⁴⁶). Er war nämlich schon 1818 hier gewesen, und zwar war er damals von Schwarzenbach zur Rosalienkapelle geritten, und von dort zur Burg Forchtenstein. Das Reiten erschien ihm jedenfalls bequemer als jede Wagenfahrt, denn: „Die Straße ist auch hier über alle Beschreibung schlecht. Ich glaube nicht, daß man eine Reise, ohne umgeworfen zu werden, zu Wagen machen kann.“ Das gilt in der Zeit freilich ganz allgemein. Goethes Wagen hat wenige Stunden außerhalb Weimars schon umgeworfen... „Die Waldgegend ist übrigens herrlich und bietet die prächtigsten Aussichten dar. Gruppen vieler Wallfarter, welche ebenfalls zu der Rosalienkapelle zogen (es war heute gerade Rosalientag), belebten die Stille des Forstes. Ihre Gesänge hallten feierlich durch die Luft, und bald begrüßte uns der Ton des Glöckleins der Kapelle. Sie liegt auf der höchsten Spitze dieses von der großen norischen Alpenkette austreichenden Gebirgsastes. Der Standpunkt ihrer Höhe ist 376 Toisen (1 Toise = 196,003 cm) über dem mittelländischen Meere. Die Aussicht ist unermesslich und entzückend; ich werde später darauf zurückkommen.“ Man sieht, Weidmann hat die Werte dieser Aussicht schon vor Scheiger und den Panoramazeichnern zu schätzen gewußt.

„Vor der Kapelle war ein reges Gewimmel von Andächtigen; doch kein deutscher Laut war vernommen. Nur magyarische und slavische Dialekte waren zu hören; einige darunter so rauh, daß sie mich an das Furlanische (Friaulische) erinnerten...“ Und Weidmann ergeht sich in Gegenüberstellungen des Furlanischen und des Baskischen, wir merken, er lebt ganz in seinen eben damals durchgeführten Reisen in die romanischen Länder. Dann schimpft er über das Wirtshaus, das dem großen Andrang begreiflicherweise nicht gewachsen war, und erzählt, daß er allein nach Forchtenstein hinuntergegangen sei. „Diese herrliche Burg, obschon selbst auf einer nicht unbeträchtlichen Höhe erbaut, liegt von hier gesehen, tief unten im Tale. Ich eilte hinab; doch verirrte ich mich in den zahllos verschlungenen Waldungen ein paarmal und mußte Umwege machen, mich zurecht zu finden. Hier

stieß ich unter andern im dichten Forst auf ein Häuschen, welches mit einer ganzen Kolonie Hunde bevölkert war. Alle Gattungen dieses Haustieres waren allda zu schauen...“ Nun, nach diesen Irrungen und Wirrungen in jugendlichem Ungestüm findet Weidmann wieder Menschen. „Endlich fand ich auch einen Menschen im Walde, eine Gattung Holzhauer, welcher mich durch die Irrgewinde des Forstes nach Forchtenstein hinab führte. Ich hoffte im Gespräch mit ihm vielleicht manches Interessante der Umgebung zu erfahren, aber der Mann hatte für nichts als für den Brantwein Sinn... Indeß hatten wir die Burg erreicht und ich entließ ihn.“ Nun gibt Weidmann eine gute Beschreibung der Burg, wobei er sie bis zu einem gewissen Grad mit der Riegersburg in Steiermark vergleicht. Jedenfalls hat er für die Errichtung bzw. Neugestaltung der beiden gewaltigen Bergfesten im 16. und 17. Jahrhundert schon ein gewisses historisches Verständnis. Der damalige Zeugwart Wiener, siebzig Jahre alt, davon nicht weniger als vierundvierzig Jahre Soldat, führte ihn durch die Burg. Die Schatzkammer wurde Weidmann freilich nicht aufgeschlossen, weil er sich in Eisenstadt keinen Erlaubnisschein besorgt hatte; er teilte dieses Schicksal mit noch manchen anderen Reisenden seiner Zeit, die sich offenbar alle für einigermaßen bevorrechtet ansahen. Nach Überwindung des Ärgers hat er aber doch ein offenes Auge für die Waffensammlung, für die Ausrüstung der Esterhazyschen Garde, und für die Flucht der Gemächer mit ihrer Einrichtung. Die Porträts werden von Weidmann recht geschickt historisch gewürdigt, mit einem verständnisvollen Eingehen auf einzelne Persönlichkeiten des Hauses Esterhazy und seiner Verwandten, beispielsweise den enthaupteten Grafen Nadasy. Die Anachronismen in der Tracht der Dargestellten entgehen ihm nicht. Es ist auch heute noch interessant, diese ziemlich detaillierte Aufzählung der wichtigsten Schätze Forchtensteins durchzulesen und mit späteren Inventaren zu vergleichen, zumal unter dem Gesichtspunkt, daß ja so manche Stücke der Einrichtung von Forchtenstein niemals kulturgeschichtlich ausgewertet wurden.

Weidmann ging dann zur Rosalienkapelle zurück, aß endlich ein bescheidenes Mittagmahl und genoß die Aussicht. „Sie ist bezaubernd! Kein Reisender, den der Zufall in diese Gegend führt, versäume, sich diesen Genuß zu verschaffen. Er mag gesehen haben, was er wolle, der Anblick wird ihn ergreifen... Es ist bloß die traurige Unbekanntheit des größten Teiles der Österreicher mit den Reizen und Vorzügen ihres eigenen Landes, daß dieser herrliche Punkt fast gar nicht gekannt ist, und es freut mich, soviel ich weiß, einer der Ersten wo nicht der Erste, öffentlich darauf aufmerksam machen zu können.“ Der Hinweis hat, wie wir gezeigt haben, reiche Früchte getragen.

Weidmann versucht nun „mit kurzen Worten das Panorama zu zeichnen“, das seine Nachfolger dann wirklich bildlich dargestellt haben. „Gegen Südost und Osten entfaltet sich bis in die weite Ferne das gesegnete Land Ungarns; der Blick streift bis weit über den Spiegel des Neusiedlersees. In Nordost, Nord und Nordwest prangen die Hügel und Flächen Österreichs; im Westen erheben sich prächtig jenseits der Neustädterhaide und des Steinfelds die Hochgebirge; der Schneeberg mit all seinen Vor- und Nebenalpen glänzt über die niederen Waldgebirge feierlich heraus und tief in die Alpen Steiermarks, an die zahllosen, jetzt schon größtenteils mit Schnee bedeckten Hörner und Zinken ihrer Felsstirnen fällt das Auge im Südwesten.“

Das Panorama würde vollständig sein, wenn nicht die nahen Berge und der Bergwald, durch welchen die Straße hierher führt, im Süden die Aussicht sperren; dies ist das Paradies, welches sich an den Stufen der Rosalienkapelle dem Blicke ausbreitet. Ich war hingerissen von dem herrlichen Anblick und konnte mich sehr schwer losreißen.“

So hatte also der junge Weidmann 1818 gefühlt. Man kann seine Ansichten und Wortprägungen besonders mit denen Sartoris vergleichen. Beide schreiben den Stil des österreichischen Zentralismus, dieses Patriotismus der Befreiungskriege, der sich an der bisher schlechten Landeskenntnis der eigenen Leute ärgert und sie deshalb bessern will. Wenn einer dieses Ziel seiner Jugend erreicht hat, dann war es Weidmann, der dreißig Jahre nach seinen kritischen und enthusiastischen Jünglingsworten noch die vorzüglichen Reiseführer der ersten Eisenbahnzeit schreiben konnte, ein befugter Auswerter seiner eigenen Ergebnisse und Vollender seiner Anregungen.

Um 1848 nun empfahl er dem Eisenbahnreisenden nicht das Pferd, das er einst geritten, er ließ ihn im Stellwagen fahren, offenbar im Vertrauen auf längst gebesserte Wege. Durch den Großen Kaiserwald also fuhr man aufs Rosaliengebirge. Die Grenze auf dem Gscheid wird genau charakterisiert: „Da nämlich längs der ganze Crete des Gebirgszuges die Grenze zwischen Österreich und Ungarn zieht, so hat dieser Theil des Gebirges den Vulgarnamen des ‚Gschaides‘ erhalten.“

„Gegenüber der Kreuzsäule ist ein sehr angenehmer Rastplatz, von dem kaiserlichen, und fürstlich Esterhazy'schen Forstpersonale zum Zeichen freundlich-nachbarlichen Einverständnisses errichtet. Schon 1763 gestiftet, ward Kreuz und Rastplatz 1819 erneuert.“ Weidmann ist hier wie überall geschichtlich-topographisch erstaunlich genau und gewissenhaft. Im Gegensatz zu manchem seiner Vorgänger beschäftigt er sich auch mit der Rosalia-Kapelle selbst: „So erreicht man dann die Kapelle auf der Schneide des Gebirges thronend, 2355 Fuß über dem Meere. Obschon diese Kapelle unter dem Namen Rosalia-Kapelle allgemein bekannt ist, so ist dieser Name doch nicht ganz richtig. Das Gebirge heißt das Rosaliengebirge, die Kapelle aber ist eigentlich eine Loretto-Kapelle, und wird an den Marienfesten, besonders am Tage Maria Geburt (8. September) als berühmter Wallfahrtsort von zahlreichen Pilgern besucht.“ Die Irrtümer bezüglich der Kapelle, die immer wieder „Rosaliakapelle“ genannt wurde, haben sich trotz Weidmanns Mahnung bis in die jüngste Zeit erhalten und sogar in die neuere Wallfahrtsforschung eingeschlichen¹⁴⁷). Weidmann hat vor mehr als hundert Jahren bereits durchaus das Richtige gesehen und geschrieben. Er bemerkt über die Kapelle weiter: „Die Kapelle ist gewöhnlich geschlossen, man erhält aber in dem neben stehenden Wirthshause den Schlüssel. Ihres Inneres bietet indessen keine besondere Merkwürdigkeit. Sie hat einen hübschen Hochaltar und zwei Seitenaltäre, und trägt ein Thürmchen mit zwei Glocken.“ Dann aber läßt sich Weidmann nicht den Umblick von dieser Höhe entgehen, die „herrliche Aussicht“, die er genau schildert, mit Worten wie „Von Wien bis gegen Dotis kann man das Silberband der Donau schauen“ oder „Wahrhaft großartig ist die Gebirgsansicht gegen Westen“. Lieblingsworte der Zeit fallen; so schreibt er „— an welche sich der Semmering, Sonnwendstein, Otter und die Gebirge vom Pfaff und Wechsel bis an den Hutwisch schließen, dehnt sich das Panorama in dem pittoresken Glanze aus.“ Man erinnert sich daß soeben, 1847 das große Beschreibungswerk „Das pittoreske Öster-

reich“ zu erscheinen begonnen hatte¹⁴⁸). Weidmann führt nun den Reisenden über Forchtenstein nach Mattersburg. Vom Ort Forchtenau heißt es wieder, er habe „eine pittoreske Lage in der Schlucht, welche sich um den Schloßberg zieht“. Von der Burg Forchtenstein gibt Weidmann alle notwendigen Daten mit entsprechender Betonung der Schätze des Hauses Esterhazy. Mitunter schreibt der sehr aufmerksame Mann mehr als spätere Beobachter sehen oder doch verzeichneten. So fällt der Hinweis auf ein Gemälde unter den Familienbildern auf: „Interessant ist das Porträt des großen Palatin, als Knabe, in der Rolle der Judith, bei Darstellung einer biblischen Komödie.“ An dieses Zeugnis haben noch nicht einmal die Theaterforscher des Burgenlandes gedacht; freilich waren die Esterhazys hauptsächlich mit dem Jesuitenheater in Tyrnau verbunden, und das liegt eben heute in der Slowakei¹⁴⁹). Wie alle Fremdenführer vergißt Weidmann nicht auf den tiefen Brunnen aufmerksam zu machen, aber auch auf die Aussicht vom hohen Turm der Burg: „Die Aussicht gegen die Wälder von Landsee, und gegen den Neusiedlersee ist höchst lohnend.“ Die Burgsage von der eingemauerten Gräfin fehlt nicht, ebensowenig die Geschichte der Familie „Giletus“, die auch sonst in der Sage fortlebt¹⁵⁰).

Von Forchtenstein läßt Weidmann den Reisenden in einer Stunde nach „Mattersdorf“ wandern, der damaligen Mittelstation der Eisenbahnlinie Wiener-Neustadt—Ödenburg, die 1847 vollendet wurde. Weidmann gibt für den interessierten Eisenbahnreisenden alle bemerkenswerten Bahnbauten mit ihren technischen Daten an, die Viadukte und Einschnitte, Durchfahrten, Durchgrabungen und Durchsprengungen, die offenbar als wissenschaftlich angesehen wurden. Die Rückkehr von Mattersdorf nach Wiener-Neustadt konnte eben per Bahn geschehen, Weidmann ist als Eisenbahnführer gerechtfertigt.

Den zweiten Abstecher ins Burgenland läßt Weidmann von Wiener-Neustadt—Seebenstein aus erfolgen, über Kirchschatz nach Lockenhaus. In der Sprache der Zeit ausgedrückt: „Anfangs auf der Commercialstraße, welche nach Aspang führt, dann auf der guten fürstlich Palffy'schen Straße, welche von Edlitz bis Güns führt.“ Weidmann schildert seinem großen „pittoresken“ Interesse nach ausführlich die Burgen und Ruinen im Pittental, verweilt in Kirchschatz, verweist dann aber doch auf diese mögliche Weiterfahrt ins ungarische Grenzgebiet: „Wenn die Zeit des Reisenden nicht beschränkt ist, so mag er nicht versäumen, von hier einen Abstecher nach Lockenhaus in Ungarn zu machen.“ Von Kirchschatz kann man nämlich immer mit dem Wagen fahren, man kommt damit in zwei Stunden bis Lockenhaus. An der Grenze lockt eine Merkwürdigkeit, die unserer volkswissenschaftlich-frühgeschichtlichen Forschung bis heute Aufgaben stellt: „Der Radegundstein, einer archäologischen Forschung nicht unwürdig, bezeichnet die Gränze zwischen Österreich und Ungarn unferne von Kirchschatz¹⁵¹).“ Dann kommt Weidmann also nach Lockenhaus, einem „Markt mit einem Bergschlosse in der Eisenburger Gespanschaft“. Es ist ganz selbstverständlich, daß der archäologisch hochinteressierte Weidmann auf die sagenhafte Vergangenheit der Burg, insbesondere ihre angebliche Templerzugehörigkeit hinweist, befinden wir uns doch damals mitten in der „Templario-manie“¹⁵²). Weidmann schreibt also „In der alten Burg ist bemerkenswerth der Umfang derselben, der mächtige Bau der Vorwerke, die Templerbluthalle, ein dunkles Spitzgewölbe mit wie von Blut gefärbtem Boden, von

dem die Sage geht, das Blut der hier gemordeten Templer sei nicht zu verwischen, die prachtvolle Ruine der Burgkapelle, der sogenannte Wasserkeller, der hölzerne Mantel (ein Strafwerkzeug für böse Weiber). Ein Chaos von Gängen, Gemächern, und Hallen zwischen kolossalen Trümmern von Wällen und Thürmen.“ Sonst erwähnt Weidmann von Lockenhaus nur noch die Pfarrkirche mit der „schönen, hellen, trockenen Gruft der Draskowitze und Nadasdy“, den Marmorsarg des „großen Palatins“ und Sarg des wegen seiner Teilnahme an der Magnatenverschwörung von 1671 hingerichteten Judex Curiae Franz Nadasdy mit dem angeblich wohl erhaltenen Leichnam. Die Vorliebe für eine derartige Gruft entspricht dem Interesse für die Templererinnerungen auf der Burg. Das ist das „malerische und romantische“ Spätbiedermeier mit seiner gar nicht geringen Vorliebe für die Nachtseiten der Seele, wovon Archäologie des Mittelalters und Sagenforschung beträchtlich Gewinn gezogen haben.

Man sieht, Weidmann ist ein guter Reiseführer gewesen, ein Baedeker und Dehio in einem, der seinen Eisenbahnreisenden etwas zu bieten vermochte. Wenn sie wie ihr Führer aus dem romantischen Spätbiedermeier in das beginnende Eisenbahnzeitalter herübergelebt hatten, dann fanden sie ihren Führer sicherlich zeitgemäß und interessant. Gerade seine Vielseitigkeit, und zwar stofflicher wie landschaftlicher Art, hat ihm auch unser Interesse noch erhalten.

Nachmärz und Historismus

Das Zeitalter von 1848 bis 1867, die Jugendzeit Kaiser Franz Josefs I., ist eine zwiespältige Epoche. Ihre erste Hälfte, der Nachmärz, herabsetzend auch Zeit der Reaktion, nämlich auf das Jahr 1848/49 genannt, ist innenpolitisch durch den Neuabsolutismus gekennzeichnet, der eine Regierungsform aufrechterhalten sollte, die nicht mehr zeitgemäß war. Dieser hauptsächlich militärisch gestützte Neuabsolutismus brach denn auch mit dem italienisch-französischen Krieg von 1859 gegen Österreich zusammen, und die bisherigen Gegner des Regimes, die Liberalen, also die Erben der Achtundvierziger, kamen staatslenkend zu Wort. Sie bestimmten die zweite Hälfte dieser Epoche, die aber wiederum mit einer Katastrophe endete, nämlich mit der Niederlage gegen Preußen 1866, und mit dem „Ausgleich“ mit Ungarn von 1867. Erst damit war das ganze Zeitalter, war das österreichische Biedermeier im eigentlichen Sinn endgültig beendet. Seine Auflösung hatte freilich schon in den Vierzigerjahren begonnen, und jene Männer, mit denen wir uns hier hauptsächlich beschäftigen, hatten zu guten Teilen diesen auflösenden Kräften angehört. In den meisten von ihnen lebten nämlich Gedankengänge, die man verallgemeinernd „liberal“ nennen könnte, die aber jeweils sehr verschieden gefärbt waren. Die Männer um 1848/49, in Österreich wie in Ungarn, verstanden unter dem Liberalismus hauptsächlich einen Weg zum Nationalismus. Die ganze Epoche befindet sich, um mit Grillparzer zu sprechen, auf dem Weg von der Humanität über die Nationalität . . . Nun, die ganze furchtbare Konsequenz des Grillparzerschen Diktums sollte jene Zeit nicht mehr erleben: Bis zur Bestialität ist man damals noch nicht gelangt. Noch sah man in breiter Allgemeinheit nur die zeitgemäß-modernen Züge am Nationalismus, begann daraus eine neue Liebe zur Sprache, zum Volkstum abzuleiten. Und der Weg der geistigen Menschen dahin führte über den Historismus, über die neue Form des geschichtlichen Verstehens des Lebens der Völker.

Diesen Voraussetzungen entsprechend kamen auch in den Fünfziger- und Sechzigerjahren des 19. Jahrhunderts die verschiedensten Besucher in unser Land und haben zu seiner weiteren Entdeckung beigetragen. Maßgeblicher aber wurden die Forscher, die persönlich oft keinen allzu engen Kontakt mehr mit der Landschaft hatten, dafür aber von den statistischen und kartographischen Grundlagen, von Herkunft und Geschichte seiner Bewohner mehr wußten oder doch zu wissen trachteten als bisher.

Von den Besuchern der ersten Jahre dieses Zeitraums ist Franz Grillparzer der berühmteste gewesen, und seine Kurwochen in Tatzmannsdorf sind ein literarisch-historischer Begriff geblieben. Maßgebender als das Literarische daran mag freilich das Interesse Grillparzers an Dingen gewesen sein, die der Zeitströmung diesseits der Leitha damals, 1852, nicht übermäßig sympathisch waren. Das gilt vor allem von der warmen Anteilnahme Grillparzers an den evangelischen Schulanstalten in Oberschützen, der Gründung

des Achtundvierzigers Pfarrer Gottlieb August Wimmer. Da erwuchs ein Hort liberalen und nationalen Denkens, von Grillparzer nachdenklich begrüßt. Zufällig wissen wir aus den gleichen Jahren von einem späterhin bedeutenden Schüler dieser Anstalten, von Franz Kolbenheyer: Dem Sohn eines Achtundvierzigers, nämlich des Ödenburger Pfarrers Moritz Kolbenheyer, zugleich aber dem Vater eines bedeutenden nationalen Dichters, Erwin Guido Kolbenheyer. Da werden Probleme der westungarischen Grenzlandschaft spürbar: Das geistige Klima nach 1849, nach der Niederwerfung der ungarischen Revolution, die in der Anekdote von Karl Emil Franzos nachklingt; das neue Verhältnis des ungarländischen Deutschtums zur Obrigkeit, seine geistige Selbsthilfe; gleichzeitig die Bodenbereitung für die wissenschaftliche Kenntnisnahme dieses Deutschtums, dieser Grenz- und Sprachinseldeutschen in Ungarn, im Sinn der neuen liberalen Wissenschaften.

Den Übergang von der biedermeierlichen zur liberalen Betrachtungsweise bildet das Werk des Karl Freiherrn von Czoernig, des österreichischen Ethnographen. Czoernig war durchaus ein Mann des Neuabsolutismus, aber sein Werk schuf die Grundlage für die liberal-nationale Betrachtungsweise. Während Nachfolger der Biedermeier-Vedutenmaler wie Johann Vinzenz Reim noch einmal die Hauptsehenswürdigkeiten des Landes in graphischen Serien festhielten, wurde hier das sprachnationale Gefüge des Landes erhoben, zum Teil auch schon geschichtlich begründet. Diese ethnographische Statistik hat das Grundgerüst der gesamten späteren Landesforschung geschichtlich-volkskundlicher Art geliefert, seit Czoernig, wirklich erst seit ihm, sind „Hienzen“ und „Heidebauern“ Begriffe geworden. Darauf konnte rasch und gründlich weitergebaut werden. Es waren Germanisten reichsdeutscher Ausbildung, die hier weiterbauten, vor allem der Preßburger Karl Julius Schröer. Seit ihm gibt es eine Mundartforschung in den Sprachinseln Österreich-Ungarns, und darüber hinaus eine literarhistorisch orientierte Volkskunde dieser Gebiete. Schröers Arbeiten, die durchaus national-liberal orientiert waren und im Zusammenhang mit seinen Beziehungen zu Männern wie Anastasius Grün gesehen werden müssen¹⁵³), fanden Nachfolge im kritischen wie im ergänzenden Sinn. Erfreulicherweise konnte der kritisch-scharfe protestantisch-liberale Schröer durch den heimisch-kundigen benediktisch-katholischen Remigius Sztachovics ergänzt und fortgeführt werden. Was Schröer in den Fünfzigerjahren für den Heideboden begonnen hatte, setzte Sztachovics in den Sechzigerjahren für die gleiche Landschaft, die seine Heimatlandschaft war, fort, und Anregung und Ergänzung erscheinen uns heute gleich wertvoll. Da bildete sich, durchaus gleichlaufend zu den Sammelunternehmen in den österreichischen Erblanden, eine beträchtliche Literatur heran, da wurden Volkslieder und Volksschauspiele, aber auch Brauch- und Glaubensaufzeichnungen usw. nicht nur gesammelt, sondern zu beachtlichen Teilen auch im Druck veröffentlicht, die nun mit einem Mal ein Bild der geistigen Volkskultur dieser Landschaft ergaben, wie es vorher einfach nicht vorhanden gewesen war.

Während diese im Kern germanistischen Arbeiten vor sich gingen, wurden aber auch andere eingeleitet, historisch-landeskundliche, die vielleicht stärker biedermeierliches Erbe weiterführten, aber auch der neuen Zeit, dem heraufkommenden Liberalismus etwas zu geben hatten. Den Grund für diese Betrachtungsweise hat der Schöpfer der niederösterreichischen Landeskunde, Moritz Anton Ritter von Becker gelegt. Czoernig hatte die

„Hienzen“ zu einem ethnographischen Begriff gemacht, Schröer hat ihre Mundart zuerst erhoben, Becker aber hat aus Siedlung, Habe, Arbeit usw. ein landeskundliches Bild dieses Schlages zu geben verstanden. Seine „Heanzen“-Skizze von 1862/63 bedeutet nicht nur Feststellung eines gegenwärtigen Verhältnisses, sondern weist auch Wachstumslinien in eine nahe Zukunft auf. Eine Zukunft, die freilich zunächst, durch die Politik um den Ausgleich, scharfe Linien in das Antlitz unserer Grenzlandschaft ziehen sollte.

Biedermeierliche Maler wie Reim, liberale Journalisten wie Nordmann, das sind die Besucher des Landes in dieser Zeit, deren Wirken kaum Spuren hinterlassen hat. Gelehrte wie Czoernig, Schröer, Sztachovics und Becker, das sind die Beobachter, Sammler und Beurteiler, aus deren Arbeiten nicht nur die neue Kenntnis und Erkenntnis des Landes erwachsen ist, sondern in später Folge auch seine österreichisch gewendete Geschichte. Um aber sechzig Jahre später so gewendet zu werden, mußte zunächst der Abschnitt: Unser Grenzland in magyarisches-nationalistische Zeit durchwandert werden. Das Jahr 1867 ist also die deutliche Grenzmarke dieser ersten Epoche der franko-josephinischen Ära.

Der Sturmwind des Jahres 1848 in Lockenhaus

Die Literaturgeschichte des Burgenlandes wird sich immer wieder auch der kleinen Späne anzunehmen haben, die aus so mancher schriftstellerischen Werkstatt für unser Grenzland abgefallen sind. Sie sind gewiß nicht Glanzstücke in der Erscheinung und Geschichte der Dichtung aus dem Burgenland und für das Burgenland, sie sind aber Zeugnisse dafür, wie aus den verschiedensten Gründen doch burgenländische Lokalisierungen in Werken vorgenommen wurden, die man sich daraufhin kaum jemals anschauen würde¹⁵⁴).

So ergelt es auch, wenn man das dem Osten der ehemaligen Donaumonarchie gewidmete feuilletonistische Werk des bedeutenden Schriftstellers Karl Emil Franzos auf derartige Züge hin mustert¹⁵⁵). Der im Jahr 1848 hat ihn zu konzentrierten Angriffen gegen das Beamtentum, insbesondere europäischen Mittelostens war seiner staatspolitischen Einstellung nach ein scharfer Kritiker der frühen Regierungsepoche Kaiser Franz Josephs I. Der Groll über die Niederwerfung der nationalen Bewegungen des Jahres 1848 hat ihn zu konzentrierten Angriffen gegen das Beamtentum, insbesondere die Justiz und das Militär des alten Österreich geführt. Wo er journalistische Möglichkeiten fand, Blamagen des Nachmarch und der Reaktionszeit aufzudecken, dort tat er es mit einer ausgesprochen zersetzenden Bereitwilligkeit. Die Beamten und Soldaten, die im Jahr 1848 und späterhin für den Staat ihre Pflicht getan hatten, durchlaufen in seinen Schilderungen alle Stufen der literarischen Verfolgung, von der Verhöhnung ihrer angeblichen Dummheit und Unfähigkeit bis zum schwersten politischen Angriff.

Von hier aus muß man auch die Geschichte verstehen, die Franzos im Burgenland, und zwar in Lockenhaus, lokalisiert hat. Er bringt in seinen „Neuen Kulturbildern aus Halbasien“, die er „Vom Don zur Donau“ überschrieb, eine kleine Sammlung politischer Kriminalfälle, die sich alle auf das 1848 und seine Folgen beziehen, unter dem Titel „Henker und Bajazzo“¹⁵⁶). Dieses umfangreiche Feuilleton, 1873 entstanden, gehört jener Reihe seiner Veröffentlichungen an, in denen er, wie er selbst schreibt, „von dem Treiben der Reaktion im Osten Österreichs berichtet“. Wie mehrmals in seinem erzählerischen Werk geht es auch hier um die Person Ludwig Kossuths, des Hauptes der ungarischen Revolution von 1848. Kossuth hatte sich dem Zugriff des österreichischen Militärs durch die Flucht entzogen, und wurde, solange seine wirkliche Zuflucht — er fand sie bezeichnenderweise in England — unbekannt war, allenthalben gesucht. Wie immer in solchen Fällen spielten sich auch im Verlauf dieser Verfolgung manche mehr oder minder merkwürdige, geradezu grotesk anmutende Szenen ab. Eine derartige nun soll sich auch in Lockenhaus abgespielt haben, und zwar im Jahr 1851.

Dort und damals saßen, nach Franzos' Angaben, eines Abends die Honoratioren des Marktes, vor allem der Fiskal Ladislaus Berzsenyi, der Hofrichter Joseph Nagy, der Verwalter Rosenstingl, der Wirt und mehrere

andere Lockenhausener Bürger im Extrazimmer des Gasthauses beisammen und besprachen die Weltereignisse. In der anstoßenden Schwemme aber saß ein steirischer Weinhändler. Dieser horchte auf, als im Extrazimmer laut und deutlich der Satz fiel: „Heute ist Kossuth hier angekommen.“ Da der Weinhändler aus dem nachfolgenden Gespräch noch entnahm, daß Kossuth nicht nur angekommen, sondern auch freundlich empfangen worden sein, vermutete er Hochverrat unter den Lockenhausenern, und fuhr noch in der Nacht über die nahe steirische Grenze nach Friedberg, wo er das Vernommene meldete. Von dort aus wurde veranlaßt, daß von Güns her Militär gegen Lockenhaus anrückte, die so schwer verdächtigten Beamten und Bürger einvernahm, und erst durch die Klugheit des Wirtes überzeugt werden konnte, daß die Nachricht vom Eintreffen Kossuths sich nicht auf Lockenhaus, sondern auf — London bezogen habe. Die Nachricht war einfach aus der „Presse“ vorgelesen worden.

Wenn man der Geschichte den so sehr beabsichtigten, bösen Stachel nehmen könnte, wäre sie ein guter Schwank. Vielleicht hat sie Franzos sogar als längst ungefährlich gewordene Ortsaneddote auch gehört. Bei ihm aber hat sie, vor allem durch die Zusammenstellung mit bedeutend weniger harmlosen, bösartig endenden ähnlichen Erzählungen aus der gleichen Periode nach 1848 ihre ganze ätzende Schärfe behalten. Das Geschehen ist darin noch nicht Geschichte geworden, sondern Politik geblieben. Erst heute, mehr als hundert Jahre nach dem Ereignis und mehr als siebenzig Jahre nach seiner Niederschrift kann man die Geschichte, das Schwank-Feuilleton, wenn man so sagen will, unter anderem auch als kleine Anmerkung zur Literatur der Entdeckung des Burgenlandes auffassen.

Grillparzer in Tatzmannsdorf

Am 16. Juli 1852 war der gerade einundsechzigjährige Dichter von Wien nach Tatzmannsdorf gekommen. Mit dem Wagen und über Ödenburg, was langwierig und beschwerlich war. Grillparzer selbst war, wie er noch am Tag der Ankunft an Katharina Fröhlich schrieb, „übrigens wohlbehalten“, aber von dem Tag Verspätung wußte er Übles zu melden¹⁵⁷). „In Ödenburg erwartete mich Doktor Reinwald, aber in einem Zustande, der jeder Weiterfahrt zu widerstreben schien. Mit Übelkeiten und Erbrechen heimgesucht, wäre Jedem andern unmöglich gewesen sich von Flecke zu bewegen. Dem ungeachtet fuhren wir aber nach dem Essen, wo übrigens nur ich allein aß, von Ödenburg ab. Zum zweiten Unglücke war eines seiner eigenen Wagenpferde, die uns auf der Hälfte des Weges nach Güns als Relais erwarteten, im Stehen lahm geworden. Demungeachtet fuhren wir mit dem lahmen Pferde weiter und kamen Mittwoch Abend nach Güns. Des andern Tages aber war das Pferd nicht weiter zu bringen und ich mußte einen ganzen Tag in Güns bleiben (man nennt es glaube ich ennuyieren). Endlich heute Morgens um 4 Uhr brachen wir auf und kamen gegen eilf Uhr hier an, wo ich ein sehr bescheidenes Zimmer vorbereitet fand und bezog. Unmittelbar nach uns kam ein tüchtiges Donnerwetter, das in dem darauf folgenden Regen noch jetzt fortdauert. Ich habe bereits ausgepackt, unter einer furchtbaren ungarischen Juden-Musik zu Mittag gegessen, ein Bad für Morgen besprochen, was wichtig ist, da fast alle Stunden besetzt sind und werde dann meine Kur beginnen.“

Nun, die Postwagenreisen waren damals nicht anders, auch Goethe ist auf seinen Badereisen in die böhmischen Bäder auch von manchem Unfall betroffen worden. Tatzmannsdorf lag freilich damals noch ein gutes Stück weiter von der großen Welt entfernt als etwa Karlsbad. Das Bad war zwar schon im 18. Jahrhundert gut bekannt¹⁵⁸). In den letzten Jahrzehnten dieses Säkulums war zwar die Band- und Tuchfabrik des Grafen Theodor Batthyany bekannter als das Bad, doch wurde dieses 1795 weitgehend modernisiert. Der gleiche industriefreudige Graf stiftete statt der älteren hölzernen Einfassung einen offenen, auf acht runden Säulen ruhenden Tempel, dessen Gesimse mit einer Galerie versehen war. Das war also eine klassizistische Ausstattung, die als kleines Gegenstück zu der zeitgenössischen Architektur in Baden bei Wien gelten konnte. Sonst freilich blieb der Ort noch sehr klein und unansehnlich. Er wurde in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts aber in der Bäderliteratur allmählich bekannt, 1813 erschien in Steinamanger eine kleine Schrift von J. Brehm über den Gebrauch des Tatzmannsdorfer Wassers, und 1834 in Güns eine weitere von Fr. Hoffer. In diesen Jahren beschreibt auch Adolf Schmidl das Badeleben. und wie dort viermal am Tage die „Traiteurs“ durch Glodenzeichen die Erwärmung der Bäder verkündeten. Aber von Eleganz konnte nicht die Rede sein. Die Gäste aus Güns und Steinamanger trugen wohl auch kein besonderes Verlangen danach. Aber in den folgenden Jahren trug die stei-

gende Geltung der Homöopathie zur Höherwertung von Tatzmannsdorf viel bei. Der im Orte wirkende Dr. Wagner publizierte öfter über den Säuerling, den er ständig wieder untersuchte, und auch auswärtige Ärzte haben sich damit beschäftigt und für den Ort eingesetzt, der nun als Frauenbad im Kurs zu steigen begann. Graf Casimir Batthyany sorgte als Besitzer für eine bessere Verwaltung, und die Kurgäste begannen allmählich bis in den Spätherbst hinein zu verweilen. Aus dem vormals sumpfigen Terrain wurde der Kurgarten und das Lustwäldchen „Vogelsang“ geschaffen, in dem auch Grillparzer spazierengehen und einen seiner bemerkenswerten Wachträume erleben sollte.

In diesen Vierzigerjahren, da in Tatzmannsdorf zur Unterstützung der gärtnerischen Ausgestaltung große Treibhäuser und eine eigene Baumschule angelegt wurden, verbrachte auch Adalbert Stifter einen Sommer im Bad¹⁵⁹⁾. Der eben erst neununddreißigjährige Dichter war damals, 1844, noch Hofmeister im Hause des Fürsten Metternich. Dort mag ihn ein jüngerer Batthyany kennengelernt und nach Tatzmannsdorf eingeladen haben. Jedenfalls kam Stifter Ende August 1844 dort an, in der „Gegend unweit Wiener Neustadt an der ungarisch-steinischen Grenze, wo er (der gräfliche Freund) ein Schloß hat und wo ein Sauerbrunn ist.“¹⁶⁰⁾ Aus der Briefstelle möchte man schließen, daß Stifter nicht wie Grillparzer über Ödenburg gefahren ist, sondern von Wiener Neustadt über Kirchschatz und Bernstein. Für Privatwagen war diese Strecke, wie wir von Zacharias Werner wissen¹⁶¹⁾, wohl die normale. Grillparzer hat den Umweg vermutlich nur gemacht, weil ihn der Günser Arzt Dr. Reinwald mit seinem eigenen Wagen in Ödenburg abholen wollte, was dann so wenig glücklich weitergegangen ist.

Grillparzer war damals längst ein vielerfahrener Badegast. Die von Goethe bevorzugten Bäder hatte er wenig besucht, dagegen eine große Anzahl anderer im weiten Raum der Monarchie. Er war in Sauerbrunn bei Rohitsch gewesen, in Neuhaus, in Szliacs, selbstverständlich in Baden und in Römerbad bei Tüffers, und in Hall. Außerdem kannte er seit jungen Tagen Gastein. Zu Tatzmannsdorf hatte er sich auf das dringende Anraten des ihm befreundeten Regimentsarztes Dr. Karl Reinwald entschlossen, der damals beim Ulanen-Regiment Graf Clam-Gallas Nr. 10 in Güns stationiert war. Reinwald stellte seinem verehrten Freund die günstige Wirkung des Tatzmannsdorfer Säuerlings so überzeugend dar, daß sich Grillparzer zu der Kurreise entfreulich fand der Dichter im Laufe der Badekur, daß Reinwald doch nicht ganz der richtige ärztliche Berater für ihn sei, der Arzt Dr. Preys in Sliacs habe sich besser auf ihn verstanden. Am 10. August 1852 schreibt er darüber an Kathi Fröhlich: „Meiner Gesundheit fehlt nichts, als daß der Sauerbrunn meinen Magen stark angreift, was übrigens auch in Sliacs der Fall war. Dort aber befand sich Preys in der Nähe, der sich auf Naturen wie die meinige versteht, indeß Freund Reinwald mehr auf Grenadiere und Musketiere einstudiert ist als auf ‚Dichter und Tonsetzer.‘“¹⁶²⁾

Grillparzer hatte ein „sehr bescheidenes Zimmer“ bezogen, das ihm Reinwald vorbereitet hatte. Es war zweifellos nicht leicht gewesen, für den Dichter überhaupt etwas Passendes zu finden. Die Unterbringung der Kurgäste war ausgesprochen mangelhaft. Das Alte und das Neue Kastell wie das sogenannte Alte und Neue Gebäude besaßen zusammen siebenundachtzig Zimmer, und alle diese Gebäude waren anscheinend um 1850 schon mehr oder weniger baufällig. Der Eigentümer, der in London als Gesandtschaftssekretär

wirkende Graf Gustav Batthyany, konnte sich nicht wie sein Vorgänger um das Bad kümmern, die Pächter hatten an größeren Reparaturen zweifellos kein Interesse. Da die Gebäude der Badeanstalt also durchaus nicht ausreichten, mieteten sich viele Gäste im Dorf ein, dessen Bauernhäuser aber gleichfalls dafür wenig geeignet waren. Wir wissen, wie das Haus aussah, in dem Grillparzer untergebracht war. Ein Augenzeuge, Philipp Loewe, war zwölf Jahre später als der Dichter in Tatzmannsdorf, 1864, und hat ein halbes Jahrhundert nachher seine Erinnerungen daran festgehalten. „Nach dem Tode des Dichters erzählte mir mein Vater, daß wir in Tatzmannsdorf in unmittelbarer Nähe des Hauses wohnten, das Grillparzer beherbergt hatte. Ich erinnere mich genau an das einfache gemauerte Bauernhaus im Dorfe, mit den drei Fenstern auf die Straße und der breiten Toreinfahrt. Es lag etwas abseits von der Häusergruppe.“ Heute ist das Haus längst verschwunden.¹⁶³⁾

Die Kenntnis der persönlichen Verhältnisse des Dichters in Tatzmannsdorf verdanken wir hauptsächlich seinen Selbsterzeugnissen, nämlich fünf Briefen und drei Tagebuchstellen. Die Briefe gehören zu den ganz persönlichen, wie er sie in den späteren Lebensjahren nur mit seinen lebenslangen Freundinnen aus der Familie Fröhlich zu wechseln pflegte: drei sind an Katharina, zwei an Josefine Fröhlich gerichtet. Das waren die Menschen, denen gegenüber Grillparzer rückhaltlos seine größeren und kleineren Beschwerden kundtun konnte. Auch in den Tatzmannsdorfer Briefen ist er durchaus nicht der gefeierte Dichter, sondern der kränkliche, einsame Mensch, der nicht ungern raunzende Wiener, der sich zudem noch in Ungarn nicht wohl fühlte. Es ist ganz charakteristisch, daß er am 31. Juli an Katharina Fröhlich schreibt: „Die Badegesellschaft besteht wenigstens nicht aus Stockungarn, es wird großentheils deutsch gesprochen; auch ist es ein guter Menschenschlag, obgleich nicht sehr zur interessanten Konversation geeignet, besonders wenn das Bedürfnis darnach in Jemanden so wenig lebhaft ist, als bei mir.“¹⁶⁴⁾ Landesübliche Eigentümlichkeiten konnten dem Dichter beträchtlich auf die Nerven gehen, so die „furchtbare ungarische Juden-Musik“, die das Kurkonzert darstellte. Es handelte sich dabei tatsächlich um eine jüdische Kapelle, man nannte die Musiker „Juden-Zigeuner“. Das Bad war übrigens damals überhaupt sehr stark von Juden besucht, worauf man so weitgehend Rücksicht nahm, daß eine der beiden zur Verköstigung der Badegäste bestehenden „Traiteurien“ nur für die jüdischen Kurgäste bestimmt war. Grillparzer war diesbezüglich vorurteilslos. Er musterte die Fremden, die für eine erträgliche Unterhaltung in Betracht kamen, und bemerkte dann: „Der Erträglichste ist noch ein in Raab etablierter Prager Jude mit seiner Frau, die auch aushalten werden, da sie mit mir zusammen angekommen sind.“

Sonst fand er ja den Badeort in steigendem Maße unbequem. Als er Tinte zum Briefschreiben brauchte, fand er sich bedient „mit dem elendsten Schreibmaterial, nicht viel besser als Wasser . . .“ Seine Uhr ging nicht recht, was ihm peinlich war, da er die Badezeiten einhalten wollte. Nun fand er keinen Uhrmacher, so daß er sich eine Schwarzwälderuhr ausleihen mußte, deren Ticktack ihn sehr „molestiert“. Er hätte in dem benachbarten Jormannsdorf wohl einen Uhren reparierenden Pater finden können, doch hat er sich anscheinend danach weder erkundigt noch umgesehen. Er beklagte sich auch über den Mangel an einer Apotheke, obwohl sich in Stadt Schlaining eine

befand, also nur eine Stunde Fußweges entfernt von Tatzmannsdorf. Aber Grillparzer ist wohl nicht so weit vom Ort weg spazieren gegangen. Umhergegangen ist er aber schon, wie der Brief an Josephine Fröhlich vom 21. Juli 1851 bezeugt: „Tatzmannsdorf ist was die Lage betrifft, das Gegentheil von Sliacs. Letzteres liegt auf einem Hügel und hat nichts Schönes als die Aussicht. Tatzmannsdorf dagegen liegt im Thal und hatte alles, nur keine Aussicht. Ich muß daher ein paarmal des Tages auf die umliegenden Hügel steigen, um das drückende Gefühl los zu werden.“ Mitunter schimpfte er noch etwas mehr, so in dem Brief an Katharina Fröhlich vom 31. Juli 1851: „Der Ort selbst ist der langweiligste, den man sich denken kann. Wer ihn wie Reinwald nur im Vorübergehen besucht, kann ihn bezaubernd finden, aber für einen fortgesetzten Aufenthalt hat er etwas beengendes und drückendes, wie es mir nicht leicht vorgekommen ist.“ Dennoch ist Grillparzer immer wieder spazierengegangen, hat offensichtlich den Kurpark und das Lustwäldchen „Vogelsang“ besucht, ja sich dort richtig verträumt. Beweis dafür ist die merkwürdige Tagebucheintragung über einen solchen Wachtraum: „Heute ist mir etwas Wunderliches geschehen: ich habe im Grünen geträumt. Ich war früh aufgestanden, hatte Wasser aus dem Sauerbrunn getrunken, gebadet, darauf wieder einen Becher Wasser getrunken und ging im Garten spazieren. Da kam ich auf einmal in einen bisher unbetretenen Teil desselben. Er war so schön, die Baumpartien so reizend, daß ich mich nicht genug wundern konnte, ihn früher nie bemerkt zu haben. Nur waren leider keine Bänke da, indes alles mich einlud, mich niederzulassen. Meine Aufgabe war noch, einen Becher Wasser zu trinken, ich kehrte daher um, mit dem festen Vorsatz, den Platz gleich nach dem Trinken wieder aufzusuchen. Es geschah, ich hatte mir den Weg durch eine früher oft betretene kurze Allee von kleinen Bäumen gemerkt, die Gartenpartie war aber nicht mehr aufzufinden, denn — sie hatte nie existiert. Daß nun dieser Traum, — denn für das muß ich es halten — im Gehen sich ergab ist das Wunderliche. Sonst ist mir eine Art Träumen oder Entstehen von willkürlichen Bildern, besonders abends, vom Lesen ermüdet, nichts seltenes; aber im Gehen und mit dieser Wirklichkeit lügenden Stärke ist er mir noch nie vorgekommen.“¹⁶⁵⁾ Der Tatzmannsdorfer Tagtraum Grillparzers gehört zu den bedeutenden Zeugnissen der Eigenart des Dichters, jener fast geheimnisvollen Empfindungsfähigkeit, die ihm also auch im Alter, nach der Vollendung aller seiner Hauptwerke, erhalten geblieben ist. Diese traumhafte Verzückung, das unbewußte Verlieren von Zeit und Ort, stempeln Grillparzer in Tatzmannsdorf mit einem Mal zu einem Seelenverwandten eines berühmten, sagenhaften Traumwandlers im Mittelalter: dem Mönch von Heisterbach.

Es wäre übrigens interessant zu wissen, in welche Landschaft sich Grillparzer bei seinem Tagtraum versetzt gefühlt haben mag. Die stark betonte Schönheit der Landschaft, der Zauber der Baumpartien weist vielleicht darauf hin, daß sich der Dichter in dieser erträumten Gartenlandschaft vertraut gefühlt haben mag. Es sind doch wohl die Baumgruppen des Wiener Praters gewesen, die ihm mit einem Mal vor dem geistigen Auge standen. Grillparzer war von Jugend an ein eifriger Pratergänger, die ganze „Sappho“ ist ihm seinem eigenen Zeugnis nach im Prater Gestalt geworden. Da mag es also doch möglich sein, daß die großen alten Praterbäume ihm plötzlich in der Tatzmannsdorfer Umgebung wie ein Phantom aus Jugend und Heimat vor Augen standen. Vielleicht darf man auch darauf hinweisen, daß gerade

in jenen Jahren diese mächtigen Baumgruppen des Praters ihre einzigartige künstlerische Darstellung erfuhren: Ferdinand Georg Waldmüller hat sie eben damals gemalt¹⁶⁶). Sie waren also zweifellos den innerlich besonders empfindlichen Wiener Menschen dieser Spät- und Nachbiedermeierjahre ein Begriff, ein seelisches Eigentum.

Ungarn als solches hat Grillparzer nicht interessiert. Er schrieb sich in sein Tagebuch mißmutige Bemerkungen über die ungarische Rechtspflege, man merkt daraus das Nachleben vormärzlicher Zustände im Lande, und die beträchtliche Abneigung gegen die nach dem Aufstand von 1849 eingeführte Gendarmerie. Persönlich fügt Grillparzer in dem Brief vom 10. August 1852 an Katharina Fröhlich hinzu: „So viel steht wenigstens bei mir fest, nie mehr in ein ungarisches Bad zu gehen. Das Land ist gegenwärtig, mit Ausnahme der Hauptstädte, nur für die Eingeborenen praktikabel, und so wenig ich veröhnt bin, so bin ich doch auch zu alt, mich zu gewöhnen.“¹⁶⁷)

Aber Land und Volk um Tatzmansdorf waren eben nicht ungarisch, und Grillparzer daher auch nicht unsympathisch. Er hatte den „guten Menschen-schlag“ der dortigen Heanzen bald bemerkt, und zudem noch einen besonderen Anziehungspunkt gefunden. Dies war die protestantische Schule in Oberschützen, die ihm anlässlich eines Besuches bekannt wurde, der dem Badegast von Tatzmannsdorf nahe genug lag. Grillparzer notierte sich sogar Daten über diese Schule, die Gründung des evangelischen Pfarrers Gottlieb August Wimmer von 1845. Nun war Wimmer als an der Revolution von 1848 Beteiligter zwar nicht mehr im Lande, aber die Gründung hatte weitergelebt und sich sehr gut entwickelt¹⁶⁸). Die Protestanten Westungarns hatten dort eine vorbildliche Unterrichtsanstalt erhalten. Selbst Männer wie der literarisch wohlbekannte Pfarrer Moritz Kolbenheyer in Ödenburg gaben ihre Söhne nach Oberschützen¹⁶⁹).

Das war gerade in den Jahren 1851 bis 1853, und der kleine Franz Kolbenheyer hat wohl damals auch den greisen Wiener Dichter gesehen, der im August 1852 die Schulanstalt in Oberschützen besuchte, und sehr lobend zur Kenntnis nahm. Er schrieb in sein Tagebuch von dem „segensreichen Wirken der Protestanten“, er spürte einen modernen Geist, der ihm gerade hier in Ungarn wohlthat, weil er so sehr von dem verstockten Konservatismus der herrschenden Schicht abstach. Und er notierte sich gedankenvoll: „Oberschützen ist ein merkwürdiger Punkt auf der heimischen Erde.“

Tatzmannsdorf war ihm wohl kein so merkwürdiger Punkt gewesen, es war nur einer der vielen Badeorte, in denen er mehr oder minder einsam und mißmutig seine Sommer verbrachte. Aber es war doch der Ort einer seiner traumhaften Versenkungen, und als solcher uns ehrwürdig. Es war aber auch der Ort der Begegnung mit dem neu heranwachsenden Schulwesen, das den hochgebildeten Literaten überraschte und erfreute. Es waren die zwei Seelen in Grillparzers Brust angesprochen worden. Schon deshalb bleibt der Kurort im Burgenland ein „locus piae memoriae“.

Franz Kolbenheyer in Oberschützen

Der Dichter Erwin Guido Kolbenheyer wurde 1958 achtzig Jahre alt. Er war Jahrzehnte hindurch vor allem als Wiedererwecker des historischen Romans in deutscher Sprache berühmt, seine „Paracelsus“-Trilogie gehört zu den bekanntesten Werken, die zwischen den beiden Weltkriegen entstanden. Kolbenheyer gilt in den Augen einer breiteren Öffentlichkeit als Sudetendeutscher, weil er in der Heimat seiner Mutter, in Karlsbad, aufgewachsen ist. Sein Vater war jedoch durchaus das, was man früher einen Deutschungarn nannte. Er lebte und wirkte in Budapest, und sein Sohn, eben der spätere Dichter, wurde auch in Budapest 1878 geboren. Die Familie gehörte schon seit Generationen dem Deutschungarnstum an, es handelt sich um oberungarische Protestanten. Der bekannteste Vertreter der Familie im 19. Jahrhundert war der Pastor Moritz Kolbenheyer, der Großvater des Dichters¹⁷⁰). Durch ihn und seinen Sohn, den Baumeister Franz Kolbenheyer, ist die Familie auch mit dem westungarisch-burgenländischen Raum in Verbindung gekommen.

Darüber gibt jetzt die 1958 erschienene Selbstbiographie des Dichters Aufschluß, die sich auch eingehend mit den Schicksalen seiner Vorfahren beschäftigt¹⁷¹). Das zeitgeschichtlich bemerkenswerte Buch ist sehr subjektiv geschrieben. Kolbenheyer sieht die Welt vor allem daraufhin an, ob sie sich mit ihm beschäftigt oder nicht. Aber das wirkt sich im wesentlichen nur in jenen Kapiteln aus, die den Altersjahrzehnten des Dichters gewidmet sind, seinen Eindrücken und Leiden in den Kriegs- und Nachkriegsjahren. Die eingeflochtenen Jugenderinnerungen sind erfreulich lebendig, in ihrer Eigenart auch ein guter Kommentar zu den frühen Werken des Dichters, den wichtigen Romanen und Novellen aus seiner Wiener Zeit, vor dem ersten Weltkrieg. Sicherlich auch subjektiv, aber erfreulich und stoffreich sind denn auch die Familienerinnerungen, die für uns in erster Linie in Betracht kommen.

Besonderes Augenmerk muß dabei der bedeutenden Gestalt des Großvaters, des Pfarrers Moritz Kolbenheyer gewidmet werden. Der gebürtige Zipser war im Vormärz in Eperies und kam knapp vor 1848 nach Ödenburg. In diesem Vorort des ungarländischen Luthertums hat Kolbenheyer eine bedeutende Rolle gespielt. Er war mit einer Ungarin, von Medgyassay, verheiratet, die er in Wien kennengelernt hatte. Sie schenkte ihm acht Kinder. Pfarrer Kolbenheyer war ein im zeitgemäßen Sinn liberaler Mann, er begrüßte den Ausbruch der Revolution von 1848 mit einer begeisterten Predigt, die das „freie Wort“ pries. Protestantismus und liberales Freiheitsdenken waren für ihn identisch. Als die Revolution zusammenbrach, wurde Kolbenheyer wegen seiner „Freies Wort“-Predigt von den Wiener Behörden zur Verantwortung gezogen und für einige Zeit inhaftiert. Nach der Entlassung aus der Haft widmete er sich in Ödenburg in stärkerem Ausmaß als bisher der Gemeindefarbeit und gewann dadurch einen klareren Blick für die Zeitverhältnisse, die sich ja bald von denen des Vormärz stark zu

unterscheiden begannen. Vor allem wandte er sich von dem Kossuth-Chauvinismus der Ungarn ab und bezog eine bewußt deutsch-protestantische Haltung, die zweifellos durch das Leben im volksmäßig deutschen Westungarn bestärkt wurde. Es war ja auch die Zeit der Verstärkung des deutsch-protestantischen Schul- und Bildungswesens in Westungarn. 1845 hatte der Pfarrer Gottlieb August Wimmer die evangelischen Schulanstalten in Oberschützen gegründet¹⁷²⁾. Wimmer, ein geborener Wiener, der ebenfalls an der Revolution von 1848 regen Anteil nahm, war schon 1818 Seelsorger in Oberschützen, mußte 1835 seinen Widersachern nach Modern weichen, wurde aber von seinen Anhängern bald wieder zurückgeholt. Mit ihnen gründete er 1842 das Mutterhaus der Schulanstalten, am 12. Mai 1845 fand schließlich die Einweihung statt. Nach seiner Beteiligung an der Revolution von 1848 mußte Wimmer nach Amerika flüchten. Seine Schöpfung in Oberschützen gedieh jedoch. Mit dieser Schule, die zunächst aus einer evangelischen Lehrerbildungsanstalt und einer Untermittelschule bestand, trat Kolbenheyer nun auch in Verbindung.

Die Existenzgrundlage des Ödenburger Pfarrers war, zumal nach seiner politischen Maßregelung, nicht sehr breit. Der Schwiegervater, von Medgyassay, hatte anscheinend Konkurs gemacht. Als Pfarrer hatte Kolbenheyer 700 Gulden Jahresgehalt, nebst freier Wohnung, einem Holzdeputat und den Stologiebühren; da hieß es in diesen teuren Jahren bei acht Kindern schon haushalten.

Der Enkel schreibt von jenen Fünfzigerjahren: „Meines Großvaters Bemühen ging um Stipendien für den hoffnungsvollen Erstgeborenen.“ Das war Franz Kolbenheyer, der 1841 zur Welt gekommen war. Als Zehnjähriger kam er 1851 in die Oberschützener Lehranstalten. Wieder lassen wir den Enkel erzählen: „Mein Vater hatte keine leichte, aber auch keine bittere Jugend. Als Zehnjähriger wurde er aus dem väterlichen Pfarrhause in Ödenburg zwei Jahre nach Oberschützen aufs Untergymnasium geschickt; es mag ein Schülerinternat gewesen sein. Damals hatte er drei Geschwister. Zu den ersten Weihnachten konnte er nicht heim. Kleidungsstücke, eine Schere, ein Spiel ‚Glocke und Hammer‘, Äpfel, Nüsse, Zibeben und etwas Bäckerei waren seine Weihnachtsgeschenke vom Elternhause her. Er bestätigte sie mit Dank und Freude und meldete, daß er von allem Eßbaren weiterverschenkt habe. Ein anderesmal bekommt er eine Geldtasche mit dreißig Kreuzer Münz und ein Schreibzeug, das ihn besonders freut. Doch Taschengelder sind von der Schulleitung streng verboten. Man will zur Enthaltsamkeit erziehen, selbst der Einkauf von Semmeln, die von Weibern zugebracht werden, darf nicht geschehen. Was man sonst geschickt bekommen hat, muß unter die Klassenkameraden verteilt werden. Anfangs August meldet Franz nach Hause, daß gerade zur Prüfungszeit an einem Sonntage ein Ausflug nach Tatzmannsdorf geplant sei, denn dort sei eine Musikbande angekündigt, die wolle man nicht versäumen.“ Man sieht, es war ein strenges und sparsames Leben in jenen Fünfzigerjahren. Die beinahe militärische Zucht der Oberschützener Lehranstalten ist noch aus den wenigen Erinnerungen zu spüren. Und noch etwas anderes läßt sich, bei Überlegung der Jahre 1851/52 und beim Aufhorchen der Erwähnung von Tatzmannsdorf, hinter diesen Erinnerungszeilen ablesen: Franz Kolbenheyer muß den Besuch Grillparzers in der Oberschützener Lehranstalt miterlebt haben¹⁷³⁾. Denn Grillparzer kam 1852 von Tatzmannsdorf eigens nach Oberschützen,

um die Anstalt zu besichtigen, wie der kleine Kolbenheyer im gleichen Jahr von Oberschützen nach Tatzmannsdorf wanderte, um die „Musikbande“ dort zu hören... Und Kolbenheyer gehörte bestimmt zu jenen Zöglingen, von denen Grillparzer nach seinem Besuch mit einer gewissen Bewunderung schrieb: „Der Eifer der Knaben ist ohne Beispiel.“

Franz Kolbenheyer ist als Zwölfjähriger im Jahre 1853 nach Ödenburg zurückgekehrt. Im dortigen Gymnasium hat er mit achtzehn Jahren maturiert, 1859. Sein weiterer Lebensweg führte ihn zum Studium nach Wien, zur Praxis nach Berlin, 1865 fühlte er sich als fertiger Architekt, kam 1870 nach Budapest und war dort bis zu seinem frühen Tod im Jahre 1881 tätig. Er blieb dem deutsch-protestantischen Geist und Wesen auch in der ungarischen Hauptstadt treu. Als er 1877 beauftragt wurde, das evangelische Waisenhaus von Budapest zu erbauen, verzichtete er auf jede Entlohnung. Man erinnert sich des Opfermutes der Leute von Oberschützen, die sich auch ihre Schulanstalt selbst erbauten, was schon Grillparzer zu der Bemerkung veranlaßte: „Das Ganze wurde von einem Pastor Wimmer gegründet, der, was das Merkwürdigste von allem ist, die durchaus aus Landleuten bestehende Gemeinde zu bestimmen wußte, die ersten Einrichtungskosten zusammenzusteuern.“ Und es war also dieser Geist, damit aber auch der idealistische Geist seines literarisch berühmt gewordenen Vaters, Moritz Kolbenheyer, der im Sohn weiterwirkte. Er hat ja auch den Enkel, den Dichter noch beflügelt. Von ihm wissen wir nun auch diese Einzelheiten aus dem Jugendlieben Franz Kolbenheyers, des Budapester Baumeisters, der jedenfalls einer der berühmtesten Schüler von Oberschützen gewesen ist ¹⁷⁴).

Johann Vinzenz Reim

Ansichten aus dem Burgenland vor mehr als hundert Jahren sind nicht allzu häufig. Soviel auch in der Biedermeierzeit an Landschafts- und Architekturzeichnungen, -Lithographien, -Stichen und -Aquarellen geschaffen wurde, der bei weitem größte Teil davon galt doch der Entdeckung der Alpenländer. Männer wie Johann Adam Klein waren und blieben selten. Erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts wurden auch die Donaulandschaften malerisch entdeckt, und nun führten manche Veduten-Maler geradezu planmäßige Reisen aus, auf denen sie alle einigermaßen bemerkenswerten Ansichten des Vaterlandes zum Gegenstand ihrer Darstellungen machten. Diese Serien von Landschaftsansichten wurden gern in den graphischen Techniken der Zeit vervielfältigt und gestatten uns daher heute die Nachprüfung, was der betreffende Künstler bereist und gesehen hat, mitunter sogar die Angabe der Zeit, wann er diese Landschaft bereist haben muß, und wie er sie wiedergegeben hat.

Einer der unbekanntesten und verschollensten Landschaftler dieser Zeit ist der Altwiener Künstler Johann Vinzenz Reim. Sein Name wäre längst verweht, wenn seine Ansichtsserien nicht von großem topographischem Wert wären, so daß sie von Sammlern dieses Gebietes aufbewahrt wurden. In diesem Sinn hat der berühmte Sammler von altösterreichischer und besonders altwienerischer Literatur Georg Eckl derartige Ansichten von Reim besessen, und in dem quellenmäßig so überaus wertvollen Katalog der Sammlung Eckl, den Gustav Gugitz bearbeitet hat, finden sich denn auch Blätter von Reim angeführt¹⁷⁵). Da dort die Ansichten nach Ländern zusammengesetzt sind, lassen sich unter den vorhandenen sechs alten Ansichten aus dem Burgenland gleich drei feststellen, die von der Hand J. Vinzenz Reims stammen. Noch leichter hat man es allerdings jetzt, da das Wiener Antiquariat Gilhofer K. G. einen eigenen Katalog herausgegeben hat, der nicht weniger als 550 Blätter des Künstlers umfaßt¹⁷⁶). Aus diesem Katalog erfährt man auch zum ersten Mal Lebensdaten des verschollenen Mannes, die für die Beurteilung seiner burgenländischen Ansichten wichtig sind.

Reim ist im Jahre 1796 in Warnsdorf in Nordböhmen geboren, kam vermutlich als Student nach Wien, wo er 1836 den Bürgereid ablegte. Er wohnte bis zu seinem Tod im Jahre 1858 in verschiedenen Wohnungen auf der Wieden. Er muß ein angesehener Mann gewesen sein, da er sogar Mitglied des äußeren Stadtrates war. Sonst weiß man von seinem Leben recht wenig, mit Ausnahme der Tatsache, daß er nicht weniger als die schon erwähnten fünfhundertfünfzig Blatt Ansichten geschaffen hat, eine ganz erstaunliche Leistung. Diese gewaltige Serie ist auf ausgedehnten Reisen entstanden, die wir an Hand der Ansichten ganz gut verfolgen können, da Reim besonders seit dem Jahre 1845 immer die Datierungen seiner Aufnahmen aufschrieb. Von diesen Reisen ist für uns nur die aus dem Jahre 1851 von Wichtigkeit. Die Blätter dieses Jahres stammen aus dem Frühjahr und Sommer, und wurden in Laxenburg, Baden, Ödenburg, Eisenstadt und

Budapest gezeichnet. Reim hat also eine Reise durch das östliche Niederösterreich über das Burgenland nach Ungarn durchgeführt. Die Datierungen von seiner eigenen Hand auf jenen Blättern, die das Antiquariat Gilhofer besitzt, lassen uns sogar die Tage nachprüfen, an denen er im Burgenland gewilt und gezeichnet hat. Er war offenbar mindestens vom 7. bis zum 9. Juni 1851 in Eisenstadt. Am 3. Juni war er noch in Baden, wo er die neue Schwimmschule zeichnete. Am 7. Juni hat er in Eisenstadt mit seiner Ansicht der Stadt „Eisenstadt von der Westseite“ begonnen. Es ist möglich, daß er einen oder zwei Tage früher am Neusiedlersee gewesen ist. Eine kolorierte Radierung von seiner Hand heißt nämlich „Der Neusiedler See von Wolfs gesehen“, und trägt in der Serie seiner Ansichten die Nummer 535. Das erste Eisenstädter Blatt, eben die Ansicht der Stadt von der Westseite, trägt jedoch die Nummer 536, und die weiteren die Nummern bis 538. Jedenfalls hat Reim noch am gleichen 7. Juni „Das Schloß in Eisenstadt von der Nordseite“ gezeichnet (Nr. 538), am folgenden Tag, am 8. Juni, „Das Schloß in Eisenstadt von der Südseite“ (Nr. 537), und am dritten Tag seines Aufenthaltes, am 9. Juni 1851, das Blatt „Der Calvarienberg in Eisenstadt“ geschaffen. Damit waren für ihn offenbar die dankbaren Motive erschöpft. Ganz nach der charakteristischen Art seiner Zeit hatte er die berühmten Schaustücke, die landauf, landab bekannten Sehenswürdigkeiten gezeichnet, die dieses Stück Österreich in seiner Serie würdig repräsentieren konnten. Er war von Ödenburg gekommen, wo er am 4. und 5. Juni gezeichnet hatte, ebenfalls die Hauptansichten der Stadt vom Norden und vom Süden und den „Casino-Platz“ wie „Die alte Pfarrkirche“. Dann hatte er, wie bereits gesagt, den Neusiedler See von Wolfs aus festgehalten, und war von dort nach Eisenstadt gefahren. Dann aber fuhr er von Eisenstadt nach Budapest weiter. In den knapp bemessenen Tagen zwischen dem 13. und dem 15. Juni 1851 schuf er eine stattliche Reihe von 16 Ansichten, welche den alten Habitus der Doppelstadt an der Donau getreulich wiedergeben. Preßburg, die alte Krönungsstadt Ungarns, hatte er fast genau ein Jahr vorher besucht, und die zahlreichen schönen Bauten in einer stattlichen Anzahl von Ansichten festgehalten.

Er war kein großer Künstler, der biedere Reim. Aber er war ein gewissenhafter und fleißiger Mann, der seine Veduten mit Umsicht und Genauigkeit anzufertigen wußte, voll Gerechtigkeit für alle Anteile der alten Monarchie, die er so hingebungsvoll ein Menschenalter hindurch Sommer für Sommer bereiste, und ihr in seiner Ansichtenserie von mehr als einem halben Tausend Blätter ein sehr beachtliches graphisches Denkmal setzte. Es ist dabei sehr erfreulich, daß er das Burgenland nicht vergessen hat, wie es umgekehrt für die geschichtliche und kunsttopographische Forschung des Burgenlandes stets erfreulich bleiben wird, daß wir seine getreuen Ansichten von Eisenstadt besitzen ¹⁷⁷).

Karl Freiherr von Czoernig

Der Nachmärz entwickelte vielfach aus den vormärzlichen Ansätzen heraus systematische Ergebnisse. Was in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mehr oder minder unklar gegoren hatte, wird nun unter Umständen klar. Das verhält sich auch auf dem weiten Feld der Erkenntnis des Volkes und der Völker so. Mit und nach den Napoleonischen Kriegen war in Mitteleuropa das Problem des Nationalismus entstanden. Die Staatslenkungen kämpften dagegen an, und verloren den Kampf an einer Front nach der anderen. Österreich, das heißt die Abfolge der Regierungen Österreich-Ungarns, hat von 1817 bis 1918 gegen die verschiedenen Nationalitätenprobleme gekämpft, und so gut wie alle diese Kämpfe verloren. Ostmitteleuropa ist in diesem Jahrhundert zu einem Territorium von nationalen Klein- und Mittelstaaten geworden, von denen ein sehr beträchtlicher Teil aus dem Körper der alten Monarchie geschnitten wurde.

Der wissenschaftliche Weg, der mit dem politischen parallel ging, ihm vielfach auch als Vorläufer diente, verlief dabei von der frühen, der aufklärerischen Volkskunde, über deren romantisches Gleichbild, die Volkstumskunde — um mit Arndt und Jahn zu sprechen — und über die biedermeierliche Topographie zur Ethnographie. Der Begriff war im 18. Jahrhundert noch nicht geläufig. Die verschiedenen gleichen und ähnlichen Wissensrichtungen im frühen 19. Jahrhundert verstanden darunter die Entdeckung und Beschreibung von Sprachnationen. Die junge Wissenschaft konnte und sollte also die Völker in ihren Wohnsitzen und mit ihren Sprachzugehörigkeiten feststellen, ohne Rücksicht auf die Staatsbereiche. Damit war sie eine Disziplin von großer politischer Aktualität geworden.

Das machte sich zunächst nicht in den außereuropäischen Ländern bemerkbar, in denen man ebenfalls ethnographische Forschungen ansetzte, die man heute als Ethnologie oder Völkerkunde bezeichnen würde. Es waren dies Forschungen, die binnen kurzem das Weltbild des Europäers bedeutend bereichern sollten. Vor allem die eingebrachten ethnographischen Sammlungen erhoben sich nunmehr bald über den Rang von Kuriositätenkabinetten. Bahnbrechend waren Franzosen, Deutsche und Skandinavier. Der Däne C. J. Thomsen schuf 1841 jenes allgemein-ethnographische Museum in Kopenhagen, das man vermutlich als das älteste seiner Art überhaupt bezeichnen kann¹⁷⁸⁾.

In Europa standen nicht die Sammlungen, sondern die Bestandaufnahmen von Siedlungsböden im Vordergrund, die von Volksgruppen gleicher Sprache und Geschichte bewohnt wurden. Im Vielvölkerstaat Österreich begann der aus kroatischer Familie stammende Deutschungar Johann Csaplovics (1780—1847) mit entsprechenden Forschungen. Was er in seinem „Gemälde von Ungarn“ (1822) niederlegte, ist lange Zeit in Geltung geblieben¹⁷⁹⁾. Es muß dabei betont werden, daß Csaplovics objektiv zu arbeiten versuchte und sich bei seinen ethnographischen Feststellungen sowohl Fehlmeinungen des Auslandes wie chauvinistischen ungarischen Urteilen

wider setzte. Seine ethnographischen Angaben sind von den Reisenden der Zeit mit Vorliebe nachgeschrieben worden, aus ihnen sind die ersten dementsprechenden Karten hervorgegangen.

Dazu gehört, wie schon gezeigt werden konnte, die Karte „Hungary and Transsylvania“ in dem englischen Reisewerk von John Paget, 1836. Sie war eine Nationalitätenkarte, und die deutsch besiedelten Gebiete traten wie in den Aufstellungen von Csaplovics durchaus richtig hervor¹⁸⁰). Dieser ersten bekannteren Nationalitätenkarte, die für unser Gebiet in Betracht kommt, folgte dann insbesondere die „Sprachenkarte“ von Josef V. Häufler, 1848¹⁸¹). Diese lange Zeit benutzte Nationalitätenkarte ist eine der Grundlagen des wichtigsten Werkes dieses Wissensgebietes geworden: nämlich der „Ethnographie“ von Karl Freiherr von Czoernig.

Als Häuflers Sprachenkarte erschien, war Czoernig schon mit den Vorbereitungen seiner „Ethnographie“ beschäftigt, und beide Herren saßen im österreichischen Handelsministerium. Häufler freilich als Ministerialsekretär, und Czoernig als Sektionschef. Ihre ethnographischen Arbeiten aber leisteten die beiden Beamten eigentlich nebenamtlich. Häuflers Arbeiten sind heute so gut wie vergessen; Czoernig lebt durch seine „Ethnographie“ vor allem auch nach einem vollen Jahrhundert noch fort. Bei jedem Rückgriff auf ältere ethnographische Verhältnisse in Österreich-Ungarn wird man immer wieder auf sein gewaltiges dreibändiges Werk mit den neun Blatt Karten zurückkommen müssen.

Karl Czoernig, später als Freiherr von Czernhausen in den Adelsstand erhoben, wurde 1804 in Tschernhausen in Böhmen geboren¹⁸²). Er studierte Jus, trat 1828 in den Staatsdienst ein, und widmete sich dem Verwaltungszweig. Er wurde der prominente Statistiker seiner Zeit, als solcher 1841 Direktor des von ihm geschaffenen Statistischen Büros in Wien, aus dem das heute noch blühende Statistische Zentralamt hervorging. 1850 wurde er Sektionschef im neu begründeten Handelsministerium. Bei ihm kann man deutlich ersehen, wie gute, im Vormärz gepflegte Entwicklungen nunmehr im Nachmärz zur vollen Entwicklung gelangten. Czoernig war ein sehr bedeutender Organisator, vor allem auf dem Gebiete des Verkehrswesens. Er beschäftigte sich zuerst mit der Donaudampfschiffahrt, dann reorganisierte er die österreichische Handelsmarine, widmete sich auch ausführlich der Entfaltung des Eisenbahnwesens. Daneben fand er Zeit und Lust zur Gründung und Organisation der „Zentral-Kommission für die Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale“, also der Vorgängerin des Bundesdenkmalamtes. Das war in den Jahren 1852—53.

Der dermaßen vielseitige, energische hohe Beamte erarbeitete sich aber daneben privat, wenn auch auf Grundlage der von ihm geleiteten Statistik, die Ethnographie der Völker der Donaumonarchie. Sie gehörte offenbar in seinen Gesamtplan der Erneuerung des Staates, wie er sie sich in dem Jahrzehnt von 1848 bis 1858 vollziehen sah, und an der er tatkräftig genug mitwirkte. Czoernig hat die Ethnographie, die statistische Erfassung der Sprachnationen und ihrer Siedlungsräume innerhalb des Gesamtstaates offenbar als wissenschaftliche und politische Notwendigkeit erfaßt. Sein eigenes Werk, die dreibändige „Ethnographie der österreichischen Monarchie“ ist in den drei Jahren von 1855 bis 1857 als Ausgabe der Staatsdruckerei erschienen. Später widmete sich Czoernig vor allem dem österreichischen Küstenland, hat ein vorzügliches Handbuch über Görz geschrieben, und ist auch in Görz 1889 gestorben.

Der ganze zweite Band seines Hauptwerkes ist eine „Historische Skizze der Völkerstämme und Colonien in Ungern, Kroatien und Slavonien, in der serbischen Wojwodschafft sammt dem Temeser Banate, dann in Siebenbürgen und in der Militärgrenze“. Der erste Hauptabschnitt schildert die Bevölkerungsverhältnisse bis zur Einwanderung der Ungarn, der zweite die nach der Einwanderung der Ungarn bis zur Vertreibung der Türken aus dem Lande. In diesem zweiten Hauptabschnitt sind alle im damaligen Ungarn lebenden Sprachvölker durchbesprochen, hier wird auch zum ersten Mal die Frage nach Herkunft und Siedlungsraum der „Heidebauern“ und der „Hienzen“ aufgeworfen.

Als § 71 behandelt Czoernig hier die „Alemannisch-schwäbischen Colonien (Heidebauern)“. Die Gegenwartsverhältnisse sind Czoernig ganz klar: „Der sogenannte Heideboden im Wieselburger Komitate sammt dem Seewinkel hat seit alten Zeiten deutsche Bewohner¹⁸³.“ Was die Einwanderung anbetrifft, so weiß Czoernig freilich keine wirklich aufschlußreichen Quellen zu erschließen. Er gibt offenbar vorgefaßte Meinungen wieder, wenn er schreibt: „Wenn sich auch nicht die Zeit der Ansiedlung der jetzigen Bewohner und ihre schwäbische Abkunft urkundlich darthun läßt, so deuten doch Sprache (Mundart), Religion, Sitten, Gebräuche und physische Beschaffenheit der Bewohner auf die Zeit der Reformation, und auf die Gegend um den Bodensee als ihre Heimath.“ Bemerkenswerterweise fügt aber Czoernig in einer Anmerkung doch hinzu, daß im erzhertzoglichen Archiv in Ungarisch-Altenburg keine auf die Einwanderung der dortigen Deutschen bezüglichen Aktenstücke vorhanden seien¹⁸⁴). In den folgenden Mittheilungen gibt Czoernig historische Tatsachen ab der Gegenreformation an, den bedeutenden Prozentsatz an Protestanten, den Kirchenkampf und die Neubegründung vieler Orte wie Andau, Kaltenstein, Walla (Wallern), Baumhagen (Pamhagen), Podersdorf usw. Die Kirchenvisitation von 1659 ist ihm bekannt. Czoernigs Quellen scheinen hauptsächlich die Antworten einiger katholischer Pfarrer gewesen zu sein. Von ihnen hat der Pfarrer Joseph Schlachter in Apetlon eine für die weitere Forschung ungünstige Rolle gespielt¹⁸⁵). Er war geborener Vorarlberger, und glaubte in der Mundart der Heidebauern deutliche Anklänge an die oberschwäbische hören zu können. So konstruierte man eine Einwanderung aus den Gegenden von Lindau, Alt-Ravensburg, Wangen und Isny in Oberschwaben, ohne doch irgendwelche tatsächlich beweiskräftige Belege dafür zu besitzen. Czoernigs Mittheilungen über diesen „Schwabenzug“ sind immer schon skeptisch beurteilt worden, und werden auch immer weiter zweifelhaft bleiben. Aber die Literatur über das Deutschtum in Westungarn der nächsten Jahrzehnte zeigt sich selbstverständlich maßgeblich von diesen unbewiesenen und unbeweisbaren Annahmen Czoernigs beeinflusst¹⁸⁶). Das zeigt sich besonders bei dem journalistischen Kulturhistoriker Wilhelm Heinrich Riehl, der 1868 den Leithawinkel besuchte und seine ganze ethnographische Weisheit aus Czoernig schöpfte¹⁸⁷).

Der zweite Gewährsmann Czoernigs auf dem Heideboden war der Pfarrer Jakob Gall, der die Pfarre St. Andrä bei Frauenkirchen von 1833 bis 1851 innehatte¹⁸⁸). Gall war anscheinend weniger ethnographisch im neueren Sinn als volkskundlich im Sinn des Vormärz interessiert. Er scheint der erste bedeutendere Sammler und Aufzeichner in der Gegend gewesen zu sein, der beispielsweise schon den großen handschriftlichen Sammlungen

geistlicher Lieder, die für den Heideboden so bezeichnend waren, sein Augenmerk zuwandte. Von ihm hat Czoernig zweifellos die Mitteilung über „das Buch, aus welchem sie ihre biblischen Lieder: ‚Von der großen Weintraube, vom Samson und Delila, vom Tobias, David und Salomon‘ hauptsächlich absingen, ist der ‚geistliche Glückshafen‘, eine Liedersammlung von der Erschaffung der Welt bis auf Christus¹⁸⁹⁾.“ Das ist eine Sammlung, das sind auch Lieder, denen etwa ein Jahrzehnt später dann der Benediktiner Remigius Sztachovics sein Augenmerk zuwandte¹⁹⁰⁾. Der späte Auswerter der von Sztachovics gesammelten Handschriften, Severin Kögl, hat auf den Zusammenhang der „Glückshafen“-Handschrift mit der gedruckten Liedersammlung „Der Geistliche Glückshafen, Das ist Einss, Zwey, Drey vnd Nichts“ von Jakob Bohr, Passau 1634, hingewiesen¹⁹¹⁾. Das ganze Jahrhundert hindurch von Gall über Sztachovics, Kurzweil und mich bis Kögl ist da also dauernd an den gleichen Problemen gearbeitet worden, und gerade wir sind den frühesten Sammlern dieser Zeugnisse des volkstümlichen Geisteslebens auf dem Heideboden sehr zu Dank verpflichtet. Gall hat für Czoernig auch die wichtigsten Familiennamen des Heidebodens zusammengestellt, hat ihn auf Spitznamen hingewiesen usw. Gelegentlich ist Gall auch durch eine eigene Aufzeichnung hervorgetreten, nämlich durch die Schilderung einer Bauernhochzeit in St. Andrä. Adalbert Riedl hat hundert Jahre später diese Schilderung, die früheste uns bekannte vom Heideboden, wieder veröffentlicht und damit dem vergessenen Pfarrer Gall ein kleines Denkmal gesetzt¹⁹²⁾. Der bescheidene Mitarbeiter Czoernigs hat es durchaus verdient.

Im § 69 des gleichen Bandes behandelt Czoernig „Die Hienzen“¹⁹³⁾. Hier gibt er sich wesentlich historischer, es fehlen ihm offenbar die volkskundlich interessierten Gewährsleute. In einer ausführlichen Abhandlung hat er die verschiedenen Ableitungen des Heanzen-Namens gegeben, ohne sich für eine zu entscheiden; am wichtigsten ist davon vielleicht die Mitteilung, „daß Hienz von den Ungern als Stichwort und Spottname der Deutschen daselbst gebraucht wird“¹⁹⁴⁾. Es war eben wirklich nichts als ein landschaftsgebundener Spottname, der auch von den Ungarn, aber selbstverständlich auch von den anderen Nachbarn, diesem Grenzervolk gegeben wurde, und der von ihnen mit gleicher Münze an all die umwohnenden „Bohnzichter“ und „Pregner“ zurückgezahlt wurde¹⁹⁵⁾. Historisch neigt Czoernig zu der Ansicht, daß es sich um bairisch-fränkische Siedler zum Teil schon aus karolingischer Zeit handle. Auch diese, ebenfalls nicht leicht erweisbare Ansicht, ist von der weiteren Forschung immer wieder diskutiert worden. Sie dürfte jedenfalls besser Stich halten als jene von der schwäbischen Herkunft der Heidebauern. Die sprachwissenschaftlich-volkskundliche Erforschung setzte gerade in der Zeit Czoernig durch Karl J. Schröer und dessen Mitarbeiter ein¹⁹⁶⁾; Czoernig hat Schröers Veröffentlichungen nicht mehr verwerten können.

Es ist also der Genauigkeit des Statistikers Czoernig und dessen bedachtsamem Wiederaufnehmen der Tradition der ethnographischen Karte zu verdanken, daß die deutschen Bewohner der Hauptteile des heutigen Burgenlandes in dieser bahnbrechenden und für lange Zeit geradezu kanonischen Darstellung so verhältnismäßig gut gekennzeichnet und in ihren Wohnsitzen festgestellt werden konnten. Es ist nicht bekannt, ob Czoernig den Heideboden oder das Heanzenland persönlich besucht hat. Sein Verweis auf Gewährsleute läßt es nicht recht wahrscheinlich erscheinen. Andererseits

war Czoernig als prominenter Beamter des Verkehrswesens wie als Gründer der Denkmalschutzkommission sicherlich viel unterwegs und mag manches in Augenschein genommen haben. Wie dem auch sei, durch sein großes Werk ist das Deutschtum des Burgenlandes ethnographisch und stammheitlich zugewiesen worden. Diese nachmärzliche Ethnographie hat für Heidebauern und Heanzen einen Zugang zur Wissenschaft gebahnt, der nie mehr ganz versperrt werden konnte. Die Geographen und Ethnographen der Folgezeit, M. A. Becker in Wien, wie Anton Herrmann in Budapest, haben zweifellos auf Czoernig gefußt, ganz zu schweigen von den vielen Nachschreibern, zu denen wir in diesem Fall auch Wilhelm Heinrich Riehl zählen müssen.

Karl Julius Schröer

Vormärz und Nachmärz, die beiden letzten Drittel des österreichischen Biedermeier, umfassen periodenmäßig die beiden ersten Lebensdrittel des Daseins und Wirkens eines deutschen Germanisten aus Ungarn, der für die Wesenserkenntnis der burgenländischen Menschen von ausschlaggebender Bedeutung wurde: Karl Julius Schröer aus Preßburg. Schröer war der typische Vertreter der protestantischen deutschen Intelligenz in der alten ungarischen Krönungsstadt innerhalb der Bannmeile von Wien. Sein Vater Tobias Gottfried Schröer, der sich als Dichter Ch. Oeser nannte, war Rektor des evangelischen Lyzeums in Preßburg, ein charakteristischer Vertreter der Goethezeit. Selbst das Pseudonym, an sich ein Anagramm seines wirklichen Namens, hat er sich offenbar nach dem Zeichenlehrer Goethes in Leipzig gewählt¹⁹⁷⁾. Er war ein kämpferischer Protestant, dem es unter Metternichs Regime nicht immer gut erging. Seine „Religionsbeschwerden der Protestanten in Ungarn“ von 1838 hätten ihm beinahe Festungshaft eingetragen. Der hochbegabte Mann ist bei seinen vielen Fehden gegen den vormärzlichen Druck nicht alt geworden; der 1791 Geborene starb in schwerer Verbitterung schon 1850, knapp nachdem er endlich Schulrat geworden¹⁹⁸⁾.

Fünfundzwanzig Jahre vorher war ihm sein Sohn Karl Julius geboren worden, am 11. Jänner 1825. Der offensichtlich sehr begabte junge Mann studierte zunächst an dem von seinem Vater geleiteten evangelischen Lyzeum, dann ging er an die Universität, aber nicht an die noch vormärzlich eingeeengte Fachhochschule im nahen Wien, sondern nach Leipzig — man erinnert sich an die Gedankenverbindung Schröer-Oeser —, nach Halle und endlich nach Berlin. Dort erhielt er seine wissenschaftliche Richtung durch den klassischen Philologen Gottfried Hermann und den Germanisten Moritz Haupt, deren Vorlesungen er 1843/44 hörte. Es war die Zeit der heranwachsenden Germanisten der zweiten Generation, die mit Schröer oft direkt altersgleich waren: Karl Müllenhoff etwa, Friedrich Zarndke, der Leiter des Literarischen Zentralblattes; Johann Kelle, der Germanist in Prag; von den Österreichern Ignaz Vinzenz Zingerle, der Tiroler Grimmschüler. Schröer sollte die Bestrebungen seiner Generationsgenossen redlich teilen. Mit dem etwas älteren Karl Weinhold hat er lebenslang die germanistischer-volkskundlichen Interessen gemeinsam gehabt, seinen Anregungen war er besonders tief verpflichtet¹⁹⁹⁾.

Man sieht, der junge Mann, der 1846 nach Preßburg heimkehrte, um seinen Vater am Lyzeum zu supplieren, war wissenschaftlich in einem Geist aufgewachsen, der sich von dem vormärzlich-österreichischen wesentlich unterschied. Sein Schicksal stellte ihn aber 1848 betont auf österreichische Seite: Er nahm als Sekretär des Feldzeugmeisters Baron Haynau am Ungarnfeldzug teil, schrieb zum guten Teil die Proklamationen für den

Feldherrn, und wurde schon 1849 Professor an der Budapester Universität. Freilich machte ihm wie einst seinem Vater sein protestantisches Bekenntnis auch hier Schwierigkeiten, zumal die Zeit der Reaktion nach 1849 die Evangelischen mit Mißtrauen betrachtete. Von Persönlichkeiten wie Pastor Gottlieb Wimmer in Oberschützen oder Pastor Moritz Kolbenheyer in Ödenburg sind diese Verhältnisse und ihre Gründe zur Genüge bekannt. Die Protestanten dachten im Sturmjahr 1848 zweifellos zunächst deutsch-liberal, und kamen erst im nachhinein zu einer österreichischen Besinnung.

Schröer zog sich also 1852 wieder nach Preßburg zurück, lehrte dort an der Realschule, fand aber infolge seiner intensiven wissenschaftlichen Tätigkeit bald allgemeine Anerkennung, so daß er 1861 endlich doch den Schritt nach Wien tun konnte: Er wurde als Direktor der vereinigten evangelischen Schulen in die Residenzstadt berufen. Hier war ja inzwischen der Umschwung erfolgt, norddeutsche Protestanten waren in bedeutender Anzahl zur Modernisierung Wiens herangezogen worden, und Theophil Hansen hatte soeben, 1860, das schöne Gebäude der Evangelischen Schule auf dem Karlsplatz erbaut.

Was heute noch von Schröers Arbeiten für das Burgenland von Bedeutung ist, hat er aber alles in dem knappen Preßburger Jahrzehnt gesammelt und gesichtet. Er war durch seine germanistische Lehrzeit, vor allem aber durch den Umgang mit Karl Weinhold auf die Notwendigkeit der Sammlung von Mundart und Brauchtum in den Randgebieten und Sprachinseln des Deutschtums aufmerksam geworden. In seiner Geburtsheimat, im Westen und Norden des alten Ungarn, gab es derartige Alt- und Restgebiete in beträchtlicher Fülle, der Preßburger konnte da geradezu vor der eigenen Haustür sammeln. Und er begann mit dem von den Grimmschülern geschärften Blick des Philologen und Mythologen zu sammeln und auch sammeln zu lassen. Schon 1855 legte er seinen „Beitrag zur deutschen Mythologie und Sittenkunde aus dem Volksleben der Deutschen in Ungern“ vor²⁰⁰). Es sind vor allem Aufzeichnungen aus Preßburg und seiner Umgebung selbst, Sagen und andere Überlieferungen, die im Sinn der Grimmschule als „mythisch“ angesehen werden. In der Kenntnis der zeitgenössischen Fachliteratur ist Schröer allen anderen Mitstrebenden in Österreich weit überlegen. Ein besonderes bene ist ihm aber durch seine evangelische Glaubensgemeinschaft gegeben. Er kann sich an seine Glaubensbrüder wenden, um sie zum gleichgesinnten Sammeln anzueifern: „Für jetzt schliesse ich ab mit der wiederholten Erinnerung an alle Lehrer und Prediger auf dem Lande und an Jeden, der dem Volke nahe steht und es in seinem geistigen Leben zu belauschen Gelegenheit hat, an diesen Dingen nicht gleichgiltig vorüber zu gehen“, weiters „Ich werde eine jede schriftliche und mündliche Mitteilung derart immer mit Dank entgegen nehmen und hoffe zuversichtlich darauf, daß mein Wort auf fruchtbares Erdreich gefallen ist.“ Er sollte nicht vergeblich hoffen.

Vorerst aber konnte er in noch weit höherem Ausmaß das Volksgut seiner engeren Heimat auswerten und von Preßburg und der Schüttinsel aus den Schritt auf den Heideboden hinübertun. Er tat ihm im Geiste Karl Weinholds, dessen bahnbrechenden Buches über das alte Weihnachtsspiel er denn auch in seiner persönlich gefärbten Einleitung seines auf diesem Gebiete wichtigsten Werkes dankbar gedenkt²⁰¹). Er kann dort 1858 aus-

führen: „Es war gerade in dem Jahre als Weinhold's Weihnachtsspiele und Lieder (Grätz 1853) erschienen waren, ein Buch, das uns über eine bis dahin wenig beachtete Gattung des Volksschauspiels weite Blicke eröffnete, als in meiner Nähe, in Oberufer, nach einem längeren Zwischenraume wieder einmal die heiligen Zeiten des Christmonats mit Weihnachtsspielen gefeiert wurden. Obwohl mir diese Spiele, von denen ich hier seit meiner Kindheit weiß, immer ein anziehender Gegenstand waren, so hatte ich doch nie einer Aufführung beigewohnt und säumte nun nicht hinauszuwandern. Die ganz überraschend eigentümlichen Sitten und Gebräuche der Darstellung, die gleichmäßige Durchführung und Vollständigkeit des Weihnachtsspiels, die von gelehrtem Einfluß unberührte Einfalt der Sprache, die nur an das kirchliche und weltliche Lied des XV. und XVI. Jahrhunderts, sowie zum Teil an Hans Sachs erinnert — Alles das überzeugte mich bald, daß hier ein Denkmal älterer dramatischer Volksdichtung in einer Reinheit und Vollständigkeit erhalten ist, wie bisher noch kein anderes bekannt geworden ²⁰²).“ Weinhold hatte also Schröers latent schon vorhandenes Interesse an jenen Volksschauspielen geweckt, die als „Oberuferer Spiele“ späterhin wissenschaftlich von großem Rufe und besonderer Bedeutung werden sollten ²⁰³). Dabei hatte Schröer in Oberufer und in Preßburg nur die Ausläufer einer Volksschauspielverbreitung zu fassen bekommen, die ihrer eigentlichen landschaftlichen Beziehung nach ja als „Volksschauspiele auf dem Heideboden“ hätten bekannt werden müssen. Aber die textliche Festlegung durch Schröer hat die Zuweisung eben ein für allemal bestimmt. Schröer hat den Zusammenhang mit dem Heideboden selbst noch erkannt; er hat vor allem die Verbindung zu den dort ansässigen protestantischen Exulanten festgestellt, und die Schauspiele als deren Eigengut ansprechen können, wobei sich seine Zusammenhangshinweise im wesentlichen als durchaus richtig herausgestellt haben. Schröer konnte zusammenfassend schreiben: „Es gehören die Spiele jedoch demselben Stamm an, der unter dem Namen der Haidbauern bekannt ist, im XVI. oder zu Anfang des XVII. Jahrhunderts aus der Gegend am Bodensee(?) eingewandert und noch 1659 ganz protestantisch gewesen sein soll . . . Die Oberuferer sind nämlich, sowie die Weingärtner von Preßburg, mit den Haidbauern in Straßmerein (St. Mareien), Nikolsdorf, Deutsch-Jahrendorf, Ragendorf und Zurndorf . . . nahe verwant. Dieselben Namen, dieselbe Mundart und stäte Heiraten herüber und hinüber verbinden diese Colonien auf das engste ²⁰⁴).“ Schröer stützt seine Angaben teilweise auf die damals gerade erschienene „Ethnographie der österreichischen Monarchie“ von Karl Freiherr von Czoernig ²⁰⁵), wobei er nur zu der angeblichen Herkunft der Heidebauern aus der Bodenseegegend sein Fragezeichen setzt. Leider mußte es bis heute stehenbleiben, die zweifellos unrichtige Ansicht der „schwäbischen“ Herkunft der Heidebauern hat sich ja seit Czoernig nicht mehr ausrotten lassen.

Schröer hat also in der Mitte der Fünfzigerjahre die bedeutenden Überlieferungen der Leute auf dem Heideboden auf die Anregung von Weinhold hin und in Auswertung seiner Jugenderinnerungen direkt entdeckt. Im Gegensatz zu den Männern im Vormärz hat er die Dörfer und Bauernhäuser nicht nur von außen gesehen, er hat ihre Menschen besucht, er hat nicht nur Poststraßenreisen im Sommer durchgeführt, sondern ist mitten im Winter zu den Schauspielaufführungen gewandert. Da hatte die neue Wissenschaft von der deutschen Sprache und Literatur also einen aus dem Biedermeier

herauswachsenden jungen Gelehrten zu einem Heimatentdecker erzogen, wie es ihn bis dahin in unserer Landschaft noch nicht gegeben hatte. Und Schröer hatte Rüstzeug und Vorbilder, um seine Entdeckungen auch auszuwerten. Er legte 1858 sein Büchlein „Deutsche Weihnachtsspiele aus Ungern“ vor, das bahnbrechend sein sollte. Es enthielt die Texte der drei in Oberufer hintereinander gespielten Volksschauspiele: Christigeburtspiel, Paradeis-spiel und Schuster- und Schneiderspiel, und die dazugehörigen Lieder. Außerdem aber griff das Büchlein zu den Siedlungen im deutschen Oberungarn, bis in die Zips hin, aus, und brachte die Dreiköniglieder aus Krickehäu und Käsmark, und dann noch zu den Heanzen an der steirischen Grenze: Mit dem Lied der „Oberschütznener Sternsinger“²⁰⁶). Die Ortsangabe erhellt mit einem Schlag die Zusammenhänge: Oberschützen, die evangelischen Schulanstalten des Pfarrers Gottlieb Wimmer, waren der Fixpunkt im deutschen Westungarn, von wo der evangelische Schulmann in Preßburg am ehesten Unterstützung auch seiner volkkundlichen Aufzeichnungsarbeit erwarten konnte. Er hat sie einige Jahre hindurch auch wirklich erhalten und konnte die Einsendungen verwerten.

Zunächst suchte Schröer aber die Oberuferer Zusammenhänge auf dem Heideboden noch genauer zu präzisieren. 1858 veröffentlichte er im Programm seiner Preßburger Oberrealschule den „Nachtrag zu den deutschen Weihnachtsspielen aus Ungarn“²⁰⁷), eine leider fast unbekannt gebliebene Arbeit, die für die Heidebodenforschung besonders wichtig ist. Für insgesamt dreiundzwanzig Orte des Wieselburger Komitates ließen sich Daten von Aufführungen und Handschriften ermitteln, die zeigen, daß es sich tatsächlich noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts um eine vollgültige Volksschauspiellandschaft mit im wesentlichen gleichen Spielgut und gleichen Spielbräuchen handelte. Schröer hat von diesen Spielbräuchen auch manches erfahren können, und die Gleichartigkeit im ganzen Gebiet angemerkt. So schreibt er beispielsweise von den sehr bemerkenswerten Sternsingerbräuchen der Gegend: „Die deutschen Gemeinden diesselts und jenseits der Donau bis an den Neusiedlersee, die die Spiele hatten, spielten nicht jede alle Jahr. Oft fand sich eine Reihe von Jahren hindurch keine Gesellschaft zusammen und die Spiele unterblieben. Wenn aber einmal wieder beschlossen wurde zu spielen, da konte es wohl geschehen, daß eine Gesellschaft die Spiele ganz in der Stille einlernte und nichts verlauten ließ. Wenn nun von einer andern Ortschaft eine Gesellschaft kam und es trug der Hauptmann den Stern voran (auf der Reise trägt immer der Hauptmann des Herodes den Stern), da tritt dann der Hauptmann aus der Ortschaft mit dem Stern herfür und geht ihm entgegen und die ganze Gesellschaft geht mit. Nun hat der Hauptmann des Ortes das Recht zuerst zu fragen und wenn der fremde Hauptmann ihm nun nicht antworten kann, so dürfen die Fremden nicht spielen, sondern die Einheimischen und die Fremden müssen abziehen“²⁰⁸).“ Und bezeichnenderweise wußte man in Schröers Zeiten auch in Preßburg noch von Aufführungen im Süden, auf dem Heideboden, und der Hauptmann von Oberufer rüstete sich dementsprechend. Schröer sagt davon: „Eine Bäuerin erzählte neulich in Oberufer, daß sie noch vor einigen Jahren eine Gesellschaft Katholischer aus Halbthurn in Nikolsdorf spielen sah. Eine solche Nachricht erregt und belebt wieder für lange Zeit die Oberuferer Spieler und der kampfgerüstete Hauptmann Herodis wünscht, daß sie nur kommen würden“²⁰⁹)!“ Die Nachricht aus Halbthurn muß übrigens richtig gewesen sein, da erst vor wenigen Jahren in diesem Ort vom Burgenländi-

sehen Landesmuseum eine Weihnachtspielhandschrift erworben werden konnte²¹⁰).

Das Problem dieses Wettsingens der Sternsinger ist übrigens für Schröder noch lange interessant geblieben. Als er schon längst in Wien war, hat er einen Aufsatz der Frage der „Meistersinger in Österreich“ gewidmet, 1875, und dabei vor allem das Problem „Die deutschen Weihnachtsspiele in Ungarn und deren Zusammenhang mit dem Meistersang und dem Volkslied“ behandelt²¹¹). Er hatte ja von seinem Jahrgangskollegen Zarncke auch die literaturkritische Bestätigung erhalten, daß hier ein wichtiges Problem vorliege. Der Aufsatz bringt liedmäßige Ergänzungen zu seinen älteren Veröffentlichungen, vor allem aus der Ragendorfer Handschrift, so daß es sich auch hier noch um eine kleine Heideboden-Arbeit handelt.

Wie schon erwähnt, war Schröder aber schon während seiner Heideboden-Aufzeichnungen auch auf das Volksgut im Heanzengebiet aufmerksam gemacht worden. Lehrkräfte der „Evangelischen Lehranstalten“ in Oberschützen hatten die Sammelanregung Schröders aufgenommen vor allem ein Professor G. Friedrich, den Schröder schon als Einsender des Liedes der Oberschützenser Sternsinger in seinem Hauptwerk erwähnt. 1858 spricht er aber von seinem „Freund G. Friedrich, ehemals Professor am Gymnasium zu Oberschützen“, denn besagter Friedrich wollte damals schon nicht mehr in Oberschützen. Schröder hatte ihn, wie er schreibt, „veranlaßt, bzw aufgefordert, der Mundart jener Gegend (des Heanzengebietes) seine Aufmerksamkeit zuzuwenden“, und Friedrich hatte die Arbeit auch „infolge dessen mit Lust aufgenommen“. Er wurde aber an das Gymnasium nach Teschen versetzt. Seine Arbeit wurde daher zwangsläufig plötzlich unterbrochen, er übergab Schröder seine gesammelten Notizen, „soviel ihrer eben sind“. Es waren Mundartaufzeichnungen, die ersten ihrer Art im Heanzengebiet. Auch da wirkten die Anregungen Weinholds nach, der die Mundartforschung sehr nachdrücklich wiederaufgenommen hatte. Im November 1857 war Schröders „Beitrag zu einem Wörterbuch der Deutschen Mundart des Ungarischen Berglandes“ entstanden, der 1858 und 1859 in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie der Wissenschaften erschien²¹²). Die Ferienmonate des Jahres 1858 benützte Schröder, der rasch zugriff, wenn es derartige Arbeiten zu erledigen galt, — er benützte sie, um — mit einer Subvention der Wiener Akademie — die Krickehäuer Orte und die Zips zu bereisen. Er nahm dort Sprachproben auf, in einer Arbeitsmethode, bei der erst Erfahrungen zu sammeln waren. Das Ergebnis der Reise waren seine neuen Veröffentlichungen „Versuch einer Darstellung der deutschen Mundarten des ungrischen Berglandes mit Sprachproben und Erläuterungen“ und „Die Laute der deutschen Mundarten des ungrischen Berglandes“. Beide Arbeiten erschienen wieder in den Wiener Sitzungsberichten, 1864²¹³).

Mitten in diese anstrengenden Aufnahmearbeiten kamen also die Mitteilungen G. Friedrichs über die Heanzenmundart. Es handelte sich um Aufzeichnungen aus den Orten Bernstein, Jabing, Oberschützen, Pinkafeld und Tatzmannsdorf. Schröder tat, was er im Augenblick dafür tun konnte: „Ich teile davon zunächst ein kleines Idiotikon (Mundartwörterbuch) mit, dem ich noch einige Vergleichen verwandter mundartlicher Erscheinungen und dergleichen hinzufüge. So klein die Gabe ist, so ist sie mir schon von dem Gesichtspunkt aus nicht wertlos, daß sie den Forschern in Österreich und Steiermark gleichsam entgegenbaut und den Blick in unser Land herein

nun auch von dieser Seite her eröffnet²¹⁴).“ In unser Land: Man sieht, Schröer denkt noch durchaus vom Ungarn-Standpunkt aus.

Die Wörtersammlung nun ist weder sehr umfangreich noch auch systematisch; sie ist zweifellos weit weniger bedeutend als Schröers eigene Sammlungen aus Oberungarn und aus der Gottschee. Aber es stehen doch manche bezeichnende Ausdrücke drin, die auch als Sachbezeichnungen wichtig bleiben. So „aufstricken“ und verwandte Ausdrücke als „Kunstwörter beim Korbflechten“; „awachl“ als „die Hölzer am Spinnrad, an denen man die Spule dreht“; „bidnan“ für „Dielen legen“; „bock“, wovon es heißt „wenn etwa vier Nüsse in einem Büschel beisammen auf einem Zweige stehen, so nennt man das einen Bock“; „Posch“: „die Bänderschleifen an den langen Stricken und Peitschen, womit die Knaben den Tag vor Pfingsten knallen“; „puffhüttn“: „Hölzerne Tanzhütte, auch Knallhüttn“; „fetzen“: „das Haupttuch der Bäurinnen“; „goas“: der Aufschüttkasten in der Mühle“; „geanmauln“: Gähnen; „greden“: „der schmale, lehmbedeckte Fußsteig an den Häusern hin“; „kasteken“: „Zaunpfosten“; „kitting“: „eine Art oberirdischer Keller“²¹⁵); „lauwit oder lommat“: „Wagenstange, welche den Vorderteil mit dem Hinterteil des Wagens verbindet“; „leischn oder lischn“: „Wagenleiste“; „monpinklerl“: „eine Mehlspeise“; „nuisch“: „Schweinstrog“; „schrادل“: „der Wirbelwind, der dürre Blätter aufwirbelt“; „wagensteßl“: „das Eisen, welches auf die Radachse befestigt wird“; „zwischel“: „der enge spitze Winkel, den zwei Äste bilden“. Es stehen selbstverständlich auch manche unwichtige Aufzeichnungen in der Liste, und manche sind so geschrieben, daß man die wenig kundige Art des ersten Aufzeichners noch merkt. Aber Hinweise auf nachbarliche steirische Ausdrücke sind von Wert, die heanzische Diphthongierung tritt deutlich hervor, und Schröers kundige Vergleichsbelege geben manchen noch heute nützlichen Hinweis. Daß er auch den Heanzennamen selbst in die Liste aufgenommen hat, erweist seine Kenntnis der landschaftlichen Problematik. In wenigen Zeilen wird hier die strittige Frage der Herkunft angeschnitten, die Funktion des Spottnamens angedeutet, und auch die beachtliche Volkszahl des Stammes vor Augen geführt: „Die Anzahl der Heanzen soll sich auf 180.000 Seelen belaufen.“ Man weiß, daß Schröer da sehr gut informiert war.

Mit den Aufzeichnungen Friedrichs, die Schröer der Öffentlichkeit vermittelte, ist das Heanzenland erstmalig in den Interessenbereich der germanistisch-volkskundlichen Forschung eingeführt worden. Gerade noch zur rechten Zeit, vor dem Ausgleich von 1867, vor der beginnenden Magyarisierung, die einem Preßburger Deutschen die Aufzeichnung und Darstellung noch mehr erschwert hätte als das Jahrzehnt der Reaktion nach 1848. Schröer hat vielleicht auf seine anderen Sammlungen und Veröffentlichungen aus deutschen Sprachinseln im alten Ungarn mehr Wert gelegt. Vom Standpunkt des Burgenlandes und der Geschichte seiner Erforschung muß diesen schlichten Aufzeichnungen vor genau hundert Jahren doch auch ein beträchtlicher wissenschaftsgeschichtlicher Wert beigemessen werden. Es war durch sie etwas Neues in diese Forschung hineingetragen worden. Die germanistisch-philologische Fragestellung, ob nun auf die Mundart der Heanzen oder auf die Volksschauspiele der Heidebauern bezogen, distanzierte diese Veröffentlichungen von den essayistischen Darbietungen des Biedermeiers und auch von den historisch-landeskundlichen Überblicken der neuen franzisko-josephinischen Ära. Die aus neuen Quellen schöpfende

Bereicherung trug Züge einer zukünftigen wissenschaftlichen Erschließung in sich, wie sie erst nach mehreren Generationen richtig verstanden werden sollten.

Schröers Lebensweg führte, wie gesagt, gleich zu Beginn der neuen liberalen Ära nach Wien. 1866 wurde er Dozent, 1867 bereits außerordentlicher Professor für deutsche Sprache und Literatur an der Technischen Hochschule in Wien, konnte also ungefähr den gleichen akademischen Weg einschlagen wie seine reichsdeutschen Generationsgenossen. Damit war freilich auch eine weitgehende Abwendung von den alten Forschungsgebieten verbunden. Er begann sich mit der neueren Literaturgeschichte zu beschäftigen, besonders mit Goethe. 1878 gab er mit seinem Vortrag über „Goethe und Marianne Willemer“ die Anregung zur Gründung des Wiener Goethe-Vereines. Er wurde dementsprechend der Redakteur der literarhistorisch sehr wichtigen „Chronik“ des Wiener Goethe-Vereines und förderte maßgeblich die Errichtung des Goethe-Denkmales in Wien. Ähnlich vielseitig wie sein Vater hat er damals die verschiedensten Gebiete der Literatur nebeneinander bestellt.

Die zahlreichen Vorarbeiten seiner Jugend befähigten ihn aber immer wieder, seine alten Themen gelegentlich wiederaufzunehmen, und mitunter auch Dinge auf dem Gebiete der Volkskunde vorzubringen und zu fördern, die vielen rein germanistisch eingestellten Zeitgenossen doch noch ferngelegen waren. So fühlte er sich durch seine Mundartaufzeichnungen auch mit der ganz neu aufkeimenden Bauernhausforschung verbunden, und zwar so stark, daß er beispielsweise die Beschreibung der Bauernhäuser auf der Wiener Weltausstellung von 1873 übernahm. Der offizielle Bericht „Das Bauernhaus mit seiner Einrichtung und seinem Geräthe“ von 1874 stammt von ihm²¹⁶). Es war keine sehr allgemeine Ausstellung, sondern eine von folgenden Einheiten: 1. Das sächsische Bauernhaus aus Michelsberg in Siebenbürgen; 2. Das deutsche Bauernhaus aus Geidel in Ungarn, Neutraer Gespanschaft; 3. Das Szekler Bauernhaus aus Siebenbürgen; 4. Das rumänische Bauernhaus aus Oravicza im Banat; 5. Das Vorarlberger Bauernhaus; 6. Das Elsässer Bauernhaus; 7. Das russische Bauernhaus; 8. Das galizische Bauernhaus; 9. Das kroatische Bauernhaus. Offenbar war Schröer an der Erstellung einiger dieser Häuser sehr beteiligt gewesen; ohne sein Eintreten wäre sonst doch wohl kaum gerade ein karpathendeutsches Haus wie das aus Geidel auf die Weltausstellung gekommen. Schröer benützt die Gelegenheit der Beschreibung dieses Hauses, um nachdrücklich auf das Deutschtum in Ungarn hinzuweisen, diesmal wieder mit Zahlenangaben, wobei er von „300.000 Hienzen an der steirisch-österreichischen Grenze“ spricht, eine wohl etwas zu hoch gegriffene Zahl. Möglicherweise liegt eine Verwechslung mit den Banater Schwaben vor, deren Zahl im gleichen Satz ebenfalls mit 300.000 angegeben wird. Aber jedenfalls tritt Schröer in diesem Kommentar sehr energisch für die ungarländischen Deutschen ein, deren kulturelle Situation er sehr düster schildert. Er hat sich ja gerade in jenen Jahren noch einmal mit der Frage beschäftigt: 1879 erschien sein Aufsatz „Die Deutschen in Österreich-Ungarn und ihre Bedeutung für die Monarchie“²¹⁷).

Mit der genauen Beschreibung des Hauses aus Geidel, die bis zur Familienforschung des daran arbeitenden Zimmermannes reichte, war also Schröer noch einmal zu seinen ungarländisch-deutschen Forschungen zurückgekehrt. Zu den Heidebauern und Heanzeln scheint er nicht mehr gekommen

zu sein. Aber infolge seiner Bauernhausarbeit auf der Weltausstellung trat er in den Kreis der neuen österreichischen Bauernhausforschung in der Anthropologischen Gesellschaft und im Ingenieur- und Architektenverein²¹⁸). Dort vertrat er geradezu die Volkskunde, obwohl man in jenen Siebziger- und Achtzigerjahren kaum schon den Begriff, den Namen des neuen Faches kannte und verwendete. Er hielt dort jedenfalls den Platz, bis die neuen Männer der Bauernhausforschung, Gustav Bancalari, Rudolf Meringer, Anton Dachler kamen. Als Schröer am 15. Dezember 1900 starb, traten sie an seine Stelle, und Bünker und Dachler konnten sein Werk auch für das Bauernhaus des Heanzlandes fortsetzen. Schröers eigene Leistung für unser Gebiet, an der Scheide zwischen Vormärz und Nachmärz geschaffen, hat aber jederzeit seinen eigenen Wert bewahrt.

P. Remigius Sztachovics O. S. B.

Von Sztachovics sprechen, heißt eines der schönsten Kapitel der Geschichte der burgenländischen Volkskunde im Nachmärz aufblättern. Der in weiteren Kreisen so gut wie unbekannt gebliebene Benediktiner, dessen Werke glücklicherweise, bezeichnenderweise in Wien erschienen sind, er ist ja die wichtigste Sammlerpersönlichkeit in den ersten Jahrzehnten nach der Mitte des 19. Jahrhunderts, welche das damalige nördliche Westungarn besessen hat²¹⁹). Auf seinen Sammlungen, und besonders auf seinen Veröffentlichungen beruht der bei weitem größte Teil unserer Kenntnis der älteren deutschen Volksdichtung des Heidebodens. Ein würdiger Zeitgenosse Karl Julius Schröers, aber auch Johannes Ebenspangers, und gleichzeitig mit Bischof Michael Haas zusammen das katholische Gegenstück zu den beiden Protestanten.

Sztachovics wurde am 13. April 1812 in St. Georgen im damaligen Komitat Preßburg geboren, wo sein Vater Lehrer an der dortigen Elementarschule war. Der Name besagt zweifellos, daß die Familie dem heimischen Kroatentum angehörte. Das Gymnasium hat der Lehrersohn zunächst in Preßburg, später in Budapest besucht. Dort wurde er mit achtzehn Jahren, also im Jahre 1830, Novize des Benediktinerordens, wurde 1836 zum Priester geweiht und widmete sich zunächst der Laufbahn eines Professors an den verschiedenen Gymnasien seines Ordens in Ungarn. Er war als solcher in Ödenburg, Tyrnau, Güns und hauptsächlich in Raab tätig, von wo aus er seine Forschungen auf dem heimatlichen Heideboden durchführte. 1865 wurde er, anscheinend in Anerkennung seiner Arbeiten und zur Vollendung dieser, an die ungarische Benediktiner-Erzabtei Martinsberg-Pannonhalma berufen, wo er noch fünfzehn Jahre als Hochschulprofessor und Archivar des Stiftes wirkte. 1880 ist er dort, hochangesehen in seinem Orden, gestorben. Sein reicher handschriftlicher Nachlaß wurde in der herrlichen klassizistischen Bibliothek der Erzabtei verwahrt.

Die Anregung zur Sammlung der Volksdichtung des Heidebodens durch Sztachovics ist zweifellos von den Arbeiten des Preßburger Professors Karl Julius Schröer ausgegangen, dessen „Deutsche Weihnachtsspiele in Ungarn“ (Wien 1862 in zweiter Auflage) die gesamte weitere Sammlung und Forschung auf diesem Gebiet ausgelöst hat²²⁰). Es war, wie so häufig, eine gewisse Opposition, welche zur weiteren Arbeit veranlaßte. Schröer hatte bei seiner ersten Arbeit hauptsächlich Kenntnis von den Volksschauspielen des Dorfes Oberufer bei Preßburg. Nun stellen diese tatsächlich nur den nördlichsten Ausläufer der großen Heideboden-Volksschauspiellandschaft dar. Diese Tatsache hielt zunächst Markus Heinzel in einem kleinen Gegenschriftchen „Deutsche Weihnachtsspiele in Ungarn“, Wien 1865, fest²²¹). Der Titelunterschied der beiden Veröffentlichungen beschränkt sich, wie man sieht, auf einen einzigen Vokal, da Schröer altertümlicherweise „Ungern“, Heinzel dagegen schon „Ungarn“ schrieb. Diese Gegenstimme kam jedoch aus Raab, und sie hat offenbar Sztachovics angeregt, auf Grund bedeutend

besserer Kenntnisse und vermutlich tiefergehender Jugenderinnerungen das Gebiet nunmehr geradezu systematisch zu erfassen. Er brachte von seinen Sammelfahrten Volksschauspielhandschriften aus Apetlon, St. Georgen, St. Johann, Mönchhof, Podersdorf, Tadtten, Zanegg usw. nach Raab, und hätte Schröers Arbeit bei weitem umfangreicher als Heinzel ergänzen können. Merkwürdigerweise ist er jedoch niemals zur Ausführung dieses Vorhabens gelangt. Er hatte nämlich während dieser Sammelarbeit an den Liedhandschriften Gefallen gefunden, und begann nun diese zu bearbeiten. Insbesondere war ihm der Reichtum des Heidebodens an geistlichen Liedern des 16. und 17. Jahrhunderts aufgefallen, wie sie im Zusammenhang mit der Hochzeit noch gesungen wurden. Diese zum guten Teil ursprünglich protestantischen Lieder erschienen ihm so wichtig, so sehr als „das gute ererbte Alte“, daß er sich zu deren Herausgabe entschloß. 1867 erschien in Wien bei Braumüller das bis heute unersetzte Werk „Braut-Sprüche und Braut-Lieder auf dem Heideboden in Ungern“, das den Namen dieses weltvergessenen Landstriches literaturberühmt machte²²²), freilich erst spät und in engen Kreisen, denn viele Jahrzehnte lang war das Buch kaum bekannt. Ein großer Teil der Restauflage blieb in Martinsberg-Pannonhalma liegen, bis in die Dreißigerjahre unseres Jahrhunderts.

Die Ausgabe war den Menschen des Heidebodens selbst zugedacht, wie schon das Motto, einem alten „Braut-Auffödern“ entnommen, zeigt: „Also sind wir auch da, und wollen diesen Brauch nicht abkommen lassen, sondern vielmehr ihn befördern.“ Man mag sich dabei vor Augen halten, daß man gerade 1867, das Jahr des „Ausgleiches“ mit Ungarn schrieb, nach dem die deutsche Überlieferung bald stark beeinträchtigt werden sollte. — Diese pflegerische Tendenz hat Sztachovics übrigens nicht gehindert, sein Werk durchaus wissenschaftlich auszuführen. Er hat bei den einzelnen Liedern nicht nur jeweils angegeben, woher, nämlich aus welchen bäuerlichen Handschriften er sie entnommen hatte, er versah vielmehr die Lieder auch mit genauen literarischen Hinweisen, welche seine fundamentale Kenntnis der Liederbücher des 16. Jahrhunderts beweisen²²³). Er muß sich wohl schon damals auf die Bibliothek von Martinsberg stützen haben können, die unter ihren zweihundertfünfzigtausend Bänden auch die frühe Germanistik-Literatur reichlich besaß.

Diese Brautlieder-Sammlung hat offenbar seine kirchlichen Oberen veranlaßt, ihn auch ein Liederbuch für den praktischen Gebrauch schaffen zu lassen. Es war der damalige Bischof von Raab, Johann Zalka, der spätere Primas von Ungarn, der ihn dazu aufforderte, und der bei seinem Scheiden von der Raaber Diözese dieses Liederbuch gewissermaßen als Erinnerung an sein Wirken dem deutschen Teil seiner Diözesanen hinterlassen wollte. Dieses „Katholische Gebet- und Gesangbuch für Kirche und Haus“ ist in Wien 1878 erschienen²²⁴), und hat wohl die Diözese Raab, kaum aber die Volks- und Kirchenliedforschung in Österreich und Deutschland erreicht. Das ist umso bedauerlicher, als Sztachovics ja auch in diesem stattlichen Band — er umfaßt 608 Seiten mit nicht weniger als 390 Nummern — die Ergebnisse seiner eigenen Sammlung bot; er schreibt im Vorwort ausdrücklich: „Indem als leitender Grundsatz die Erhaltung des bestehenden Gebrauches aufgestellt war, so wurden außer den gebräuchlichen neueren Liedern, allein jene älteren Gesänge aufgenommen, welche den Gläubigen besonders lieb und eigenthümlich, annoch fortleben. — Lieder anderer Diözesen fanden hier

keine Aufnahme.“ Für das ältere geistliche Lied des westungarischen Deutschtums kann man sich also keine bessere Quelle wünschen, und für vergleichende Studien bleibt dieses seltene Buch auch heute noch durchaus unentbehrlich. Auch von ihm blieb übrigens ein Teil der Restauflage in Martinsberg bis in unsere Jahrzehnte liegen, ungekannt und ungenützt.

Zur Herausgabe der Volksschauspielhandschriften ist Sztachovics nicht gekommen. Er hatte sie in der Einleitung seines Hauptwerkes versprochen: „Bald werdet ihr auch Eure alten vollständigen geistlichen Gespiele in den Händen haben, als: das ganze Weihnachtsspiel samt allen Euren Weihnachtliedern, und den Sternengesang mit Frag und Antworten, das letzte Gericht, den reichen Prasser, die vier letzten Dinge, und wann möglich auch das schöne Passions-Spiel.“²²⁵⁾ Aber zur Einlösung dieses Versprechens ist es nie gekommen. Der vielseitig interessierte Gelehrte wandte sich im Verlauf seiner archivarischen Tätigkeit anderen Gebieten zu, zum Teil auch dem damals überhaupt noch nicht erforschten ungarischen Volksschauspielwesen, aus dem er Blasiusspiele veröffentlichte²²⁶⁾. Die Öffentlichkeit der deutschen Wissenschaft aber kannte meist Sztachovics' vorhandene Bücher kaum und wußte daher auch von seinen Plänen gar nichts, sie hat ihn auch nicht gemahnt, sein Versprechen einzulösen. Die Handschriften blieben in Martinsberg liegen²²⁷⁾.

Sztachovics hat sich offenbar in seinen letzten Lebensjahrzehnten ganz verschiedenen anderen Gebieten widmen müssen. Auch von den Früchten dieser seiner ordensgeschichtlichen Arbeit sind gewiß so manche auch für uns noch interessant. Besonders hingewiesen sei auf seine Studie über Geburtsort und Kult des hl. Martin, also des Patronen nicht nur von Martinsberg, sondern in gewissem Sinn des ganzen Katholizismus in Westungarn, und heute vor allem Patron des Burgenlandes. 1880 ist diese Studie „De sancti Martini loco natali et cultu“ erschienen²²⁸⁾.

Die Schätze des Nachlasses dieses bedeutenden Forschers im Benediktinergewand, die für die Volkskunde des Heidebodens besonders in Frage kommen, sind bisher nur zum Teil ausgeschöpft worden. Begreiflicherweise haben sich besonders jüngere Benediktiner von Martinsberg darum angenommen. Eine gute Übersicht über Schaffen und Nachlaß des fleißigen Gelehrten gewährt die Studie von Geza Kurzweil „P. Remigius Sztachovics und die Anfänge der deutsch-ungarischen Volkskundeforschung“ von 1931²²⁹⁾. Und Kurzweils Schüler Severin Kögl, gleichfalls Benediktiner, hat mit Recht sein Buch „Deutsche Volksliedersammlungen vom Heideboden“, das 1941 in Budapest in ungarischer Sprache erschienen ist²³⁰⁾, dem Andenken seines großen Vorgängers Remigius Sztachovics gewidmet. Bei Kögl ist erfreulicherweise der Handschriftenschatz Sztachovics' nicht nur aufgegliedert, sondern in Proben auch bekanntgemacht. Sogar einige der schönen Buchmalereien aus den Liederhandschriften sind dort abgebildet. Freilich fehlt es noch an Farbwiedergaben dieser köstlichen bäuerlichen Malereien. Diese, leider auch nicht sehr bekanntgewordenen Arbeiten der jüngeren Germanistik, wie sie Kurzweil und Kögl geleistet haben, ermöglichen es jedenfalls der neueren Forschung, insbesondere der burgenländischen Volksliedforschung, auch ihrerseits an dem großen Werk des bescheidenen Benediktiners weiterzuarbeiten, und in seinem Geist die alte Volkskultur des schönen, stillen Heidebodens weiter zu bearbeiten²³¹⁾.

Johannes Nordmann

Das österreichische Biedermeier endet geistig nicht mit dem Jahr 1848. Dieses Jahr der Revolution beschließt nur den Vormärz, an den sich in den ersten zwanzig Regierungsjahren Kaiser Franz Josephs I. der „Nachmärz“ anschloß, dem erst der Krieg von 1866 und der „Ausgleich“ mit Ungarn 1867 ein so vollständiges Ende bereiteten, daß dieses Doppeljahr gleichzeitig auch den Finale-Doppelstrich hinter dem letzten Biedermeier bedeutete. Die Zusammengehörigkeit dieser beiden Zeitabschnitte des Biedermeier kommt auch darin zum Ausdruck daß die gleichen Persönlichkeiten sie erfüllten: Wer um 1830—1848 jung war, der stand im Nachmärz in seines Lebens Reifezeit, und wenn ihm die ganze Strecke hindurch zu wirken vergönnt war, dann zeigt es sich heute noch, wie diese Zeitspanne, samt ihrer Zäsur durch das Sturmjahr 1848, sein Werk mitgeformt hat. Das ist bei den Literaten der Zeit am deutlichsten spürbar. Die Stürmer und Dränger, die Liberalen und Jungdeutschen des Vormärz sind fast alle bedeutende Schriftsteller auch im Nachmärz gewesen. Nur gehörte ihre Jugend der Lyrik, die oft im politischen Lied des Revolutionsjahres gipfelte, und ihre Reifezeit der Prosa, sehr häufig nicht der dichterischen, sondern der journalistischen. Alfred Meißner und Moritz Hartmann sind berühmte Beispiele dafür ²³²).

Ein heute Vergessener, der für seine Zeit und diese Art und Gliederung des Lebens aber sehr bezeichnend war, ist der Niederösterreicher Johannes Nordmann, in Wahrheit Rumpelmaier genannt ²³³). Er wurde 1820 in Landesdorf bei Krems geboren, arbeitete sich aus kleinen Verhältnissen empor, und war Dichter und Schriftsteller der liberalen Richtung des Vormärz, wie so viele andere. Für den gewissermaßen obligaten Radikalismus seiner politischen Lyrik war im vormärzlichen Österreich kein Platz, seine Sammlung „Gedichte“ mußte daher 1847 in Leipzig erscheinen. An der Mai- und Oktober-Revolution des folgenden Jahres nahm er in Wien aktiven Anteil. Danach wurde er einer der typischen Journalisten der nachmärzlichen Periode. Die Lyrik verklang mit der Jugend, die Freude an der leicht sarkastischen Diktion, die für seine Generation so typisch war, blieb ihm auch in die Feuilletons seiner Mannesjahre hinein. Diese Skizzen erschienen zunächst im „Wanderer“, späterhin in der „Neuen Freien Presse“, deren Redaktion er seit 1869 angehörte. Seine Feuilletons im „Wanderer“ wurden ihrer Erlebnisfrische wegen geschätzt, besonders jene Serie, die er unter dem Titel „Meine Sonntage“ 1868 als eigenes Buch zusammenfaßte. Noch viele Jahre später, nämlich 1880, konnte eine zweite Auflage dieser Skizzen unter dem gleichen Titel, mit der zusammenfassenden Erklärung „Wanderbuch aus den Bergen des österreichischen Hochlandes“ erscheinen ²³⁴). 1887 ist Johannes Rumpelmaier, der sich Nordmann nannte, gestorben.

In dem Sonntagsbüchlein mit jenem Untertitel, und dem Motto „Ich komme vom Gebirge her!“ sucht man selbstverständlich nicht nach einem Feuilleton über das Burgenland. Da das Buch jedoch die zu verschiedenen Zeiten entstandenen Skizzen geographisch so anordnet, daß der Wanderer

von Wien ausgeht, und daher dessen nähere Umgebung mitberücksichtigt, findet man doch als viertes Feuilleton die im allgemeinen ganz unbeachtete Kleinigkeit „Am Neusiedlersee“, die am 19. Juni 1864 entstanden ist²³⁵⁾.

Nordmann war ein Kind seiner Zeit, nicht etwa mehr ein Mann der empfindsamen Romantik. Er war daher auch bereits ein Eisenbahnreisender, und von Postkutschenerinnerungen ist bei ihm nichts mehr zu finden. Aber die Freude am Wandern selbst, an der „Fußreise“, wie das Biedermeier sagte, hat er sich erhalten, und mit den Anfängen der neueren Touristik verbunden. Er ist daher auch bis an die burgenländische Grenze mit der Bahn gefahren — „es drängt mich nach dem Osten“, bis eine Station vor Bruck. Von Wilfleinsdorf ging er dann zu Fuß weiter, über die Leitha-Brücke, nach Kaisersteinbruch, und über das Leithagebirge. Seine Gedanken sind zunächst durchaus nicht die eines Wanderers aus der beschaulichen Zeit eines Krickel oder eines Scheiger. Die politische Spannung zwischen den damals so eng vereinigten Ländern diesseits und jenseits der Leitha führt ihm auf „ungarischem Boden“ zunächst nur Gedanken des Tages zu: „Einen frommen Wunsch hatte ich auf dem lauschigen Waldpfade, der mich unter freudigem Vogelsang über diesen Gebirgskamm führte, daß die österreichischen Staatsmänner eben so frei und wohlgemuth und mit den nachgiebigsten und versöhnlichsten Gefühlen und Gedanken, wie ich sie auf meiner Fußwanderung in Kopf und Herzen erwog, über diese Scheidewand zweier Länder und Volksstämme hinwegkämen, daß jenes stereotype Schlagwort: ‚diesseits und jenseits der Leitha‘ nicht fürderhin so bedrohlich klänge, gleich dem mittelalterlichen Schlagwort: ‚Hie Wolf, hie Waiblingen!‘“ Die Wanderung zur Höhe bringt den nachdenklichen Zeitbetrachter jedoch allmählich doch auch zur Einführung in die Landschaft. „Der Wald lichtet sich mählich, ich hatte sein Ende erreicht, und stand auf dem Höhenpunkte des jenseitig scharf abfallenden Bergrückens. Zu meiner Linken lagen wieder offene Steinbrüche und waren deutlich erkennbar die schon zum Bauen zugerichteten Quadern. Vor mir lag es weithin und bis zum Horizonte wie schwerer, graugelber Nebel auf dem Tieflande, träg und unbeweglich.“ Es war, in den Farben seiner Zeit gesehen, der Neusiedlersee. Man denkt unwillkürlich an die gebrochenen Farbtöne eines Rudolf Ribarz²³⁶⁾, wenn man die auf stumpfe und trübe Eindrücke und deren Wiedergabe eingestellte Schilderung liest: „Eine ungeheure, für das schärfste Auge nicht übersehbare Wassermasse, von der man nicht weiß, wo sie anfängt und aufhört, trüber und schmutziger Färbung: das ist der Neusiedlersee. Wer einen Vergleich zwischen ihm und den Gebirgseen anstellen wollte, der ginge jedenfalls von einer falschen Voraussetzung aus und hätte vergessen, daß die Binnenseen in den seltensten Fällen schön und reizend sind.“ Und nach einem Vergleich mit den oberitalienischen Seen, der ebenso unberechtigt wie fehl am Platze ist, entschließt sich der Feuilletonist zu dem Verdammungsurteil: „An den Neusiedlersee ging ich wahrlich nicht mit einer vorgefaßten guten Meinung, doch fand ich ihn, wie wenig ich auch von ihm erwartete, über alle Maßen häßlich.“²³⁷⁾

Und nun versucht Nordmann die Eigenart des Sees, besonders den Schilfbestand der Ufer, näher kennenzulernen, vergegenwärtigt sich die Bezeugung des Sees in der Geschichte, und findet allmählich, trotz aller gelegentlichen Sarkasmen, die den liberalen Spötter kennzeichnen, zur Bedeutung des Sees für die Anwohner seiner Ufer. Besonders um das Fischen und Jagen hat er sich einigermaßen gekümmert und schließlich die Rohrgewinnung

nicht übersehen. „Die Jagd auf das Federwild, das trotz des Fischmangels dort noch immer in massenhaften Schwärmen einfällt, muß für jene Kalamität schadlos halten, und überdies sitzen ja die Seebewohner im hohen Rohre und können zwar nicht, wie das Sprichwort sagt, fröhlich Pfeifen schneiden, doch das Materiale zu Dachungen und Stukkaturarbeiten liefern. Schließlich ist der Wein, der im weiten Umkreise des Sees und stellenweise von vorzüglicher Güte gebaut wird, der Sorgenbrecher und muß sie für so manches Ungemach, das sie heimsucht, nach Möglichkeit trösten.“

Mit solchen Erwägungen hat sich der Journalist Nordmann schließlich auch an die Leute vom See gewendet, und sich im Wirtshaus von Winden — „einer ziemlich großen Ortschaft, überragt vom Kirchthurme und von den langweilig sich schwingenden Flügeln einer Windmühle“ — mit ihnen unterhalten. Er traf dabei eine für die Landschaft ganz charakteristische Gesellschaft: „Die Gäste der geräumigen Schankstube waren außer mir, wie sie der Zufall bunt zusammenwürfelt, Fuhrleute, Bilderkrämer, Sautreiber, Slowaken mit dem Handelsartikel von primitiven Taschenmessern, selbstverständlich auch einige Bewohner des Dorfes, die sich dort mit einem Mittagstrunke stärkten. An Letztere richtete ich meine Fragen über den See; was ich an Auskünften einsammelte, war spärlich.“ Es war lebendes Biedermeier, und zwar noch von vormärzlichem Zuschnitt, was Nordmann in der Windener Wirtshausstube antraf: Fuhrleute, Bilderkrämer, Sautreiber, Slowaken, die Taschenmesser verkauften, kurz also jene Volksfiguren, wie sie das eisenbahnlose Zeitalter allenthalben gekannt hatte, und wie sie nun rasch verdrängt wurden²³⁸). Am damals noch weltabgelegenen Neusiedlersee gehörten sie zum dörflichen Alltag, und der Wiener Feuilletonist wußte es nur nicht, daß er mit ihnen Gestalten aus der eigenen Jugendzeit gesehen hatte. Er spürte nur die Beschwerden der Heimreise, denn diese war keine Fußwanderung mehr, sondern eine rüttelnde Wagenfahrt auf einem Leiterwagen, „auf dem ich von zwei flinken Pferden gezogen, doch arg durchschüttelt nach Bruck fuhr.“

Damit endet die Schilderung einer nachmärzlichen Fahrt in das Burgenland, wie sie für die Zeit um den „Ausgleich“ charakteristisch erscheint. Das Jahr 1867 brachte das Ende dieser Epoche, und auch der ihr eigenen Betrachtungsweise. In der gleichen Wendezeit bahnte sich aber auch schon eine neue Schau der Landschaft und ihrer Menschen an: 1862 war bereits der bahnbrechende Artikel „Die Heanzen“ von M. A. Becker erschienen, der durch seine volkskundliche Einstellung dem „Ausgleich“ zuvorkam und, obgleich er ihn für das Burgenland nicht wirkungslos machen konnte, ihn schließlich doch überlebte. Davon hat der altgewordene Jungdeutsche Nordmann 1864 noch nichts gewußt. Er war eben, ohne es zu ahnen, doch noch ein Mensch des Biedermeier geblieben, freilich von einer anderen Spielart als seine Vorgänger²³⁹).

Moritz A. Ritter von Becker

Im Zeitalter der Burgenland-Landeskunde und der im Entstehen begriffenen Landestopographie des Burgenlandes geziemt es sich, des Mannes zu gedenken, der vor ungefähr hundert Jahren die gleichen Werke für Niederösterreich in die Wege leitete und daneben noch Zeit und offenen Sinn genug dafür aufbrachte, solche Werke auch für das Burgenland vor auszuplanen, obgleich es nicht einmal das Land noch gab. Es gab nur, und das war und blieb ja die Hauptsache, die Bewohner. Diese deutschsprachigen Menschen im damaligen Westungarn, die man seit Schröer und Becker als „Heanzen“ zusammenzufassen begann. Was Schröer von der Sprache und von der Volksliteratur her einleitete²⁴⁰), das begann Becker von der Landeskunde im Sinn einer Landes- und Volkskunde spätbiedermeierlicher Art zu erfassen. Der Artikel „Die Heanzen“ von Becker, 1862 zuerst veröffentlicht, ist ein Markstein in der Geschichte des Burgenlandes.

Wer aber war dieser Ritter von Becker, der damals neben Niederösterreich auch noch das Burgenland entdeckte? Der adelige Name täuscht; Becker ist erst spät und persönlich geadelt worden, er war schlichter Herkunft, hat sich aber hinaufgearbeitet wie wenige Männer seiner Herkunft und seines Standes²⁴¹). Es war ihm gewiß nicht an der Wiege vorhergesagt worden, daß auf seiner Parte im Jahr 1887 stehen würde: „M. A. Ritter von Becker, k. k. Hofrath und Direktor der k. k. Familien-Fideicommiss-Bibliothek, Comthur des kaiserl. österr. Franz Josef-Ordens, Ritter des österr. kaiserl. Ordens der eisernen Krone III. Classe, Comthur des königl. bairischen Verdienst-Ordens vom heil. Michael, Commandeur des königl. italienischen Mauritius- und Lazarus-Ordens und des königl. rumän. Ordens „Stern von Rumänien“, Ehrenbürger von Reindorf, Groß-Pechlarn und Schönberg etc. etc., Vice-Präsident des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich²⁴²).“ Von all den vielen Titeln und Würden haftet fast nur der letzte im Gedächtnis, wenn man weiß, was er bedeutet: Becker war nicht nur Vizepräsident, er war der eigentliche Gründer dieses Vereines für Landeskunde von Niederösterreich, der unter seiner Leitung die tragende Säule der gesamten topographischen Landeskunde in Österreich werden sollte, eine Schöpfung des bürgerlichsten Zeitalters, das Österreich jemals erlebt hat. Der bedeutende Mitschöpfer an diesem Zeitalter, der Vereinsgründer Becker, war nicht nur ein Kind dieser seiner Zeit, er war ein bezeichnender Vertreter dieser Epoche, und zwar in durchaus positivem Sinn.

Becker wurde am 21. Mai 1812 in Mährisch-Altstadt geboren, als Sohn eines fürstlich Liechtensteinschen Wirtschaftsbereiters. In Mähren besuchte er die Volksschule, in Troppau das Gymnasium, und studierte 1828 bis 1832 an der Wiener Universität Philosophie und Pädagogik. Die Erziehungswissenschaft ebnete ihm seinen Lebensweg. Er wirkte zunächst als Erzieher in verschiedenen Häusern in Wien, dann trat die Herkunft in Geltung: 1840 wurde er Hauslehrer beim regierenden Fürsten Liechtenstein. In diesen Jahrzehnten hat Beckers Lebensweg eine beachtliche Ähnlichkeit mit dem

Adalbert Stifters, der, nur sieben Jahre älter, ebenfalls nach dem Studium in Wien Hauslehrer in hochadeligen Familien wird. Und bemerkenswerterweise gleichen sich die beiden Lebensläufe auch noch auf der nächsten Stufe. Nach Überwindung des Jahres 1848 wird Stifter in Oberösterreich mit der Inspektion der Volksschulen betraut, 1855 erhält er in dieser Stellung den Titel eines Schulrates. Der jüngere gleichgesinnte Becker schlägt dieselbe Laufbahn ein, wird aber schon 1850 als Schulrat von Niederösterreich berufen. Als solcher wirkte er wie Stifter insbesondere bei der Neuorganisation des Volksschulunterrichtes und verfaßte mehrere entsprechende Lehrbücher. Dann aber trägt ihn sein Geschick in höhere pädagogische Bahnen. Er wird 1864 zum Lehrer der kaiserlichen Kinder, also des Erzherzogs Rudolf, des Kronprinzen, und seiner Schwester, der Erzherzogin Gisela ernannt. Nach dem Aufhören dieses Lehrverhältnisses im kaiserlichen Haus bleibt er doch im Bannkreis der Hofburg: 1869 wird er zum Direktor der k. k. Familien-Fideikommiß-Bibliothek ernannt. Seiner Verdienste um die kaiserliche Familie wegen wird er 1868 in den Ritterstand erhoben. Er ist also gesellschaftlich aufgestiegen und beruflich zu einer Tätigkeit gelangt, die seinen Fähigkeiten angemessen war.

Amt und Würden waren ihm nicht in den Schoß gefallen. Becker führte die „Landeskunde“ aus dem Biedermeier in die Restaurationszeit hinüber. Der Name „Landeskunde“ war im Vormärz schon vorhanden, 1845 erschien beispielsweise ein „Oberösterreichisches Jahrbuch für Literatur und Landeskunde“, an dem auch Stifter mitarbeitete²⁴³). Aber Becker setzte im Nachmärz erst die wissenschaftliche Geltung dieser „Landeskunde“ gegenüber der älteren „Topographie und Statistik“ durch. Sein erstes Hauptwerk, das „Reisehandbuch für Besucher des Ötzer“ hat Becker laut Untertitel „mit mehreren Freunden der Landeskunde“ gemeinsam herausgegeben, 1859²⁴⁴). Und 1864 konstituierte sich schließlich der „Verein für Landeskunde von Niederösterreich“ als gesellschaftliche Schöpfung Beckers. Ein Hauptziel Beckers und des Vereines blieb freilich die „Topographie“, gewissermaßen als Ergebnis der Landeskunde, als lexikalisch greifbares Ergebnis²⁴⁵). Becker hat seit 1879 diese groß angelegte „Topographie von Niederösterreich“ herausgegeben, die freilich weder er noch irgendein Nachfolger vollenden konnte. Bis heute ist sie über den Artikel „St. Peter in der Au“ nicht hinausgediehen.

Zwischen Ötzer-Werk und Vereinsgründung hat sich Becker neben vielen anderen Dingen nun auch mit der östlichen Nachbarschaft Niederösterreichs beschäftigt und mit kräftigem Zugriff den Entwurf einer nachmärzlichen Landes- und Volkskunde des Heanzengebietes geschaffen. 1862 schrieb er die Skizze nieder, 1863 erschien sie erstmalig als Zeitschriftenartikel, und 1880 hat sie der Unermüdliche noch in seine Sammlung „Verstreute Blätter“ aufgenommen²⁴⁶). Da war freilich die Zeit eine ganz andere geworden. Während 1862 noch der gleichberechtigt freie Verkehr zwischen den beiden Reichshälften herrschte, hatte nun der „Ausgleich“ von 1867 das Heanzenland von Österreich stärker abzuschließen und nach Ungarn hinzuwenden begonnen. Wir wissen es aus der Selbstbiographie Gottlieb Haberlands²⁴⁷), wie nunmehr die Magyarisierung durch Schule und Behörde einzusetzen begann. Becker hat das Heanzenland noch im Sinn des Spätbiedermeiers gesehen, freilich aber mit den scharfen Augen der neuen Landeskunde.

Becker hat seine Skizze methodisch wie seine Arbeit über das Ötschergebiet aufgebaut. Es ist eine historisch vertiefte Darstellung von „Land und Leuten“, um den Ausdruck Wilhelm Heinrich Riehls zu gebrauchen. Zunächst wird der Landstrich in geographischer Hinsicht kurz geschildert, mit statistischen Angaben, nicht ohne Hinweis auf die protestantische Zuwanderung in der Gegenreformation. Es folgen Überlegungen über die historische Besiedlung Westungarns durch das mittelalterliche Deutschtum, wobei der zurückhaltende Becker doch schreiben muß: „Man darf sich nicht wundern, wenn damit Historikern, nicht nur den ungarischen, ein offenes Feld für Mutmaßungen und Hypothesen gegeben war. Es müßte einer Spezialdarstellung überlassen bleiben, die verschiedenen Ansichten darüber mit kritischer Schärfe zu prüfen.“ Wenn Becker im folgenden eigene Züge der Heanzen herauszuarbeiten versucht, so bedient er sich dabei einer dialektischen Methode, nämlich der Gegenüberstellung der jeweiligen Heanzen-Eigenarten und der entsprechenden „österreichischen“ Gegenstücke, wofür dem trefflichen Kenner zumal Niederösterreichs für alle Lebensgebiete Beispiele zu Gebote stehen. Das beginnt bei der Mundart, ohne daß Becker eigentliche Kenntnisse der Mundartforschung schon hätte anwenden können, setzt sich beim Bauernhaus fort, obwohl man zu Beckers Zeit noch von keiner Hausforschung sprechen kann, und wie es sich auf den verschiedensten anderen Gebieten eben ergibt, die späterhin der Volkskunde zugerechnet werden. Für uns ist diese Konfrontierung heute mehr geistesgeschichtlich als sachlich interessant, wir hätten einfachere Beschreibungen mit genaueren Sachdarlegungen lieber. Aber man muß sich eben den geistvoll pointierten Sätzen des genannten Schriftstellers entnehmen, was sachlich von Wichtigkeit bleibt. So schreibt Becker von den Möbeln im Bauernhaus: „Die innere Hauseinrichtung des Österreicher hat besonders in neuerer Zeit polierte Schreine, Tische, Kästen, Stühle, Sessel. Nicht so beim Heanzen, wo die ‚G’wand-Truhe‘ auf Pflöcken oder einer Unterlage von Brettern mit dem viereckigen Schubtisch und der Schublade, die Ofenbank und ‚das Ofenwinkel‘ unvermeidlich sind; unter dem ‚Durchzuh‘ werden ‚Stangeln‘ angebracht, um Csismen und Feierkleider daran zu hängen.“ Ob Becker mit der „Gewandtruhe auf Pflöcken“ Pfostentrühen gemeint haben mag, wie sie mit den in Zimmermannstechnik gefügten Seitenwänden und dem Satteldach als besonders altartig anmutende Erbstücke vor allem im altungarischen Raum so geläufig sind²⁴⁸)? Nach den Möbeln schildert Becker kurz die Speisen, das Brot, den Trunk. Feldbau und Viehzucht erwähnt er kurz, wobei ihm die „Ackergerätschaften“ bei Heanzen und Österreichern ziemlich gleich vorkommen. Wesentlich bleibt der Tenor, daß in Westungarn eigentlich schlecht gewirtschaftet wird: „Auch die politische Administration ist Schuld an dem niedern Erfolg der heanzischen Wirtschaft. Eigentumsstörungen werden in Österreich empfindlich und ohne Verzug gestraft, hier kümmert sich niemand darum; und während der Heanze wegen des Zehents von Überländgründen noch immer warten muß, bis es der gestrengen Herrschaft gefällt, denselben anzunehmen, war der Österreicher auch vormärzlich bei der Fehung des seinigen unbelästigt, er konnte sein Getreide mit Zurücklassung der Zehentgarben einheimsen.“ Hier spürt man den Entwicklungsruck, den 1848 für Österreich bedeutet hat, den die Zeitgenossen sehr wohl empfanden, und durch den sie sich dem vormärzlich gebliebenen Ungarn gegenüber nun entschieden im Vorteil sahen. Der wissenschaftlich eingestellte Skizzenschreiber wird hier rasch zum politischen Kritiker. Der

liberale Lehrer des Kronprinzen hält mit seiner Meinung, die die allgemeine Meinung in Österreich gegenüber dem Feudalsystem in Ungarn ist, nicht hinterm Berg: „Denken wir uns diesem gegenüber den Zustand untertäniger Wirtschaften, wo der Grundherr als Comitatsregent Verklagter und Richter in einer Person war.“ Aber Becker weiß auch, daß die Heanzendörfer sich den rein ungarischen Gemeinden gegenüber doch im Vorteil befanden. „Viele Gemeinden befreiten sich durch Übereinkommen mit dem Grundherrn schon vor 1848 von den Frondiensten, und das sogenannte Neunteil war nur in wenig heanzischen Orten Verpflichtung. Der Heanz gab die zehnte Garbe, nicht die fünfte, wie der Magyar in der untern Gegend, und nur von der schweren Frucht, von Weizen, Roggen, Hafer, Gerste, nicht von Kraut, Rüben, Erdäpfeln, Flachs, Hanf, Obst, was von magyarischen Bewohnern Ungarns auch gefordert wurde.“ Becker geht nicht auf die Frage ein, inwieweit es sich hier um Nachwirkungen alter Rechte aus der Besiedlungszeit handelte, es bleibt diesbezüglich bei einer Gegenwartskunde: „Auch von Seite des Komitats wurden die Heanzen im Vergleich zu anderen unadeligen Bewohnern Ungarns besser gehalten, weil unter ihnen keine ‚spectabiles‘ waren — wie man den mittleren Adel und die Komitatsbeamten zu bezeichnen pflegte.“

Auch in diesen Abschnitten bleiben die beschreibenden Bemerkungen zu Tracht und Brauch die wichtigeren. Becker verweilt wenigstens einige Sätze lang bei der Männertracht, mit Betonung der Lieblingsfarbe Blau. Dabei geht Becker auch auf die Heidebauern ein, die er zu den Heanzen rechnet, und schreibt von ihrer Weltläufigkeit als Fuhrleute. Er muß seinen Bemerkungen nach wohl auch mit einem „Hadbauerwagen“ über die Parn-dorfer Heide gefahren sein. Im Anschluß daran wird schon das Wanderarbeiterproblem des Burgenlandes berührt: „Während der Hadbauer seinen Erwerb im Handel und folglich auf der Straße sucht und dadurch seinen Wohlstand gründet, verdingt sich ihm der eigentliche Heanz als Arbeiter beim Einheimsen der Feldfrüchte. Zur Schnittzeit gehen hunderte aus dem Gebirg in die Niederung als Mäher und Drescher.“ Neben den reinen Ackerbauern sind Becker auch die Kohlbrenner in den Wäldern und die Weinbauern aufgefallen.

In besonderem Ausmaß hat ihn aber das Haushandwerk gefesselt ²⁴⁰). Becker findet „der Heanze hat einen historischen Trieb zum Handwerk“. Da gehört also nochmals die Betonung der Wanderlust her: „Auch hier begegnen wir einer dem Zillertaler und Gottscheer Deutschen eigentümlichen Wanderlust gegenüber der Unbeweglichkeit, die westlich dem Österreich und Steirer, östlich dem Magyaren eigen ist.“ Und nun zählt Becker kenntnisreich auf: Maurer aus Landsee, Zimmerleute aus Unterrabnitz, Roßhändler aus Großpetersdorf. Vom Lederhandel der südlichen Orte ist die Rede, von den Faßbindern, die bis nach Slavonien und in die Militärgrenze gehen, aber auch „in Preßburg, Pest und Wien auf dem Markt liegen“. Und dann Spezialgewerbe wie Haarsiebmacher, Hackenschmiede und Drechsler: „In Pinkafeld allein sitzen 45 Meister mit ihren Gesellen, die das Roßhaar zu Siebböden und zu Halsbinden für die Armee verarbeiten.“ „Die Hackenschmiede zu Pinkafeld, Sinnersdorf, Riedlingsdorf, Oberreit und Luipersdorf schmiedeten aus steirischem Eisen Äxte, Hauen, Glockenschwengel.“ „Die Drechsler versorgen Ungarn jenseits der Donau vornehmlich mit ‚Spinnradln‘.“ Im Zeitalter der Volkskunde-Atlanten kann

man diesen Nachrichten aus dem topographisch-statistischen Zeitalter nur dankbar sein. Was wir heute auf Karten festhalten, das war damals noch als Bewegungselement bekannt, die Frage nach der Herkunft, ja der Verbringung von volksmäßigen Kulturgütern wurde noch nicht starr statisch beantwortet, sondern dynamisch verstanden.

Unter diesen Umständen schließt Becker auch ganz selbstverständlich bei den Frühformen der Volkskunde, den Kaufrufen und Typenbeschreibungen an, und zählt die heanzischen Wanderhändler in der Großstadt Wien auf, — „die uns Wienern nur darum wenig bekannt sind, weil wir im Getriebe der Großstadt gewöhnlich das nächste unbeachtet lassen.“ Und der Großstädter Becker beschreibt die „Wiesener Obstweiber“, die „Hühnerkrämer“, die „Weinführer“, die „Vogelhändler“ und verschiedene Hausierer und Buttenträger, wie die in jenen Jahrzehnten einsetzende Volkstypenschilderung sie gern charakterisierte. Man kennt die trefflichen „Tiroler Volkstypen“, die Ludwig von Hörmann in den gleichen Jahren beschrieben hat; seine Feuilletons erschienen 1877 in Buchform²⁵⁰). Die „Heanzischen Volkstypen“ von Becker sind zu Unrecht längst vergessen. Dabei enthalten sie wichtige Angaben, die zum Teil auch von der modernen burgenländischen Volkskunde noch nicht ausgewertet wurden. So hat man sich noch gar nicht mit der Kultur der burgenländischen Edelkastanie beschäftigt, was ihre Verwendung, ihre Geräte, vielleicht das mit ihnen verbundene Glauben und Meinen betrifft, ist noch nicht festgehalten worden. Dabei war die Kastanie schon zu Beckers Zeiten ein wichtiger burgenländischer Ausfuhrartikel; er schreibt sicher auf Grund guter Quellen, daß die „heanzischen edlen Kastanien auf dem Wiener Markt gewiß vier Fünftel der sogenannten echten Maroni ausmachen“. Von manchen Dingen, etwa dem heanzischen Vogelfang, weiß man ja überhaupt nichts mehr. Daß „unter den lebendigen Singvögeln vor kurzem noch die Nachtigall aus der Raab-Au und den Donaübüschchen ein Hauptartikel heanzischen Erwerbes“ war, findet sich vor Becker nirgends erwähnt, er muß da eigene gute Gewährleute dafür gehabt haben. Man merkt es ja auch an der Aufnahme von einigen Redensarten und Anekdoten, daß er seine Kenntnisse weitgehend mündlichen Quellen verdankt haben muß.

Becker wollte in der Skizze zunächst einmal geben, was augenblicklich zu geben war; er sah offenbar, daß das Thema lohnend war. Eine „eingehende Darstellung“ hat er sich vorbehalten. Es ist leider nie dazu gekommen, und man muß wohl annehmen, daß der Ausgleich von 1867 ihm die Lust, vielleicht auch die Möglichkeit dazu genommen haben mag. Schließlich schrieb er doch schon am Ende seiner Skizze von 1862, daß die Heanzen insbesondere „wegen der Zähigkeit, womit sie allezeit und unter den widrigsten Einflüssen an ihrer Nationalität festhielten“ bemerkenswert wären. Das hätte man aber nach dem Ausgleich in Ungarn nicht mehr gern gehört, und der Vertraute der kaiserlichen Familie hätte wohl ein derart schwerwiegendes Problem nicht so leichten Herzens wie vordem ausbreiten können. Schließlich neigte sich die Kaiserin, deren Kinder Becker zu erziehen hatte, immer deutlicher den Magyaren zu, der Ausgleich von 1867 ist nicht zuletzt ihrer persönlichen Sympathie für Ungarn zuzuschreiben. Da mußte man wohl ein derartiges Thema liegenlassen.

Man sieht aber immerhin, daß Becker die Probleme des Landes erkannt hatte, und daß er auch schon beträchtlich viel Stoff für eine weitere Kenntnis

und Erkenntnis parat hatte. Die Durchdringung des Stoffes in seiner Art wäre ihm zweifellos auch weiterhin gegeben gewesen. Die Skizze bezeugt ja deutlich, was seine Freunde an ihm rühmten: Das leichte Sicheinarbeiten in ein ganzes, eventuell ihm neues Gebiet. Franz Schnürer schrieb davon nach Beckers Tod die bemerkenswerten Worte: „Daraus — nämlich aus Beckers Pflichtgefühl und seiner Genauigkeit dem Detail gegenüber — daraus erklärt sich auch die Art, wie Becker arbeitete: von innen nach außen. Zuerst mußte ihm das Wesen der Sache, ihr innerster Kern, klar sein — daraus gestalteten sich dann von selbst alle die Zugehörigkeiten, an denen kleinere Geister so leicht kleben bleiben, wenn sie von außen her nach innen dringen. Es war für diejenigen, die näher mit ihm verkehrten, oft überraschend, mit welcher Klarheit er in einer Angelegenheit, die ihn zum erstenmal im Leben beschäftigte, auf den Grund sah — es schien, als öffneten sich vor seinen Augen die Hüllen, welche das Wesen umgaben, und dieses selbst trete, alles Nebensächlichen entkleidet, vor seinen Blick.“²⁵¹) Das Neue an Beckers Heanzen-schilderung wird also wenigstens zum Teil aus seiner Persönlichkeit verständlich. Er verstand es, die verschiedensten Züge, schon von jeher beobachtete und neu von ihm erkannte, zu einem neuen Bild zu vereinen. Die Grundlage ist die biedermeierliche Entdeckungsfreude, die in der eigenen Heimat entweder künstlerisch oder wissenschaftlich wirksam ist. Die vor-märzlich-nachmärzliche Persönlichkeit Beckers, eines Idealisten großstädtisch-bürgerlicher Prägung in einer sich rasch liberalisierenden Zeit schuf daraus aber eine neue Erkenntnis. Sie ist durch Anton Herrmann und die anderen Nachfolger auf dem Gebiete der westungarischen Volkskunde rasch zur gültigen Form der Heanzenkunde geworden, die erst wieder in der Zeit von Dachler und Bünker durch wesentlich gewandelte Anschauungsmöglichkeiten und deren Ergebnisse abgelöst werden sollte.

Wollte man Beckers Bemühungen um das Heanzenland mit einem zeit- und geistesgeschichtlichen Schlagwort charakterisieren, so müßte man etwa sagen, er sei der Initiator jener Art volkskundlich-beschreibender Darstellung gewesen, wie sie im Kronprinzenwerk, der „Österreichisch-Ungarischen Monarchie in Wort und Bild“ gepflegt wurde²⁵²). Die Einordnung liegt nahe, da Becker nicht nur Erzieher des Kronprinzen Rudolf war, sondern auch späterhin tatsächlich als Mitredakteur dieses von ihm zweifellos mit angeregten Werkes gewirkt hat. Man muß das auch betonen, weil sich da der Unterschied von Karl Julius Schröer bemerkbar macht: Der protestantische Deutsche aus Preßburg folgte den Bahnen der reichsdeutschen Germanistik, sozusagen mit dem geistigen Schwergewicht außerhalb Österreichs. Becker dagegen besaß nicht nur sein Schwergewicht in Österreich, er hat es für sich und seinen ganzen Kreis, ja seine ganze Landeskunde, noch beträchtlich verstärkt. Steht die Heanzenkunde Schröers sozusagen im Banne der deutschen Germanistik, so diejenige Beckers im Bereich der österreichischen Landeskunde. Es ist die neue Landeskunde der frühen franzisko-josephinischen Zeit, die Landes- und Volkskunde, die zum Kronprinzenwerk führen sollte, die Becker initiiert hatte, und für die er auch das Heanzenland Westungarns heranzuführen trachtete. Der weiteren Ausgestaltung dieses seines bedeutenden Planes behahm die politische Entwicklung seit 1867 freilich die Wachstumsmöglichkeit.

IV.

Liberalismus und Volkskunde

Kein Zweifel, das österreichische Biedermeier hatte das Burgenland entdeckt. Seine allerletzte Phase, der Nachmärz, hatte das Bild dieser Entdeckung sogar noch entscheidend zu bereichern verstanden, zur Kenntnis des Landes war eine durchaus zeitgemäße Kenntnis des Volkes hinzugetreten. Auf diesem Gebiet konnte im Stil des Spätbiedermeier noch fortgesetzt werden: Und es wurden denn auch die Bestrebungen Schröers und Sztachovics' tatsächlich mehrfach wiederholt, ergänzt, übertragen. Den bedeutendsten Zuwachs brachte ein Landeskind, ein Heanze, nämlich Johannes Ebenpanger aus Kukmirn, der zuerst in Oberschützen studierte, und dann, nach einer langen ehrenvollen Laufbahn, dort Professor und Direktor wurde²⁵³). Seine großen Sammlungen sind nur leider nicht in gleicher Art veröffentlicht worden wie die seiner Vorgänger.

Aber der Vollendung dieser Entdeckung folgte durch die historisch-politische Wandlung der Donaumonarchie eine ganz andere Epoche²⁵⁴). Der Liberalismus siegte in dem durch seine äußeren Niederlagen deprimierten Staat, er bot das Heilmittel des Nationalismus an. Und die Staatsnation der Ungarn trug den Hauptgewinn dabei davon. Ungarn wurde durch den „Ausgleich“ von 1867 von Österreich so weitgehend getrennt, daß das Weiterleben aller Volksgruppen nunmehr ganz anders als bisher erfolgen mußte. Es waren die Erben der Achtundvierziger Revolutionäre, es waren die romantischen Verehrer Ungarns, die gesiegt hatten, ohne daß sie eine Vorstellung von der tatsächlichen Entwicklung in der Zukunft gehabt hätten. Als die nationale Revolution siegte, war längst die soziale auf dem Marsch, für die ganz andere Gebiete und Zeiten gelten sollte, als für das beschränkte Ungarn mit seinem chauvinistischen Dünkel. Aber die Verehrer Ungarns, seiner nationalen Lebensformen, saßen direkt in Wien, ihr Vorbild war die Kaiserin Elisabeth selbst. Die Maler dieser Gesinnung, allen voran August von Pettenkofen, malten dieses romantische Ungarn²⁵⁵). Von dem biedereren Grenzland an der Leitha wußten diese Kreise nichts, die genügsamen Heanzen und Heidebauern hätten diesen merkwürdigen Naturen kaum Anreiz geboten. So kam es, daß führende Schichten des noch vor kurzem so eindringlich auf unser Land wirkenden Wien nun nichts mehr damit zu tun hatten. Es waren Ausnahmen, daß familiäre Bindungen bedeutende Männer ins Land führten, wie etwa den Geologen Eduard Suez, dessen Frau aus Marz stammte²⁵⁶). Viel eher merkten die bisher führenden Schichten der Landschaft, daß sie nunmehr halbe Fremde hier wurden. Gottlieb Haberlandt erzählt es in seinen Lebenserinnerungen, wie bald man in Ungarisch-Altenburg nach dem Ausgleich auf die magyarische Sprache in der Schule drängte²⁵⁷).

Zu Beginn dieser Periode kam ein Wanderer ins Land, der von diesen Verhältnissen sehr wenig wußte. Aus Czoernigs Ethnographie hatte er eine vage Vorstellung von den „nationalen“ Verhältnissen gewonnen. Eigentlich aber trieb ihn die Pilger-Sehnsucht zu den Haydngedenkstätten, ihn, diesen

deutschen Wanderjournalisten Wilhelm Heinrich Riehl, der „deutsche Ethnographie“ in München lehrte. Er hatte die spätbiedermeierliche Volkskunde gelegentlich, 1858, in ein Forderungsprogramm zusammenzufassen gesucht²⁵⁸). In seiner methodischen Unbekümmertheit beachtete er aber seine eigenen Grundsätze kaum, legte auf die von Wien aus geschaffene Literatur keinen Wert, sondern versuchte sich ein eigenes Bild zu erwandern, und es in Farb-tönen der Zeit auch seinen Lesern vorzustellen. Die Skizze ist berühmt geworden. Unsere Landesforschung freilich hat daraus nichts gelernt, auch nichts lernen können: Was Riehl da sehr anschaulich vorzutragen wußte, das waren für Schröer oder Becker Binsenweisheiten. Der verspätete Biedermeier-Wanderer hat in dem national-liberalen Österreich-Ungarn keinen Widerhall gefunden.

Anders stand es damit, daß nunmehr Budapest die alte Rolle Wiens weiterzuspielen versuchte. Es übernahm auch wichtige Züge der Frühvolkskunde, gestaltete sie sehr vernünftig weiter, und schuf in den Formen einer „Ethnographischen Gesellschaft“ und bald auch eines eigenen Volkskundemuseums neue wichtige Möglichkeiten des Ausbaues dieser Ansichten von Land und Leuten. Anton Herrmann hat im Verfolg dieser neuen Bestrebungen Westungarn immer im Auge behalten²⁵⁹). Die Zusammenhänge sind mitunter nicht mehr ganz klar, aber wir können doch feststellen: Moritz A. Becker hat als Lehrer des Kronprinzen Rudolf zweifellos entscheidenden Anteil an der Begründung des großen Werkes „Die Österreich-ungarische Monarchie in Wort und Bild“ gehabt. Aber den Artikel über die Heanzen hat nicht er, der Berufene, in dem betreffenden Ungarn-Band des Werkes geschrieben, sondern eben Anton Herrmann²⁶⁰). Auch in Herrmanns Zeitschrift kam Westungarn mehrfach zu Wort, Irene Thirring-Waisbecker schrieb dort über die Volkskultur der Heanzen²⁶¹). Das war also ein Teil des diesem erneuerten Ungarn zugewandten deutschen Bürgertums in Westungarn. Stärkere Kräfte der gleichen Volksschichten waren und blieben aber mit Wien verbunden. Von den verwandtschaftlich verbundenen Familien Haberlandt und Thirring hatten sich insbesondere Angehörige der Familie Haberlandt nach Wien gewendet, der Bruder Gottlieb Haberlandts, nämlich Michael Haberlandt, wuchs schon hauptsächlich hier auf²⁶²). Auch er vergaß Westungarn nicht, wenn-gleich ihm bei seiner Gründung, dem Museum für österreichische Volkskunde, die Hände gebunden waren: Er durfte nicht im Bereich der Stefanskronen sammeln, er mußte sich auf die „im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder“ beschränken. Glücklicherweise hat er es nicht immer getan, wir haben verhältnismäßig gute alte Bestände aus dem Heanzengebiet in unseren Sammlungen erhalten.

Das hing aber zum Teil damit zusammen, daß neben den Bestrebungen Haberlandts die mancher anderer gleichgesinnter Männer einherliefen. Von besonderer Wichtigkeit wurde der Ödenburger Lehrer Johann R. Bünker, der zwar für Ödenburg und auch für Budapest wie ja auch für Berlin arbeitete, der aber doch in erster Linie bei seinen Sammlungen an Wien dachte, der sich an dem von der Wiener Anthropologischen Gesellschaft herausgegebenen „Bauerhauswerk“ beteiligte, und in der Zeitschrift des Wiener Volkskunde-Vereins veröffentlichte²⁶³). Noch Jahrzehnte später hat sich das segensreich ausgewirkt. Sammlerisch hat vielleicht kein zweiter Forscher die Bestrebungen des österreichischen Biedermeier auf diesem Gebiet so gut weitergeführt und ergänzt wie Bünker. Nur sein gleichstrebender

Zeitgenosse Anton Dachler darf da noch in gleichem Atem genannt werden ²⁶⁴). Denn dieser große Hausforscher der Frühzeit dieser Art von neuerer Volkskunde ist auch mit unserem Land sehr innig verbunden gewesen, und er hat als einziger noch das erfreuliche Ende aller dieser Bestrebungen gesehen: Er hat noch für das Heranführen des Burgenlandes an Österreich auch in staatspolitischem Sinn arbeiten dürfen. Sein Lebensende fällt mit dem Ende der Periode von 1867 bis 1918 zusammen, in der ein Land von seinem eigentlichen Zusammenhang weggewendet werden sollte, obgleich doch gerade die liberal-nationale Einstellung dagegen hätte sprechen sollen. Aber die Zeit des romantischen Chauvinismus ließ sich in diesem Fall überwinden, und die sachliche Betrachtungsweise einer in mehr als hundert Jahren organisch gewachsenen Landes- und Volkskunde hatte den Grund dafür gelegt.

Wilhelm Heinrich Riehl

Der sogenannte „Ausgleich“ zwischen der österreichischen und der ungarischen Reichshälfte der Donaumonarchie im Jahre 1867 hatte das Interesse näherer und weiterer Kreise auf unser Land und Volk angezogen. Im weiten Südwestdeutschland wußte man damals, knapp nach dem blutigen österreichisch-preußischen Krieg von 1866 von den internen Verhältnissen der Donaumonarchie nicht allzuviel. Breite norddeutsche Kreise und ihre Zeitungen zeigten sich immer wieder an Ungarn interessiert, wogegen das Verhältnis der in Ungarn lebenden Deutschen zu Ungarn, zum österreichischen Deutschtum und zum Gesamtstaat weitgehend unbekannt war. Mit vollem Recht konnte Erasmus Schwab 1865 in der Einleitung seines äußerst kenntnisreichen Buches über „Land und Leute in Ungarn“ schreiben: „Über kein europäisches Land sind so viele unklare, abenteuerliche, aber darum falsche, teilweise auch ungerechte Vorstellungen im Schwange als über Ungarn. Es kommt dies einfach daher, daß die Meisten über Ungarn Ansichten, aber keine Anschauungen haben²⁶⁵⁾.“ Was Schwab damals über die Ursachen der Magyarisierung und Slowakisierung des deutschen Elementes in Ungarn schrieb, hat all die Jahrzehnte hindurch bis in die jüngste Vergangenheit hinein seine Gültigkeit behalten.

Aber auch ein derartiges in Leipzig erschienenes Buch konnte das Wissen einer größeren Allgemeinheit in Deutschland offenbar kaum beeinflussen. So nimmt es nicht wunder, wenn eine der bemerkenswertesten Persönlichkeiten des literarischen Deutschland von damals, der eben vierzigjährige Münchner Professor Wilhelm Heinrich Riehl, ohne alle entsprechenden Vorkenntnisse in unser Grenzland kam, und wie er darüber berichtete²⁶⁶⁾.

Riehl war ein Rheinhesse, 1823 in Biebrich am Rhein im damaligen Nassau geboren. Aus einer biedermeierlichen Beamtenfamilie, in der noch das ganze Rokoko nachlebte. Der junge Mann wuchs in der Zeit des „Jungen Deutschland“ heran, zunächst als Theologiestudent, der freilich den großen Tübinger Theologen-Philosophen von damals weniger als wissenschaftlich mitdenkender Student, denn als Eindrücke aufnehmender Journalist zuhörte. Der Zeitungsschreiberei verfiel Riehl schon in diesen seinen Studentenjahren, und Journalist ist er denn auch zeitlebens geblieben, auch als Professor und Museumsdirektor. Auch das Sturmjahr 1848 versuchte er journalistisch zu bewältigen, nämlich als Herausgeber der konservativen „Nassauischen allgemeinen Zeitung“ von 1848 bis 1851. Freilich konnte er sich in diesen Jahren auch schon seiner besonderen Musik- und Theaterliebhaberei widmen, erstaunlicherweise sogar als musikalischer Leiter des nassauischen Hoftheaters in Wiesbaden. Von dort ging Riehl ins Zentrum des damaligen süddeutschen Journalismus: In die Redaktion der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“, die damals Mitarbeiter von allerhöchstem Ruf besaß: Den Orientalisten Jakob Philipp Fallmerayer und den Historiker der Stadt Rom Ferdinand Gre-

gorovius. Auch sie eigentlich Journalisten und den jeweiligen Fachleuten an den hohen Schulen nicht immer angenehm, bilden sie mit Riehl zusammen das Triumvirat des deutschen Feuilletonismus in seiner Blütezeit²⁶⁷).

Während aber Fallmerayer und Gregorovius immer schriftstellernde Privatgelehrte blieben, wurde Riehl durch das Mäzenatentum König Maximilians II. nach München gezogen, in offizielle Stellungen. 1854 wurde er von dem literaturbegeisterten König, der verschiedene bedeutende außerbayerische Schriftsteller in München anzusiedeln versuchte, als Professor der Staats- und Kameralwissenschaften an die Münchner Universität berufen. Es handelte sich um eine akademische Kaschierung einer amtlichen Pressestelle. Man wollte in München ein offizielles „Literarisches Kabinett“, das die Redaktion der halboffiziellen „Neuen Münchner Zeitung“ wahrnehmen sollte. Riehl hat sich späterhin darüber wenig geäußert, umso mehr aber von seinem akademischen Lehramt berichtet, das ihm mit seinen einunddreißig Jahren da beschert worden war. Und er las, wie man heute nur mit einem gewissen Staunen feststellen kann, über die „Ethnographie von Deutschland“, als habe er darüber jemals gearbeitet. Aber die Vorarbeiten waren eigentlich von den liberalen Schriftstellern im Vormärz geleistet worden. Man denkt dabei hauptsächlich an Eduard Duller und sein umfassendes Werk „Das deutsche Volk in seinen Mundarten, Sitten, Gebräuchen, Festen und Trachten“ von 1845—1847, ein Werk, das man mit einigem Recht als die erste deutsche Volkskunde bezeichnen kann²⁶⁸). Aber freilich, Duller ist ein Österreicher gewesen, wenn auch lange Jahre im Exil: Jedenfalls ist von ihm späterhin nie soviel die Rede gewesen wie von Riehl.

Aber mit dem Hinweis auf Duller und seine Zeitgenossen, die im Vormärz bereits eine sehr beachtliche Vorform der späteren Volkskunde erarbeitet hatten, stoßen wir auf eine geistesgeschichtlich sehr bedeutsame Tatsache. Auf den vollkommen eindeutigen Sachverhalt nämlich, daß Riehl ein später Fortsetzer und Auswerter von Bestrebungen war, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, im Biedermeier, bereits angebahnt und vielfach auch zu einem ersten Abschluß geführt worden waren. Alle topographisch-statistischen Arbeiten, die beispielsweise in den österreichischen Erbländern seit der josephinischen Zeit und dann vor allem in der franziszeischen Epoche begonnen und durchgeführt worden waren, standen in irgendeiner Form schon unter dem Zeichen der „Volkskunde“. Sogar der Name war im Kreis des Erzherzog Johann um 1811 bereits bekannt, der Kameralverwalter Johann Felix Knaffl in Fohnsdorf verwendete ihn für seine topographisch-statistische Aufzeichnung über seinen Bezirk²⁶⁹). Was in Österreich von damals bis zu Adalbert Stifters Großstadtvolkskunde „Wien und die Wiener“ von 1845 geleistet wurde, war nicht „Vorarbeit“, sondern für diese Zeit durchaus legitime Erfüllung des geistesgeschichtlichen Auftrages. Die liberalen Männer des Vormärz wie Duller setzten da nur fort, und trugen diese Ideen in weitere Kreise, als Exulanten auch in weitere Verlegerkreise, was man angesichts der speziellen Lage des vormärzlichen Buchhandels dazu betonen muß. Der Kleinstädter — angesichts der Kleinheit von Biebrich möchte man noch lieber von einem Kleinstädter sprechen, — der Kleinstädter Riehl kam also mit seinen Ideen reichlich spät. Von Österreich aus gesehen, um eine volle Generation verspätet. Und wenn er 1858 in einem späterhin als geistesgeschichtlich besonders bemerkenswert empfundenen Vortrag von der „Volkskunde als Wissenschaft“ sprach, dann rannte er eigentlich längst offene Türen ein, wie

das eben Kleinstädtern und Dilettanten, besonders wenn sie aus einer etwas vergessenen Ecke stammen, leicht passieren kann²⁷⁰).

Aber Riehl hatte eine Besonderheit, die in den Fünfziger- und Sechzigerjahren eben doch Eigenart verleihen mußte. Er trat für seine Gedanken sehr persönlich ein, der nicht eben große knorzige Mann mit dem vielen guten Willen wollte hauptsächlich von Dingen schreiben, die ihm erlebnismäßig etwas bedeuteten. Und er hatte in der eigenen Jugend festgestellt, daß ihm seine guten Gedanken, seine geistigen Erlebnisse am ehesten auf seinem Schulweg, auf dem nicht gerade kurzen Weg von Biebrich nach Wiesbaden durch den Kopf gingen. Und so wurde der Journalist und Professor ein Fußwanderer, und blieb es, solange es ihm gesundheitlich möglich war. Vielleicht war ihm auch in diesem Fall nicht bekannt, daß er wieder nur ein spätgeborener Nachläufer einer eigentlich schon recht vergangenen Zeit war. Daß das Wandern zu Fuß, die Fußreise am frisch geschnittenen Wanderstab, seit dem großen Wanderer Johann Gottlieb Seume ein Wesensmerkmal bedeutender geistiger Kreise im Biedermeier war. Daß es dementsprechend im österreichischen Empire und Vormärz eine ganze Fußreisendenliteratur gab, die eben jetzt in den Fünfzigerjahren allmählich abklang²⁷¹). Daß eben in diesen Jahren alte Fußreisende wie Franz Carl Weidmann sich zu modernen Eisenbahnreisenden wandelten²⁷²). Vielleicht wollte er all das nicht wissen, um mit seiner ganz persönlichen Dickköpfigkeit auf den Vorteilen des Wanderns für seine Art der Landes- und Volkskunde zu bestehen. Die Eigenart war also da, und wenn auch sie als um eine volle Generation verspätet zu betrachten ist, so hat sie eben doch den Mann und seine Schriften geprägt. Er hat durch seine zweifache Verspätung zumindest in Bayern einen guten Teil der entsprechenden Literatur veranlaßt und geformt. Und wenn in Österreich die großen topographischen Landeskunden eines Georg Göth, eines Benedikt Pillwein, eines Johann Jakob Staffler schon in den Dreißiger- und Vierzigerjahren erschienen waren, so kam Bayern auf die Anregung des großen Spätlings Riehl eben erst jetzt, in den Sechzigerjahren, zu seiner „Bavaria“. Riehl hat diese wirklich bedeutende topographische Landes- und Volkskunde des an sich ja recht jungen Königreiches Bayern auf Wunsch von König Maximilian II. in den Jahren von 1859 bis 1867 organisiert; geschrieben sind die Bände zum größten Teil von berufenen Landeskennern.

Wenn man einigermaßen verstehen will, was dieser seltsame kleinstädtische Journalist, der merkwürdigerweise Professor eines spätbiedermeierlichen Faches an der Münchner Universität geworden war, wirklich gemeint hat, und wieso er auf manche Kreise seiner Zeit und auch noch seiner Nachwelt doch bedeutend eingewirkt hat, dann muß man sein „Wanderbuch“ lesen²⁷³). Riehl hat offenbar in seiner biedermeierlichen Art die deutschen Lande für den Menschen knapp vor der Schaffung des zweiten deutschen Kaiserreiches noch einmal entdeckt, und hat aus eigenster innerer Einstellung heraus von den besonders seit Mediatisierung und Säkularisierung in Vergessenheit geratenen Städten und Klöstern, Gauen und Landschaften Impressionen zu geben gewußt, für die ihm der Leserkreis in den neuen Groß- und Industriestädten dankbar war. Und er hat seine Wanderungen als Volkskennner und Landesbeschreiber hinzustellen gewußt, er hat selbst seine Art des Wanderns als „Handwerksgeheimnis des Volksstudiums“ gepriesen, in einer uns heute sehr naiv anmutenden Art, die aber für manche künstlerisch eingestellte Menschen und freilich auch für andere, nämlich ihre Nachbeter,

nie ihren Reiz verloren hat. Hinweise auf die Führung eines Tagebuches, auf die Wichtigkeit der Einsamkeit beim Wandern erschließen wohl weniger Riehls „Handwerksgeheimnisse“, als seine wissenschaftliche Naivität, die dem im Kern wirklich wackeren Mann stets durch alle Hüllen durchblinzelt. Es mag dazu gehören, daß Riehl von seinen „Handwerksgeheimnissen“ auch verrät, der Gang durch die Spezialliteratur über das durchwanderte Gebiet sei bei ihm erst nach der betreffenden Wanderung fällig. Er würde dabei gar kein Lob auf die zumindest mitzubenutzende, mehr oder minder dilettantische Lokalliteratur anzustimmen brauchen, man glaubt ihm seine Liebe dazu unbesehens, und merkt seinen Schilderungen sowieso an, daß er sich über die bestehende Literatur ohne weiteres hinwegsetzt. Aber er schmolz sein aus verschiedenen Quellen zusammengelesenes Wissen doch auch wieder glücklich mit eigenen Eindrücken zusammen.

Riehl war öfter in Österreich, zumal in Tirol. In sein „Wanderbuch“ sind aber keine Darstellungen aus diesen Landschaften eingegangen. Er hat dort nur ein einziges österreichisches Kapitel aufgenommen, das VIII. und letzte, und das ist merkwürdigerweise „Aus dem Leithawinkel“ überschrieben²⁷⁴). Die beiden Abschnitte „Rohrau“ und „Eisenstadt“ sind im Jahre 1868 erwandert und beschrieben worden. Es ist wahrscheinlich der März des Jahres 1868 die Zeit dieser Riehlschen Wanderung in unsere Landschaft gewesen. Man sagt nicht zuviel, wenn man diese Wanderung eine „Forschungsreise in die Heimat Haydns“ nennt.

Denn Riehl ist vielleicht durch den Ausgleich von 1867 erst darauf aufmerksam gemacht worden, daß durch die staatliche Neuordnung Ungarns nunmehr auch die jahrzehntelange Wirkungslandschaft Haydns stärker ungarisch geworden sein müsse als bisher. Riehl hat noch aus seinem Elternhaus her eine besondere Vorliebe für Haydn besessen, auch hierin ein später Nachfahre. Und er hat gar keine Kenntnis, keinerlei literarische Vorbildung für Haydns Landschaft mitgebracht. Ob er nach seiner Wanderung darüber nachgelesen haben mag, wissen wir nicht. Aus seiner Schilderung geht nur hervor, daß er mit biedermeierlicher Naivität in das Grenzland ging, ohne Kenntnis der zahlreichen Vorgänger, ohne Kenntnis selbstverständlich der nachbiedermeierlichen Zeitgenossen. Er ging einfach aus, die Haydn-Stätten im niederösterreichisch-burgenländischen Grenzgebiet zu besuchen, wie ein Entdecker in einem weltabgeschiedenen, vorher nie betretenen Stück Erde Gott weiß wo. Seine eigenen Vorbemerkungen drücken diesen Sachverhalt positiver, aber kaum weniger deutlich aus: „Diesmal war mir mein Tagebuch die wichtigste Stoffquelle, der Literatur verdanke ich nur wenig; ich gebe Reiseeindrücke.“

Der erste Abschnitt dieses Wanderbuch-Kapitels ist ganz Rohrau, dem Geburtshaus Haydns, gewidmet, mit einer sehr journalistischen Darstellung von Riehls Suche nach Haydns Büste im Auwald. Von Rohrau ist Riehl dann nach Bruck an der Leitha gegangen.

Hier nun fühlt sich Riehl an der Grenze und meditiert über die angebliche Bedeutung der Leitha und des Leithawinkels. „ein Übergangsgebiet, wo dreifacher Gegensatz der Bodenbildung und des Volkstums so vielfach in einander greift, gleichsam in einander verzahnt ist, wie auf gar keinem anderen Punkte der deutsch-ungarischen Grenze.“ Wozu man freilich sagen muß, daß Riehl eigentlich gar keine anderen Punkte dieser Grenze kannte. Den Leithaübergang von Bruck kostet er dafür geographisch aus, schildert die

Vorteile des „Fußpfades, einsam, schattig und angenehm zu gehen“, der dem „Höhenzug des Leithagebirges“ folge und „durch eine echt deutsche Mittelgebirgslandschaft“ führe. Es ist allerdings März, der Vorteil der Schattigkeit besagten Fußpfades noch nicht recht ersichtlich, — und Riehl ist ihn außerdem gar nicht gegangen. Der berühmte Wanderer ist nämlich nach Parndorf mit der Eisenbahn gefahren.

Dieser großartige Grenzübertritt erregt den deutschen Kleinbürger Riehl in ungeahnter Weise: „Ich wählte den letzteren Weg — nämlich den durch die Ebene — fuhr mit der Raaber Eisenbahn nach der ersten ungarischen Station Parndorf, und kreuzte noch ein gutes Stück ostwärts in die Parndorfer Puszta hinüber, um wieder zurück gegen die Nordspitze des Neusiedler Sees zu laviere. Welch ein Kontrast mit der hochromantischen Stromlandschaft von Preßburg, Theben, Hainburg, die ich in den vorhergehenden Tagen geschaut hatte, und gegen die Idylle von Rohrau! Und doch war ich nur wenige Stunden Wegs von allen diesen Orten entfernt. Ein furchtbarer Nordweststurm . . .“ Und nun folgte Riehls vielzitierte Schilderung eines Märzsturms auf der Parndorfer Heide. Er hätte solche Frühlingsstürme leichtlich auch anderwärts erleben können, weit entfernt von Ungarns Grenze, aber hier paßt es ihm eben ins Konzept. Wäre er nicht nach Eisenstadt, sondern nach Brünn teils gefahren, teils gegangen, und hätte er den scharfen Märzwind nicht bei Parndorf, sondern, sagen wir, bei Laa an der Thaya erlebt, dann wäre niemals das Stimmungsbild zustandgekommen, das Riehl hier beabsichtigt hat. Und nur als solches kann man diese Schilderung denn werten.

„Ein furchtbarer Nordweststurm, den mir nachgehends selbst die Leute der Gegend für unerhört heftig erklärten, fegte über die kahle, baumlose Fläche, Schneewirbel untermischt mit Regenschauern vor sich hertreibend; die bergigen und hügeligen Hintergründe, welche sonst gen Norden und Westen abschließen mögen, waren nicht zu sehen, alle Formen zerflossen in tonloses Wolken- und Nebelgrau und nur der braune Boden der noch winterlichen Haide breitet sich unabsehbar vor meinen Füßen. Nun war ich doch gewiß in Ungarn, und begann im Voranschreiten ganz unvermerkt meine Kleidung zu magyarisieren. Den Hut ließ mir der Sturm keine Minute auf dem Kopf; also drückte ich ihn zusammen, zwängte ihn in die Reisetasche und setzte ein Hauskappchen auf, welches auf die Entfernung ungefähr wie eine ungarische Mütze aussah, und die Ungarn nannten es später wirklich meine ‚deutsche Kucsma‘; das hielt gegen den Wind. Die Hosen steckte ich in die Stiefel nach Art der Ungarn, denn alle Augenblicke sank ich bis über die Knöchel in den durchweichten Boden oder trat in eine Pfütze; den Rockkragen stellte ich auf, daß er zum stehenden ungarischen Kragen wurde, nicht aus Vorliebe für das Magyarentum, sondern damit ich die Ohren nicht erfror; und da ich bei Preßburg gesehen hatte, wie zweckmäßig sich die slavischen Bauern der Umgebung durch eine Kapuze von Schafspelz gegen den Wind schützen, so schwang ich meinen Plaid als eine Kapuze um den Kopf und verband Mund und Nase mit dem Taschentuch, weil es mir sonst unerträglich gewesen wäre im schnellen Schritt den eisigen Wind einzuatmen, der mir den ganzen Tag unablässig ins Gesicht schlug²⁷⁵.“ Nun ja, der wunderliche Herr Professor, der sich hier in einer Weise porträtiert, die weniger für die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ als für die „Münchner Fliegenden Blätter“ bestimmt erscheint, ist zu keiner Zeit seines postenreichen Lebens jemals Soldat gewesen; sonst hätte er über derartige Dinge nicht so viele Worte verloren. Aber er

wollte sie ja verlieren, er wollte dauernd mit dem Wort „ungarisch“ spielen, um seinen Lesern zu zeigen, wie intensiv er Landschaften erleben konnte.

Und dann wollte der berühmte Wanderer doch zeigen, wie sehr und wie rasch er gegen den furchtbaren Sturm geschritten sei: Am Morgen muß er wohl noch mit der Eisenbahn gefahren sein. Nicht lange danach fuhr er dann mit einem Bauernwagen. Von seinen Widersprüchen gegen sich selbst bemerkt er gar nichts, er findet die Wagenfahrt wieder so schildernswert, daß er auch dieses Stimmungselement sogleich verwenden muß: „Nachdem ich mich solchergestalt völlig nationalisiert hatte, ging es lustig weiter, bis mich Pferdetrappel aus meiner stillen Beschaulichkeit weckte. Es war eine Reihe kleiner Leiterwagen, mit zwei bis drei Pferden bespannt und je von einem Kroaten geführt, welche nach Neusiedl zu Markte fuhren. Die Leute, bis über den Kopf in ihre Röcke aus Schaffellen gewickelt, bedeuteten mir aufzusteigen, da sie vermutlich nicht ahnten, daß Jemand zum Vergnügen hier zu Fuß gehen könne. Allein ich lehnte es ab, bis mich ein verspäteter Nachzügler, der im scharfen Galopp von hinten heran kam, fast über den Haufen gerannt hätte. Das hielt ich für einen Wink des Schicksals und stieg auf, fand aber bald, daß es für einen geborenen Deutschen fast leichter sei zu gehen, als auf einem solchen Wagen zu fahren. Quer über das Vorderteil des Wagens war nämlich ein unbefestigtes Brett gelegt, worauf ich mich mit dem Kroaten derart schaukeln mußte, daß wenn der Eine plötzlich aufgestanden wäre, der Andere auf der entgegengesetzten Seite hätte hinunterschnappen müssen. Die kleinen, geschundenen, katzenartigen Pferde liefen von selber beständig Galopp, der Fuhrmann hatte keine Peitsche und gebrauchte nur selten den Zügel, die Räder sanken bald in ein Loch, bald stießen sie wider einen Erdhaufen, der Wind traf uns in immer gewaltsameren und plötzlicheren Stößen, und da ich mich sonst nirgends anlehnen oder halten konnte, so schlug ich den Arm fest über die Schulter meines Kroaten, und in dieser freundschaftlichen Umschlingung begannen wir bald das lebhafteste Gespräch, natürlich auf Deutsch, denn in dem Grenzstriche des ungarischen Leithawinkels, wo Deutsche, Magyaren und Kroaten unter einander wohnten, verbindet sie Alle doch wieder das gemeinsame Verständnis der deutschen Sprache. Der Mann fragte mich nach meinem Wanderziele; und da ich es für gut fand, ihm nur Ödenburg als solches zu bezeichnen, so riet er mir, nicht den Streckweg durch den Neusiedlersee zu gehn, denn ich würde dort bis über die Kniee in den Schlamm einsinken²⁷⁶⁾.“

Und nun beschäftigt sich Riehl mit dem damals gerade ausgetrockneten Neusiedlersee. Ein willkommener Anlaß, wieder erstaunliche landeskundliche Kenntnisse an den Tag zu legen. „Der verlorene Neusiedlersee ist uns aber ein noch echteres Wahrzeichen des Landes als da er mit dem schönsten Wasserspiegel erfüllt war. Sein Gestade sagt uns, daß wir inmitten einer deutsch redenden Bevölkerung dennoch bereits auf ungarischem Boden stehen. Ungarn ist kein Land der großen, klaren, tiefen Seen, sondern vielmehr der Sümpfe, Moräste und Binnenmarschen, die von alten verlorenen Seebecken übrig geblieben sind, und der Neusiedlersee mit dem Hansag verkündet uns als ein bis zur deutschen Grenze vorgeschobener Vorposten die großen Sumpfniederungen Zentralungarns an der Theiß, am Körös, Maros und der Donau. Das westliche Ufer des Neusiedlersees mit seinem trockenen Hügelboden und den großen, teilweise ummauerten Ortschaften bietet uns noch deutschen Charakter in Volkes- und Landesart, das östliche mit den weit verstreuten kleinen

Ansiedelungen des Hassag versetzt uns ganz auf ungarischen Boden und nähert uns rasch den Magyaren²⁷⁷).“ Man muß aber doch dazu sagen, daß Riehl kein einziges Kapitel seines Wanderbuches dem deutschen Osten gewidmet hat, daß er weder Schlesien, noch Brandenburg, Pommern oder gar West- und Ostpreußen kannte oder beschrieb. Aber er urteilte frischweg, als ob Seen und Sümpfe eine Nationalität hätten...

Dieser beredete Journalismus, der durchaus keine wirklichen Vorkenntnisse auf den Gebieten der Landes- und Volkskunde verrät, präsentiert sich munter noch immer weiter. Nun verleiht Riehl dem zunächst so trüben Bild seiner Märzwanderung erst Farben:

„Dies ist aber das wunderbar Fesselnde des Grenzwinkels zwischen Preßburg und Ödenburg, daß hier nicht bloß Leute von dreierlei Nationalität durch einander verstreut wohnen, sondern daß auch zugleich auf engstem Raume die Hauptformen ungarischer Lebensart, hart neben der deutschen, im Kleinen vorgebildet sind. Die Schütt und der sogenannte Heuboden bei Preßburg öffnet uns beim ersten Schritte auf ungarisches Gebiet die Perspektive auf das große Niederungsbecken des mittleren Donaulandes, die Parnsdorfer Haide gibt uns einen kleinen Vorschmack der Puszten, und der Neusiedlersee den Typus jener Sümpfe und Moräste, welche Ungarn kennzeichnen. Zugleich aber sehen wir die dreifache Form des Tieflandes, welches sich gen Osten endlos in die Ferne verliert, gen Westen, das ist an der Grenze, von Bergen umsäumt: die kleinen Karpathen und die letzten Ausläufer des deutschen Alpensystems im Leithagebirge treten sich an der deutsch-ungarischen Strompforte von Angesicht zu Angesicht gegenüber, nur durch die Breite des Donaubettes getrennt. Auch hierin liegt ein feines Wahrzeichen. Für Ungarn ist nicht schlechthin die Ebene charakteristisch, wie für Polen, sondern das Flachland in riesigem Bogen von Gebirgen umsäumt. Durch Gebirgspforten treten wir aus deutschem und slavischem Gebiet in die ungarische Tiefebene, Ungarns Doppelhauptstadt, Pest-Ofen, liegt am letzten Vorberge des Bakonyerwaldes, die alte Krönungsstadt Preßburg am Fuße der kleinen Karpathen, die namengebende Stadt Unghvar vor den Ausläufern der großen Karpathen, im ungarischen Wappen trägt ein dreigipfeliger Berg das Patriarchenkreuz und die Ungarn haben ihren Krönungshügel und ihren heiligen Berg als besondere Nationalheiligtümer: Flachland am Vorgebirge oder mit den Bergen in blauer Ferne, das ist wenigstens eben so echte ungarische Landschaft wie die endlose Fläche der Pußta²⁷⁸).“

Uns aber wird bei diesen Meditationen klar, daß Riehl eben doch wirklich kein wissenschaftlicher Mensch war. Er erweist sich hier als ein ausgesprochener Landschaftsmystiker, der mit irrationalen Elementen arbeitet. Schon die dauernde Betonung der Dreizahl ist aufschlußreich; alle Mystiker dieses Schlages sind dreiersüchtig. Und man erkennt im Vorbeigehen, daß auch Riehls berühmte geographische Dreigliederung Deutschlands — in Ober-, Mittel- und Niederdeutschland — von dieser dreihheitsbesessenen Landschaftsmystik geformt ist.

Das nichtwissenschaftliche Element in Riehl hat ihn aber zweifellos zu nicht unbeträchtlichen künstlerischen Eindrücken und Ausformungen befähigt. Der nun folgende Abschnitt über den Blick von Neusiedl nach dem Südwesten erweist Riehl als einen verhinderten Landschaftsmaler, der immerhin mit Worten seine Farbeindrücke darzubieten vermag: „Ein prächtiges Bild solcher bergesäumter Haide- und Sumpfflächen tat sich vor mir auf, als ich, von

der Parndorfer Haide herüberkommend, unfern Geoys den Nordrand des Neusiedlersees und die Preßburg-Ödenburger Landstraße gewann. Die Schneewirbel, welche bis dahin jeden Fernblick verschleiert hatten, zerstoben und gaben der Sonne Raum. Rechts zur Seite trat der letzte steile Vorhügel des Leithagebirges, mit einer Kapelle bekrönt, in den Vordergrund, und seitab dehnten sich weithin die waldigen Leithahöhen gen Eisenstadt hinüber, vor mir breitete sich der grüne Boden des Seebeckens, von einzelnen blitzenden Wasserstreifen durchzogen, erst Ackerland, dann Wiesland, dann Sumpf, und weiterhin ein breit gedehnter brauner Sumpfboden, ferne von einer Schneefläche begrenzt, die am äußersten Saume des Horizontes durch einen blau und grau verdämmernden Wald abgeschnitten wurde, welcher fast unmerklich mit dem graublauen Himmel zusammenschmolz. Es war ein wundersam ergreifendes Stimmungsbild: nur rechts im Vordergrunde die plastische Form, dann Alles formlos abgetonte Farbenskala in lauter gebrochene Mittelintinen, ein unvergleichliches Problem für einen Koloristen. Denn was eben die großen Koloristen am liebsten tun, das hatte hier die Natur geschaffen: aus lauter Schmutzfarben die reinste Farbenharmonie. Im Sommer mag diese Landschaft kälter sein, die gebrochenen Töne werden sich in grelles Grün, Gelb und Blau verwandeln; jetzt im kalten März, schwelgte ich in den warmen Farben dieser echt ungarischen Palette, obgleich mir der Wind um die Ohren pfiß, daß ich kaum stehen bleiben konnte ²⁷⁹.“

So ein Ausdruck malerischen Empfindens versöhnt vielleicht wieder mit dem wunderlichen Mann, der ja an sich nichts dafür konnte, daß er gewisse Ansichten äußerte, die genauso wie die seiner verspäteten Nachfahren lauteten, die freilich die Landeskunde zur Geopolitik ausgeweitet hatten. Riehl war als Landschaftsmystiker eben noch harmlos, wogegen die Geomystik seiner geistigen Enkel recht gefährliche Folgen zeitigte, wodurch uns heute eben einigermaßen der Geschmack an der ganzen Richtung genommen ist.

Im folgenden, nicht erwanderten Abschnitt beschäftigt sich Riehl geographisch-politisch mit dem Leithawinkel, ungefähr unter dem Leitgedanken „die Landschaft spricht viel früher ungarisch als das Volk“. Er versucht nämlich Staats- und Sprachgrenzen voneinander abzuheben, mit nicht uninteressanten Seitenblicken auf die eingestreuten Kroatensiedlungen. Riehl hat sich Volkscharakteristika erzählen lassen. „Die Kroatendörfer erscheinen wie eingestreute Kolonien und ihre Bewohner wie ein absterbendes Volkselement. Früher rühmte man die Größe und Stärke der kroatischen Männer dieser Gegend und die Schönheit der Mädchen. Das soll jetzt anders geworden sein. Die Leute arbeiteten sonst nur so viel sie mußten und produzierten bloß, was sie brauchten. Inmitten der fleißigen, teilweise industriellen ungarisch-deutschen und niederösterreichischen Grenzbevölkerung kann sich ein so lässiges Naturvolk nicht lange mehr behaupten: durch die gesteigerte Wirtschaft wird sein nationaler Typus umgestaltet, oder es wird völlig hinweg gearbeitet. Seit die Kroatenkinder in die benachbarten Fabriken gehen, soll sich der ganze Volksschlag merklich verändern ²⁸⁰.“

Riehl ist von seinen Bewunderern oft als eine Art von Prophet angesprochen worden. Im Fall der burgenländischen Kroaten hat er wenig prophetische Begabung bewiesen. Die Hornsteiner Kroaten fuhren schon 1837 in die Pottendorfer Spinnfabrik ²⁸¹), und sind doch auch heute noch Kroaten geblieben. Nicht einmal die fast zwangsläufige sprachliche Einebnung hat sich allenthalben durchgesetzt, neunzig Jahre nach Riehls Vorhersagung.

Aber Riehl hat sich doch einigermaßen bemüht, die Verhältnisse in dieser Landschaft zu begreifen. Er hat anschließend an den Kroatenabschnitt die deutsche Mission des Landes geschichtlich zu verstehen gesucht, und es nicht unzutreffend mit einer mittelalterlichen Mark verglichen. Damit im Zusammenhang betrachtet er die deutsche Ortsnamengebung des Landstriches und versucht, den „verschiedenen Einwanderungen und Rückströmungen im Laufe der Jahrhunderte“ gerecht zu werden. Seine Kenntnisse stammen freilich offensichtlich aus Czoernigs „Ethnographie“²⁸²), und mengen daher treulich auch Czoernigs Fehler unter sonst richtige Beobachtungen. So spricht Riehl wie Czoernig von den „Hienzen“, die deutsche Kolonisten aus der Karolingerzeit seien, und den „Haidebauern“, die erst im 16. Jahrhundert eingewandert seien. Es fehlt nicht der Czoernigsche Fehlhinweis auf das angebliche Schwabentum der Heidebauern. Und Riehl erweitert in seiner generalisierenden Art sogleich: „Wir erhalten also in der kleinen Grenzecke an der Leitha und dem Neusiedlersee neben den scharf abstechenden landschaftlichen Typen zugleich die bunteste Musterkarte der Volkselemente: Deutsche Viererlei Stämme und Kroaten und Magyaren dazu.“

Ein Jahrzehnt vor dieser Plauderei aus dem Leithawinkel, nämlich 1858, war Riehls später so berühmter Aufsatz über „Die Volkskunde als Wissenschaft“ erschienen. Dort hatte er unter anderem von der Vierheit der volkskundlich bestimmenden Wesenselemente gesprochen: Stamm, Sprache, Sitte, Siedlung. Man sucht unwillkürlich in diesem Reisebericht aus unserer Landschaft nach einer Anwendung dieses Grundsatzes: Hätte der angebliche „Vater der deutschen Volkskunde“ nicht in einem anscheinend so exemplarischen Fall von Nebeneinander und Durcheinander dreier Sprachvölker und vier deutscher Stämme sein Prinzip anwenden müssen? Hätte er nicht außer der angenommenen stammlichen Herkunft nun nach stammheitlich verschiedener Sprache, Sitte und Siedlung schauen müssen? Kein Wort in dem Wanderbericht, der das Problem auch nur andeuten würde. Was nicht bei Czoernig steht, hat Riehl nicht gewußt, und was bei Czoernig steht, hat er nicht überprüft. Vermutlich hat er auch die „Ethnographie“ Czoernigs erst nach seiner Wanderung gelesen, — man erinnert sich seines Prinzips der „Literarischen Wanderung nach der Heimkehr“, das er in den „Handwerksgeheimnissen“ zu Beginn seines „Wanderbuches“ mitgeteilt hat. Und wie so oft muß man auch hier feststellen: Nein, Riehl ist kein wissenschaftlicher Denker gewesen, und er ist ganz offensichtlich kein Denker innerhalb des Werdeganges der Volkskunde als Wissenschaft gewesen. Er hat seine sanguinisch hingeschriebenen Vorträge und Wanderberichte durchaus positiv empfunden und dementsprechend widerklingen lassen. Die zusammengelesenen und zusammengedachten Anregungen, die darin mit leichter Hand hingeworfen scheinen, waren jedoch von keiner wirklichen ernstesten Verarbeitung gefolgt. Man mag den temperamentvollen Spätbiedermeier nicht zu streng verurteilen; man sollte ihn aber jedenfalls endlich richtig beurteilen lernen.

Nun, nach diesen verschiedenen Divertimentos von Rede- und Lese- Früchten, wendet sich Riehl endlich Eisenstadt zu. Der ungarische Name der Stadt, Kismarton, verlockt ihn zwar noch zu einer kleinen Nebenbemerkung über den hl. Martin, über die mit Martin gebildeten Ortsnamen in der Landschaft, ja sogar über die herrliche Martinsplastik Georg Raphael Donners im Dom zu Preßburg: Aber nichts davon geht besonders tief. Für Donners hohe Kunst hat er kein Wort der Bewunderung, er wundert sich nur, wie

einstmals Grillparzer, darüber, daß Martin dort eine ungarische Husarentracht trage; das sei sozusagen noch mittelalterlich, — und schnell ist das Bonmot geprägt: „Die eigensten Charakterzüge des Magyarisismus waren und sind bis auf diesen Tag noch größtenteils mittelalterlich.“

Nach so vielen Halbrichtigkeiten gelangt Riehl endlich zu einer vollen Wahrheit: Nämlich zu seiner großen Liebe für Joseph Haydn. Er ist ja zuerst nach Rohrau gewallfahrtet, nun sucht er die Lebensspuren seines Lieblings in Eisenstadt. Und er urteilt über Haydn und seine Stellung in der deutschen Musikgeschichte sehr zutreffend, gibt auch der Zeit seines Eisenstädter Wirkens den Rang, den sie verdient.

Riehl beschaut Eisenstadt als Esterhazy-Residenz. Er vergleicht das Schloß mit anderen fürstlichen Residenzen, er freut sich über die großartige Lage zwischen Weingärten und Waldhügeln. In seiner ableitenden Art muß er selbstverständlich feststellen: „Wir stehen in einem abgelegenen Grenzwinkel, wir fühlen die tiefe Einsamkeit des Ortes und doch beschließt derselbe eine so reiche kleine Welt der Schönheit in sich, daß wir sagen müssen, für den still aus sich heraus ins Große schaffenden Künstler ließe sich kaum eine anregendere Stätte denken.“ Nun, wir wissen schon, daß Riehl kein Prophet war; hier bemerken wir sehr genau, daß er im Gegenteil der typische „propheta ex eventu“ war. Wie, wenn Haydn zufällig nicht zu Esterhazy, sondern zu Schwarzenberg oder zu Liechtenstein gegangen wäre? Ach, ein Mann wie Riehl hätte in Krumau oder in Eisgrub die gleichen sinnvollen Bemerkungen niedergeschrieben.

Aber Haydn war eben in Eisenstadt, und Riehl kann sich wie so mancher seiner biedermeierlichen Vorgänger, die er nicht kannte, über das einstige Eisenstädter Hofleben auslassen, kann von der angeblichen „Esterhazy'schen Katastrophe“ schreiben, und davon, daß der Reichtum des Fürsten nicht mehr so sprichwörtlich sei wie einst. Und selbstverständlich steht da: „Statt der 197 Grenadiere, die noch vor sechzig Jahren die Wachmannschaft des Schlosses bildeten, sah ich nur einen einzigen Diener im Portale auf und niedergehen, und was jedenfalls bedauerlicher, die Mannschaft der einst so berühmten und zahlreichen Musikkapelle ist jetzt auf ein Trio, zwei Violinisten und einen Kontrabassisten zusammengeschmolzen, welche aber immer noch unter einem fürstlichen Kapellmeister stehen, dem vierten, und, wie er selber glaubt, letzten Nachfolger Haydns. Die Amtstätigkeit des Herrn Kapellmeisters Zaitz, dessen freundliche Führerschaft mir meine besten Eisenstädter Eindrücke aufschloß, beschränkt sich dann auch nur auf die Leitung des Kirchenfaches und die Bewahrung des Musik-Archivs im Schlosse.“ Je musikalisch-fachlicher Riehls Mitteilungen werden, desto besser sind sie. Über das Haus Esterhazy hat er einige Abschnitte eingeschoben, die belanglos sind; sie stammen aus der Monographie über das Fürstenhaus von K. von Horvath und Emmerich von Hajnik ²⁸³).

Riehl hat die Haydn-Gruft in der Bergkirche gesehen, die ihm bezeichnender Weise „arg verzopft“ erschien. Riehl hat das Haydn-Haus besucht, und die Konzertsäle im Schloß. Das Eisenstädter Musik-Archiv zog ihn besonders an, wenn er auch den Ausdruck „Archiv“ kritisierte, weil man eine solche Einrichtung „anderswo eine Bibliothek nennen würde“. In den Notenschränken des Archivs fand er in besonderer Zahl Werke des Vorgängers Haydns, des Kapellmeisters Gregor Joseph Werner. Man darf wohl sagen, daß die Wiederentdeckung Werners zu den hohen Verdiensten Riehls gehört.

Haydns musikalischer Nachlaß, der in Eisenstadt gehütet wurde, war gerade in Riehls Wanderjahren von C. F. Pohl aufgearbeitet worden, der von dem musikalischen Wanderer neidlos anerkannt wurde. Er verstand davon wirklich etwas, er konnte über die mangelhaften Ausgaben von Haydns Werken urteilen, und die Bemerkungen über die Eisenstädter Handschriftensätze gehören zweifellos zu den besten Stücken des ganzen Kapitels. Auch die italienischen Opernpartituren Haydns, die für Esterhaza bestimmt waren, sah Riehl in Eisenstadt ein, und knüpfte ein paar Worte über den verbliebenen Glanz dieses großartigen Barockschlosses und seines Hoftheaters an.

Esterhaza ist gleichzeitig das Stichwort für Riehls Abschied von unserer Landschaft: „Bei Esterhaza beginnt die magyarische Sprachgrenze und der Hansag-Sumpf; dieser Ort bildet also den äußersten Vorposten unseres ethnographischen wie nicht minder unseres musikalischen Leithawinkels.“ Und Riehl versucht eine „musikalische Leithalinie“ zu definieren, wieder in der Art jener Landschaftsmystik, die nicht frei von journalistischer Willkür ist. Immerhin fallen hier einige Worte über Volksmusikalität, die einer gewissen Berechtigung nicht entbehren mögen: „Der Leithawinkel ist eine Völkerscheide. Es sind aber drei durch ihren Volksgesang besonders ausgezeichnete Völker, welche hier zusammenstoßen: die Deutschen, und zwar von dem besonders sangesreichen bayrisch-österreichischen Stamm, die Magyaren und die Slaven, und zum Anhang dürfen wir obendrein auch noch die Zigeuner als Instrumentalisten erwähnen. Mozart aus den Salzburger Voralpen und Haydn aus dem Leithawinkel waren schon durch ihre Geburtsheimat vorbestimmt, die scholastisch versteifte Kunstmusik durch den frischen Volksliederton zu verjüngen. Gar mancher hat es bereits ausgesprochen, daß man aus gewissen Haydn'schen Rondos die wild feurige Tanzmusik der Puszta herüberklingen höre, während Haydn anderseits in vielen seiner Menuette geradezu einen niederösterreichischen Ländler aufspielt. Die Sache geht aber noch tiefer. Haydns größte Originalität ruht vielleicht in seiner neuen immer wieder überraschenden Rhythmik. Ich weiß keine Gegend auf deutschem Boden, wo das Ohr des Eingeborenen von Kindheit an und ganz von selbst derart für rhythmische Kontraste sich schärfen könnte, wie in unserem Grenzwinkel zwischen Hainburg und Esterhaza ²⁸⁴).“

Das ist nun freilich wieder Landschaftsmystik und damit Willkür, keine Erkenntnis, sondern eine Behauptung. Aber sie ist zu Haydns Ehren gemeint. Der ganze Abschnitt klingt in Erinnerungen an Haydn aus, in Hinweisen auf das Wiener Sterbehaus Haydns, und auf das für Haydn zweifellos wichtige Spannungsverhältnis zwischen seinen Eisenstädter und seinen Wiener Jahren. Und Riehl bleibt bei seinem Glaubensbekenntnis: „Der bloße Geburtsort kann unter Umständen sehr gleichgültig sein für die spätere Entwicklung eines bedeutenden Mannes; aber das Land, in dem er lebte, lernte und arbeitete, wird uns den Schlüssel zu vielen Geheimnissen seines Schaffens geben.“

Man kann also kaum mit Viktor von Geramb sagen, hier „schließt diese bedeutendste Schilderung unseres Burgenlandes, das sich rühmen kann, schon vor bald hundert Jahren keinen geringeren Topographen als W. H. Riehl gefunden zu haben“ ²⁸⁵). Das ist eine maßlose, kritiklose Überschätzung. Aber als Versuch eines vielgewanderten spätbiedermeierlichen Journalisten wird man Riehls Versuch über den „Leithawinkel“ doch immer schätzen, nicht zuletzt deshalb, weil er in gewissem Sinne doch am Abschluß einer Epoche steht.

Gottlieb Haberlandt

Für die österreichische Wissenschaft, insbesondere für die Volkskunde, hat der Name Haberlandt einen ausgezeichneten Klang. Man denkt dabei vor allem an Michael Haberlandt, den Begründer des Vereins und Museums für Volkskunde in Wien, der im Jahre 1860 in Ungarisch-Altenburg geboren wurde²⁸⁶). Er entstammte aber einer deutschen Familie, die bereits in der Vatergeneration Gelehrte gestellt hatte, vor allem eben seinen Vater Friedrich Haberlandt, der 1826 in Preßburg geboren worden war. Er lehrte als Professor für Mathematik, Zoologie und Botanik sowie vor allem landwirtschaftliche Pflanzenbaulehre an der Höheren Landwirtschaftlichen Lehranstalt zu Ungarisch-Altenburg, die damals ein wichtiges Zentrum der sich rasch modernisierenden Landschaft Österreichs darstellte. Dort, in Ungarisch-Altenburg, wurde ihm und seiner Frau Katharina Haberlandt auch sein erster Sohn, Gottlieb Haberlandt, am 28. November 1854 geboren. Gottlieb folgte seinem Vater im Studium der Naturwissenschaften nach und hat es dabei zu den höchsten Ehren und Würden gebracht. Er war lange Jahre Professor an der Universität Graz, bis er schließlich an die Universität Berlin berufen und dort das Pflanzenphysiologische Institut in Dahlem gründen konnte, einen bedeutenden Mittelpunkt der ganzen modernen Naturwissenschaft. Der äußerst rege und vielseitig aufgeschlossene Gelehrte hat die Erlebnisse und Erfahrungen seines Lebens in einem aufschlußreichen Band „Erinnerungen, Bekenntnisse und Betrachtungen“ festgehalten.²⁸⁷).

Der Memoirenband enthält erfreulicherweise auch einige Jugenderinnerungen, die zeigen, daß die Kindheitserlebnisse im burgenländisch-westungarischen Grenzgebiet vor ungefähr hundert Jahren ein Leben lang im Gedächtnis des Gelehrten lebendig geblieben sind. Sie zeigen auch die Aufgeschlossenheit der ganzen Familie für das Volk, in dem sie lebte, in der besonderen Stellung der evangelischen Deutschen der höchsten Intelligenzstufe innerhalb des ungarischen Bereiches, der sich damals, um das Jahr des Ausgleiches 1867, gerade neu zu formen und zu fühlen begann. Gottlieb Haberlandt hat den Heideboden und das ganze Wieselburger Gebiet noch als deutsche Landschaft erlebt. Die Situation hat Haberlandt mit den Worten gekennzeichnet: „Ungarisch-Altenburg zählte in meiner Kindheit ungefähr 2500 Einwohner, der großen Mehrzahl Deutsche, wenn sie sich auch mehr oder minder ausgesprochen als Ungarn fühlten.“ Die Volksschule war auch noch einige Jahre hindurch deutsch, im Gymnasium, es handelte sich dabei um das Altenburger Piaristen-Gymnasium, galt bereits Ungarisch als Unterrichtssprache, was für die deutschsprachigen Schüler zu beträchtlichen Schwierigkeiten führte. Man muß dabei bedenken, daß die Familie Haberlandt immer protestantisch war, und daher ein doppelter Gegensatz zu den katholischen Ungarn entstand. Haberlandt schrieb da sehr bezeichnend: „Die älteren Piaristen-Ordensbrüder, die als Lehrer fungierten, waren wohlwollende, tolerante Männer, die mich Evangelischen oft in Schutz nahmen, wenn meine Schulgenossen mich als ‚Juden‘ verhöhnten. Jeder Nichtkatholik war in ihren

Augen ein Jude, und oft gabs heftige Kämpfe, wenn ich ihnen gegenüber meine arische Abstammung verteidigte. Noch heute klingt mir ihr höhnisches ‚Zsido, zsidol‘ in den Ohren. So habe ich schon in zarter Jugend die Rohheit des Antisemitismus zu spüren bekommen.“ Wir ziehen heute im Geiste den Hut vor dem greisen Gottlieb Haberlandt, der dies in Berlin und noch dazu im Jahre 1933 zu veröffentlichen wagte.

Das Protestantentum der Familie konnte also in Ungarisch-Altenburg nicht so recht zur Geltung kommen, es mußte der Privatunterricht und der gelegentliche Besuch protestantischer Gemeinden aushelfen. Dadurch kam Gottlieb Haberlandt auch schon früh mit Heidebodendörfern in Berührung. „Da in Ungarisch-Altenburg keine evangelische Kirche existierte und auch kein evangelischer Religionslehrer vorhanden war, empfang ich den ersten Religionsunterricht von meiner Mutter. Sie beschränkte sich auf biblische Erzählungen aus dem Alten und Neuen Testament, auf die Erklärung der zehn Gebote, soweit sie dem Knaben verständlich gemacht werden konnten, und auf das Lehren einiger Gebete, von denen das Vaterunser einen großen und nachhaltigen Eindruck auf mich gemacht hat. Daß darin mit wenigen Sätzen die ganze Skala religiösen Empfindens, freudvoller Erhebung und leidvoller Selbstbetrachtung durchlaufen wird, habe ich noch in meinem späteren Leben, als jeder positive Glaube schon längst entschwunden war, in leiblicher oder seelischer Bedrängnis als wahren Trost empfunden. An hohen Festtagen, besonders am Karfreitag, fuhren die Eltern zum Kirchenbesuch nach Straß-Sommerein, einem benachbarten Dorf des „Heidebodens“, dessen deutsche Bevölkerung, aus eingewanderten Schwaben bestehend, rein protestantisch ist.“ Haberlandt irrt hier, die Heidebauern bestehen sicherlich nur zum geringsten Teil aus eingewanderten Schwaben²⁸⁸), und Protestanten waren sie auch damals nur zum Teil. Aber es war die Lehrmeinung seiner Jugendzeit wie sie besonders durch den großen österreichischen Ethnologen Karl Czoernig vertreten wurde, und damit die allgemeine Ansicht, die erst später revidiert wurde. „Die älteren Kinder wurden dabei gewöhnlich mitgenommen, doch kann ich nicht sagen, daß mich die nüchterne Art des Gottesdienstes in der schmucklosen Kirche in besonders weihevoller Stimmung versetzt hätte. Die von rauhen Bauernkehlen nicht eben rein gesungenen Choräle ließen mich kalt, und von der Predigt verstand ich nur wenig.“ Bei den „nicht rein gesungenen Chorälen“ muß man sich ins Gedächtnis rufen, daß die Familie Haberlandt hervorragend musikalisch war. Gottlieb Haberlandt erhielt schon von seiner Mutter den ersten Klavierunterricht, später dann unterrichtete ihn ein Musiklehrer, und zwar so gut, daß er mit 14 Jahren Haydn'sche und Mozart'sche Sonaten „leidlich“ spielen konnte. Und dann: „Neben dem Klavierspiel wurde unter der Anleitung meines Vaters auch der Liedgesang fleißig geübt, woran alle Geschwister teilnahmen. Wenn wir sechs Kinder unisono deutsche Volkslieder sangen, wobei mir die Klavierbegleitung zufiel, so waren dies meine ersten musikalischen Genüsse, die mir noch heute im Schimmer zartester Poesie nachklingen.“ Man mag sich auch daran erinnern, daß im Hause Michael Haberlandts später ein Hugo Wolf seine erste bedeutende Pflegestätte fand. Bei so viel Musikalität im Sinn der Wiener Klassik mochte freilich der protestantische Bauernchoral in den Kirchen des Heidebodens einigermaßen rauh klingen.

Besonders aufschlußreich sind Gottlieb Haberlandts Mitteilungen über einige evangelische Pfarrhäuser im heute burgenländischen Bereich. Er schreibt

darüber: „In guter Freundschaft waren meine Eltern auch mit mehreren evangelischen Pfarrersfamilien verbunden, die in den deutschen Dörfern des ‚Heidebodens‘ ein idyllisches Leben führten. In dem zwei gute Fahrtstunden entfernten Zurndorf waltete mein Taufpate Johann Tomka als geistlicher Hirte einer großen, wohlhabenden Gemeinde²⁸⁹). Er war ein untersetzter, kräftiger Mann mit scharf geschnittenen Zügen, ein großer Blumenliebhaber, der im Gewächshaus und Garten blumistische Neuigkeiten aus aller Welt mit großem Geschick und gärtnerischer Erfahrung hegte und pflegte. Auch auf die Gemüsezuht verstand er sich vortrefflich, und die süßesten, wohl-schmeckendsten Melonen habe ich an seiner Mittagstafel verzehrt. Um mein Seelenheil hat er sich wenig gekümmert, sich aber gern an unseren Knabenspielen ergötzt. Seine Frau Luise war eine geborene Biermann, eine Cousine meines Vaters, die, da sie kinderlos war, ihre sechs Patenkinder mit besonderer Liebe umgab und betreute. Es war mir und meinen Geschwistern immer ein Festtag, wenn wir mit den Eltern nach Zurndorf fuhren, über die weite Ebene zwischen endlosen Feldern und Weiden, und wenn dann an heißen Sommertagen die Fata morgana einen fernen See mit Baumgruppen und einzelnen Kirchtürmen an den Ufern vorspiegelte. Oft übernachteten wir im weitläufigen Pfarrhause; dann wurde mir etwas unbehaglich zumute, wenn beim ersten Morgengrauen die Rinderherden durch die breite, staubige Dorfstraße getrieben wurden und die unheimlich langen Hörner der ungarischen Ochsen und Kühe in dichtem Gewirr an den geöffneten Fenstern vorüber-schwankten. — Auch ein Schulfreund meines Vaters, Pfarrer August Schuh, in Gols, unweit des Neusiedler Sees, wurde bisweilen besucht, ein heiterer, geistreicher, freidenkender Mann; er war sehr musikalisch, sang gerne und führte mich einmal nach dem Sonntagsgottesdienst zur Orgel hinauf, wo ich klopfenden Herzens einen Choral zu spielen versuchte. Er hat meinen Vater um Jahrzehnte überlebt und ist erst im Alter von 98 Jahren an Altersschwäche gestorben. Bis wenige Jahre vor seinem Tode soll er körperlich und geistig noch überraschend rüstig gewesen sein.“

Man sieht, Gottlieb Haberlandts Erinnerungen geben kleine, nicht unwesentliche Züge auch für die Lokal- und Pfarrgeschichte von Zurndorf und Gols ab. Sie sind aber vor allem wichtig, weil es ja aus unserem Gebiet fast überhaupt keine derartigen Memoirenwerke gibt, die das intime, persönliche Leben der Menschen vor ungefähr einem Jahrhundert erschließen würden. Die liebenswürdigen Jugenderinnerungen des großen Gelehrten, der hier am Grenzsäum unseres Landes aufwuchs, bedeuten also auch für das Burgenland eine Bereicherung der Kenntnis seiner Geistesgeschichte²⁹⁰).

Eduard Sueß

Viele berühmte Österreicher sind im Burgenland zur Welt gekommen. Einige andere, nicht minder berühmte, haben sich aus dem Burgenland ihre Frau geholt, und deshalb gelegentlich, auf längere oder kürzere Zeit, auch das Land besucht, und sich mit ihm beschäftigt. Zu dieser zweiten Gruppe gehört auch der berühmte Wiener Geologe Eduard Sueß. Der aus einer vogtländisch-sudetendeutschen Familie hervorgegangene Gelehrte wurde, durch einen Reisezufall, in London geboren, im Jahre 1833. Er ist nach langem ruhmreichen Leben, weltberühmt durch sein Werk „Das Antlitz der Erde“ und durch den Bau der Wiener Wasserleitung, 1914 in Wien gestorben. Im Jahre 1852 lernte er als junger Beamter des Naturhistorischen Museums seine Braut und spätere Frau, Hermine Strauß, kennen. Ihre Familie stammte aus Marz im Burgenland. Hier nun wollen wir Eduard Sueß selbst das Wort überlassen, er hat in seiner sehr lesenswerten Selbstbiographie, die 1916 unter dem schlichten Titel „Erinnerungen“ erschien, dem Ort Marz und dem ganzen Heanzenland sehr beachtenswerte Worte gewidmet²⁹¹⁾.

„Das Dorf Marz (ungarisch Marczfalva) liegt in Ungarn, unweit der österreichischen Grenze, zwischen Neustadt und Ödenburg. Marz gehört dem, einen beträchtlichen Teil des westlichen Ungarn bewohnenden, biederen schwäbischen Volksstamme der Heanzen an, den Kaiser Heinrich IV. im Jahre 1074 hier angesiedelt hat.“

Sueß folgt hier den Ansichten der altösterreichischen Ethnographen, die halbe Wahrheiten und halbe Irrtümer zu einer Art von Stammesgeschichte zusammengefügt haben, an der bei kritischer Betrachtung nicht viel Brauchbares übrigbleibt²⁹²⁾. Insbesondere die „Heanzen“ haben mit „Schwaben“ überhaupt nichts zu tun; freilich erklären sich diese Fehlbezeichnungen zum Teil dadurch, daß im Ungarischen jeder Deutsche als „Schwab“ bezeichnet wurde und wird, eine ähnliche Namensgeneralisierung wie die der Siebenbürger „Sachsen“, die ja durchaus keine Sachsen im Sinn von heutigen Ober- oder Niedersachsen waren und sind.

„Die Pfarrkirche (von Marz) nennt 1077 als das Jahr ihrer Gründung. Gegen Süden ist das Dorf von Waldgebirge umgrenzt, den Ausläufern des Rosaliengebirges; gegen Norden erheben sich niedrigere Rücken, umsäumt wie die ersteren von Reben und von kleineren Waldungen gekrönt. Von ihrer Höhe gewahrt man im wunderbarsten landschaftlichen Gegensatze zur Linken die schneeigen Kalkalpen, zur Rechten den weiten Spiegel des Neusiedler Sees und über diesen hinaus die grenzenlose, grüne pannonische Ebene. Die kleinen Waldungen auf diesen Höhen sind aber seit lange bekannt wegen der Mengung der subalpinen und pannonischen Flora, die, vom Ackerbau und Weinbau aus dem Tale vertrieben, hier ein gemeinschaftliches Asyl gefunden haben. Im Tale gedeiht auf mächtigen, schönen Bäumen die eßbare Kastanie, und im Frühjahr unterbricht die Blütenpracht der Pfirsichbäume das einfarbige Gehänge der Weinberge²⁹³⁾.“

Der große Naturforscher hat also der Heimatlandschaft seiner Braut volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er besaß aber interessanterweise auch Sinn für die volksmäßige Überlieferung, und hat vor fast genau einem Jahrhundert allerlei bemerkenswertes Erzählgut in Marz festgehalten. Er schreibt:

„Mancher alte Brauch hat sich hier erhalten und manche altertümliche Redeweise. Als ich im Jahre 1853 das Dorf zum ersten Male betrat, war ein guter Teil der älteren Bauern nicht des Lesens kundig und vielleicht hatten sich gerade deshalb alte Überlieferungen so frisch erhalten. Jedenfalls reichten sie damals bis über die Türkennot von 1683 zurück. ‚Mein Ähnl‘, so beiläufig erzählte mir der alte Buchinger, ‚hat von sein Ähnl gehört, daß einmal, vor vielen, vielen Jahren hier durch den Bach ein Bauer kommen is in großer Eil. Der war von Oßlip am See, der hat zwei weiße Ochsen mit langen Hörnern eingespannt ghabt, in die hat er immer hinein ghaut und wie er stehn bliëbn is, war er völlig außer Atem. ‚Laitlen‘, sagt er, dann hat er nit weiter reden können, und dann hat er mit die Arm umghaut und stier vor sich hingschaut und auf einmal hat er laut in die Luft hinausgschrien: ‚Kittsee printt und Sumerein printt und Apatlan printt a und alles printt und der Tartar is da und Laitlen tats Sturm laitn. Und i bin der Faierbot. Und ihr schickts an Faierbotn auf Rohrbach und i fahr weitter auf Mattersdorf. Und ihr tuts aier Hab und Gut auf Wagn und s’Vieh treibts mit, und furt und furt.‘ Und so is’s gschehn. Und am andern Tag, eh daß noch die Sonn da war, sein die Marzer furt, auf die Wagn die Weiber, am ersten Wagen der Pfarer, beim Vieh die Buben und darnebn die Maner mit was für Wöhr als halt ghabt haben. Und wie sie auf die Höh gegen Mattersdorf zum roten Kreuz kommen sein, hat der Pfarrer noch einmal halten lassen und’s Allerheiligste hat er erhoben gegen Marz hin und hat bet’t. Und die Weiber habn so vill gweint. Und so seins’s furt ins Steirische.“

Das war 133 Jahre bevor mein Großvater — Erdmann Sueß — vor den Kolonnen des Marschalls Berthier mit seiner Gemeinde (Bobenneukirchen) auszog, und es scheint in den steirischen Bergen ein ähnliches traditionelles Gastrecht bestanden zu haben wie in den böhmischen Wäldern. Die besondere Pietät, mit welcher heute noch die Marzer zum Wallfahrtsort Mariazell pilgern, der dem Fürsten Esterhazy so viel verdankt, hängt vielleicht mit diesen Ereignissen zusammen ²⁹⁴).

Die Erzählung vom Feuerboten, der vor den einfallenden Türken herfährt und die Marzer zur Flucht aufruft, ist ungemein dramatisch, durchaus der Volkssprache und dem Volkston angemessen, es kann kein Zweifel sein, daß Sueß sie nach der bäuerlichen Kunde richtig aufgezeichnet hat. Wenn wir nicht so erschütternde Gegenstücke aus der jüngsten Gegenwart noch in trauriger Erinnerung hätten, würden wir den Bericht gern als Szene eines historischen Romanes betrachten. So müssen wir leider annehmen, daß es sich um nichts als die nackte Wahrheit handelt, die das geängstigte Bauernvolk nicht vergessen hatte. Wenn freilich einmal ein Burgenländer den Türkenkriegsroman seiner Heimat schreibt, dann soll er an dieser Szene nicht vorübergehen. Wie Josef K. Homma die wuchtigsten Szenen seines Pinkafelder Heimatromanes „Ein Kampf ums Recht“ aus den zeitgenössischen Aktenstücken geschöpft hat ²⁹⁵), so könnte eine Geschichte wie von Eduard Sueß überlieferte zum Vorbild für einen quellenechten und landschaftlich begründeten Türkenkriegsroman des nördlichen und mittleren Burgenlandes werden.

Sueß hat seine Aufzeichnung selbst im Zusammenhang mit der geistigen Bedeutung des Burgenlandes gesehen. In einem prägnanten Abschnitt hat er sie zusammengefaßt, und es mag gut sein, auch diesen hierherzusetzen:

„Es ist merkwürdig, wie viele bedeutende Persönlichkeiten aus dem engen heanzerischen Bezirke zwischen Preßburg, Wieselburg und der Gegend süd-

lich von Ödenburg hervorgegangen sind. Von großem Wert war die Musikkapelle des Fürsten Esterhazy in Eisenstadt, namentlich seit dem Übergange ihrer Leitung an Haydn im Jahre 1766. Haydn selbst war ein Heanz, jedoch knapp innerhalb der österreichischen Grenzen in Rohrau geboren. Liszts Vater war ein fürstlicher Waldschreiber im Holzstadel am Saume des Waldes von Marz; seine nur um ein Jahr ältere Schwester wurde noch in Marz getauft, er selbst wurde in Raiding unterhalb Ödenburg geboren. Heanzen waren auch Hummel und Weigl, der Kompositeur der ‚Schweizer Familie‘. Daß wirklich die Kapelle es war, welche die Anregung brachte, zeigte sich aus dem Übergreifen auf Israeliten. Joachim stammt von Kittsee bei Preßburg, Goldmark, der Schöpfer der ‚Königin von Saba‘ aus Deutsch-Kreutz unterhalb Ödenburg. Zu den Anregungen der Kapelle traten dann noch, z. B. für Liszt, die wilden und völlig autochthonen Fantasien der fahrenden Zigeuner, die man heute noch, wenn auch von Jahr zu Jahr seltener, in dem ganzen Gebiete hören kann. Der berühmte Hygieniker Semmelweis war in Siegraben oberhalb des Heustadels geboren, das früher zu Marz eingepfarrt war, der Anatom Hyrtl in Eisenstadt, der Schauspieler Kainz in Wieselburg, der Erfinder der Turbine, Segner, in Preßburg²⁹⁶).“

Über diese nachdenkliche Schau hinaus hat Sueß selbstverständlich auch dem Ort Marz und der Familie seiner Frau einige Worte gewidmet, von denen hier nur die bezeichnendsten herausgehoben sein sollen:

„Manches hat sich in Marz in den letzten Jahrzehnten geändert, weniger durch die versuchte Magyarisierung, als durch die Eisenbahn, durch die allgemeine Wehrpflicht und durch die Anziehungskraft der großen Fabriken in dem benachbarten Teil von Niederösterreich. An jedem Montagmorgen führt jetzt die Bahn Hunderte von Arbeitern über die Grenze und Samstagabend kehren sie zurück. Viele kleine Häuser entstehen mit einem sehr geringen Grundbesitze, den die Frau pflegt, und bei diesem gemischten System von Industrie und kleinem Feld- und Gartenbau gedeiht der Ort²⁹⁷).“

Seine eigene Frau gehörte freilich nicht jener Schicht von Wanderarbeitern mit Kleingrundbesitz an, die bis heute für das mittlere Burgenland so überaus bezeichnend geblieben ist. Der Großvater von Frau Sueß war der wohlhabende Müllermeister und Fleischhauer Matthias Strauß. „Seine Frau hatte er sich vom See geholt, und er hatte eine zahlreiche Familie“, schreibt Sueß über ihn. Sein jüngster Sohn, Franz Strauß, 1790 geboren, studierte, zunächst in Preßburg, dann in Wien, und wurde ein bekannter Wiener Arzt. Dessen Tochter Hermine aber machte Sueß als Gatten mit ihrer burgenländischen Väterheimat bekannt. Ein Verwandtschaftsverhältnis der Wiener Hochintelligenz, dem wir also einen ebenso unerwarteten wie aufschlußreichen Einblick in die burgenländischen Verhältnisse im Nachmärz verdanken, noch dazu von der Warte eines Mannes aus gesehen, der den Liberalismus der Zeit in ganz charakteristischer Prägung vertrat.

Dr. Franz Strauß, der übrigens auch seinen Namensvetter, den großen Wiener Walzerkomponisten Johann Strauß behandelte²⁹⁸), zog sich in seinen letzten Lebensjahren in sein Heimatdorf zurück und erbaute dort die Häusergruppe Nr. 129. Er betätigte sich, sozusagen zu den Vätern zurückgekehrt, wieder in der Landwirtschaft, und kaufte noch Grundstücke, das „Palmesgreut“ zu seinem Besitz dazu. Sein Schwiegersohn, eben Eduard Sueß fügte dann diesem Besitz noch das Landhaus Nr. 191 hinzu. So ist aus seiner familiären Bindung zum Burgenland auch eine besitzmäßige geworden²⁹⁹).

Johann Reinhold Bünker

Das Burgenland und das Ödenburger Gebiet waren im ganzen 19. Jahrhundert, vor allem in seiner zweiten Hälfte aber, erstaunlich reich an bedeutenden Sammlern, die das Gebiet der überlieferungsgebundenen Volkskultur früh erkannten und seine Traditionen in den verschiedensten Sparten, von der Sachforschung bis zur rein geistigen Volkskunde, getreu und mit großem Erfolg in die Scheuern der Wissenschaft brachte. Einer der wichtigsten von diesen Sammlern, gleichzeitig der ausgreifendste und erfolgreichste, was die Veröffentlichung seines Sammelstoffes betrifft, war Johann Reinhold Bünker, der am 13. November 1914 in Ödenburg starb. Er hat für das Burgenland gearbeitet, als es noch gar nicht so hieß. Wäre sein Wirken in eine andere Zeit gefallen und von anderen Zeitgenossen beurteilt worden, so hätte man ihn vielleicht den „burgenländischen Grimm“ genannt³⁰⁰).

Er war, wie so viele andere, die sich um das Burgenland tätig annahmen, kein hier Geborener. Er war der Abstammung nach sogar Schweizer, und 1863 in Seebach in Kärnten zur Welt gekommen. Er erlangte keinen akademischen Grad, sondern wurde Lehrer an der evangelischen Volksschule A. B. in Ödenburg, und blieb beim Lehrberuf, bis er in Anerkennung seiner volkskundlichen Sammlungs- und Veröffentlichungstätigkeit zum Oberkustos des Ödenburger Stadtmuseums berufen wurde. In die knappen dreißig Jahre seines Wirkens in Ödenburg drängt sich eine heute noch überraschende Fülle von Arbeit zusammen³⁰¹).

Sie galt zunächst und immer wieder dem mittleren Burgenland, dem eigentlichen Heanzentraland. Zunächst waren es Beiträge zur Bauernhausforschung, zu der Bünker durch Rudolf Meringer und die Anthropologische Gesellschaft in Wien gekommen war³⁰²). Schon 1894 erschien in den „Mitteilungen“ dieser Gesellschaft seine erste hiehergehörige Arbeit über die „Typen von Bauernhäusern aus der Gegend von Ödenburg“³⁰³). Ein Jahr später schrieb er in der gleichen Zeitschrift über „Das Bauernhaus in der Heanzerei“³⁰⁴), und 1908 wieder dort über „Westungarische Vorhallenhäuser“³⁰⁵). Neben der Bauernhausforschung, die Bünker nicht nur im Burgenland, sondern mindestens ebenso intensiv in Steiermark, Kärnten und Tirol betrieb, beschäftigte ihn in den nächsten Jahren die Brauchforschung. Seine umfangreiche Beschreibung „Eine heanzische Bauernhochzeit“³⁰⁶) brachte 1900 das Burgenland in der Berliner Zeitschrift für Volkskunde zur Geltung. Gleichzeitig wuchs jedoch das Sammelmateriale Bünkers auf dem Gebiete der heanzischen Volksdichtung immer stärker an. Hier war es die Zeitschrift für österreichische Volkskunde, die diesen ausgezeichneten, mundartlich äußerst genauen Aufschreibungen literarisches Obdach gewährte. Ebenfalls im Jahre 1900 erschien hier das Supplement-Heft „Heanzische Kinderreime“, mit nicht weniger als 352 Nummern aus Agendorf, Gamischdorf, Gols, Harkau, Kemeten, Lockenhaus, Mörbisch, Pinkafeld, Pöttelsdorf, Weppersdorf, Neudau und Ödenburg selbst³⁰⁷). 1894 waren ihnen schon die „Heanzischen Sprich-

wörter“ in den Budapester „Ethnologischen Mitteilungen“ vorangegangen ³⁰⁸), und 1909 folgten ihnen die „Heanzischen Volkslieder“, wieder in der Wiener Zeitschrift ³⁰⁹), mit nicht weniger als 106 Nummern, wobei aber Bünker durchaus nicht sein ganzes Sammelmaterial gab, sondern nur das für das Heanzienlied Bezeichnende herausgreifen wollte. Den burgenländischen Volksschauspielen war er schon vorher nachgegangen und hatte die bezeichnenden Umzugsspiele der Ödenburger Umgebung, ein Dreikönigsspiel und das Spiel von Türken und Husar, bereits 1895 dem I. Jahrgang der Wiener Zeitschrift zur Verfügung stellen können ³¹⁰). Auch diesen Volkskulturgütern ging Bünker nicht nur im Burgenland nach, sondern schuf in seinen „Volksschauspielen aus Obersteiermark“, die als XI. Ergänzungsband der Wiener Zeitschrift noch 1915 erscheinen konnten ³¹¹), die wichtige Ergänzung zu Anton Schlossars berühmter Sammlung steirischer Volksschauspiele aus dem Jahre 1891 ³¹²).

Am weitesten wurde aber zweifellos der Name des bescheidenen Ödenburger Lehrers und Museumsmannes Bünker durch seine Sammlung burgenländischer Märchen in die Welt der Forschung hinausgetragen. Bei der Sammlung der Kinderreime hatte ein Schüler dem stets aufmerksamen Lehrer ein Märchen mitgeteilt, das er von seinem Onkel, dem Ödenburger Straßenkehrer Tobias Kern, kannte, Bünker konnte in den Jahren zwischen 1894 und 1906 aus dem fröhlichen alten Original über hundert Erzählungen heraushorchen, die als „Schwänke, Sagen und Märchen in heanzischer Mundart“ 1906 in Leipzig mit Unterstützung der österreichischen Akademie der Wissenschaften erschienen ³¹³) und seitdem nicht mehr aus der modernen Märchenforschung wegzudenken sind. Nur die Schwierigkeit der Lesbarkeit der heanzischen Mundart, wie sie Bünker aufschrieb, hat es mit sich gebracht, daß aus dem heute längst selten gewordenen Werk nicht auch gleichzeitig ein Volksbuch geworden ist. Einen gewissen Ersatz dafür hat Max Mell geschaffen, indem er die Kindermärchen aus Bünkers Sammlung in ein schönes Märchen-Hochdeutsch übertrug und 1929 unter dem Titel „Was mir der alte Mann erzählte“, „Märchen aus dem Burgenland“ in München-Gladbach erscheinen ließ ³¹⁴). Die künftige österreichische Märchenforschung wird sich aber auch weiterhin noch mit der Sammlung Bünkers beschäftigen müssen und vielleicht einmal auch eine Neuausgabe aller seiner hierhergehörigen Aufzeichnungen veranstalten. Es ist dies erfreulicherweise möglich, denn der handschriftliche Nachlaß Bünkers, der sowohl Veröffentlichtes wie Unveröffentlichtes enthält ³¹⁵), ist nach längeren Irrfahrten in den letzten Jahrzehnten vor einigen Jahren nun doch an eine gute Pflegestätte, nämlich an das Museum für Volkskunde gelangt, das ja in seiner Objektsammlung auch alles das besitzt, was Bünker an materiellen Dingen der heanzischen Volkskultur nach Wien geschafft hat. Manche Teile dieser Sammlung lagen über ein halbes Jahrhundert lang unbeachtet in den Depots des Naturhistorischen Museums, späterhin, nach der Abgliederung der Ethnographischen Abteilung davon, im Völkerkundemuseum. Erst 1954 ergab sich die Möglichkeit, diese Bestände an das Museum für Volkskunde zu überführen und bei dieser Gelegenheit gleich ein Inventar davon zu erstellen und zu veröffentlichen, das wieder die Bedeutung von Bünkers Sammelarbeit herausarbeiten konnte ³¹⁶). Damit hat ein wichtiger Teil von Bünkers Lebenswerk nach einem halben Jahrhundert dorthin gefunden, wo schon so viel von ihm verwahrt wird, und wo auch seine Arbeiten durch die Veröffentlichung in der Wiener Zeitschrift für Volkskunde die umfangreichste Betreuung erhalten hatten.

Das überquellend reiche sammlerische Lebenswerk Bünkers steht also auch heute noch mitten im Leben der Forschung. Die Nachwirkung der Arbeit dieser schlichten, ganz auf ihr Tätigkeitsbereich eingestellten Persönlichkeit dauert fort und fort an. Was durch die Reisenden und Topographen des frühen 19. Jahrhunderts angebahnt wurde, diese geistige Entdeckung des Burgenlandes, ist durch Bünker um die Jahrhundertwende entscheidend fortgeführt und im Sinn der Volkskunde seiner Zeit ausgebaut worden. Nach den Ansätzen, den Frühformen einer burgenländischen Volkskunde bei Karl Julius Schröer und M. A. Becker bedeutet Bünker eine steile Höherführung. Erst das mittlere 20. Jahrhundert hat sammlerische Leistungen erstellt, die den seinen ebenbürtig sind³¹⁷).

Anton Dachler

Im Jahr 1955 feierte der Verein für Volkskunde in Wien das 60. Jahr seines Bestehens. 1895 hatten Michael Haberlandt und Wilhelm Hein diesen Verein gegründet, weil sich die Erforschung der Volkskultur der Völker der Donaumonarchie für sie als wesentliche neue Aufgabe ergeben hatte, eine Aufgabe, für deren Bewältigung jegliche Organisation fehlte. Ein besonderes Geschick wollte es, daß gleich bei der Gründung dieses Vereines, der fortan die ganze österreichische Volkskunde maßgeblich leiten sollte, der die entsprechende wissenschaftliche Zeitschrift und das rasch anwachsende Museum der österreichischen Volkskunde schuf und trug, daß gleich bei der Gründung dieses also sofort allenthalben wirksamen Vereines auch die Bevölkerung des heutigen Burgenlandes und ihr bäuerliches Wesen und Leben als besonders erforschenswert erkannt wurden. Die Situation war günstig. Michael Haberlandt war selbst ein Sohn des deutschen Westungarn, aus einer ungarländischen deutschen Familie 1860 in Ungarisch-Altenburg geboren. Die Erinnerungen seines älteren Bruders Gottlieb Haberlandt haben auf die Beziehungen der Familie zum burgenländischen Heideboden hingewiesen³¹⁸⁾. Verwandtschaftliche Bande verknüpften die Haberlandts mit der Familie Thirring, von der sich mehrere Mitglieder der jungen Volkskunde zuwandten. Julius Thirring wurde Kassier des damals jungen Vereines für Volkskunde, Irene Thirring-Waisbecker trug von Budapest her zur Sammlung des Volksliedes der Heanzen bei³¹⁹⁾. Die in Budapest betriebene Ethnographie hatte das Burgenland wohl auch ins Auge gefaßt. Gerade zur Zeit der Gründung des Vereines, im Jahre 1896, erschien der Artikel „Die Heanzen“ in dem großen Sammelwerk „Die Österreichisch-Ungarische Monarchie in Wort und Bild“, das man nach der ersten Anregung, die von dem Thronfolger Kronprinzen Rudolf ausging, bis heute einfach das „Kronprinzenwerk“ nennt. Der Artikel stammte von dem bedeutenden Budapester Ethnographen Anton Herrmann, der im „Anzeiger des Ethnographischen Museums“ eine Volkskunde-Zeitschrift für Ungarn zu schaffen versuchte, die freilich mit der gleichzeitig entstehenden „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“ nicht ganz Schritt halten konnte. Immerhin muß man die Arbeiten von Anton Herrmann, Irene Thirring-Waisbecker und einigen anderen, die sich auf das Burgenland beziehen, auch heute noch dort suchen.

Die Wiener Forschung hatte sich freilich stärkere Kräfte zu sichern gewußt. Da war vor allem der in Ödenburg wirkende Abkömmling einer Schweizer Familie Johann Reinhold Bünker, der sich als hervorragender Zeichner und Sammler auf den verschiedensten Sachgebieten der Volkskunde entfaltete und bewährte³²⁰⁾. Wie Haberlandt und Hein war er im Kreis der Anthropologischen Gesellschaft in Wien groß geworden, und veröffentlichte sehr wesentliche Teile seiner Studien in deren berühmten „Mitteilungen“. Er vertrat in den Jahren, die für die Gründung des Vereines für Volkskunde wesentlich waren, vor allem die Bauernhausforschung im westungarischen Gebiet. Die Erschließung des Bauernhauses als Forschungsgegenstand war

damals eine bedeutende Neuheit. Arthur Haberlandt hat Jahrzehnte später den Werdegang der österreichischen Forschung auf diesem Gebiet eindrucksvoll geschildert ³²¹). Nach manchen Vorarbeiten kam es im letzten Jahrzehnt vor der Jahrhundertwende zu einer recht planmäßigen Aktion. 1891 machte der damalige Präsident der Anthropologischen Gesellschaft, der hochverdiente Ferdinand Freiherr von Andrian-Werburg Mitteilung davon, daß die Gesellschaft bemüht sei, nach Maßgabe ihrer Mittel „zur Förderung der Ethnographie in unserem Vaterlande durch Aktivierung eines Komitees für das Studium des Bauernhauses beizutragen“. Dem Komitee gehörte ein Mann aus dem deutschen Westungarn an: Karl Julius Schröer, Professor der Germanistik an der Technischen Hochschule in Wien ³²²). Für uns ist Schröer der Initiator der Volksschauspielforschung im burgenländisch-westungarischen Gebiet, sein Name ist untrennbar mit dem Weihnachtsspiel des Dorfes Oberufer bei Preßburg verbunden. Aber Schröer hat weit mehr geleistet, er gehört in die erste Generation der Burgenland-Volkskunde. Bereits im Jahre 1859 veröffentlichte er seine Arbeit „Heanzen-Mundart“ in der Frommannschen Zeitschrift „Die deutschen Mundarten“, und diese hundert Jahre alte Arbeit ist auch heute noch für uns von größter Wichtigkeit. Durch Schröer war also das Komitee mit den Fragen, die das deutsche Westungarn aufgab, vertraut. Dieses Komitee verschickte bereits 1891 einen Bauernhauskundlichen Fragebogen, wohl die erste Unternehmung dieser Art, der dann bis zu den Umfragen des „Atlas der burgenländischen Volkskunde“ in der Gegenwart mindestens drei ähnliche Umfrageunternehmungen gefolgt sind.

Was durch dieses Komitee und das Fragebogenunternehmen angeregt und gefördert wurde, konnte J. R. Bünker für seine Landschaft weitgehend in die Tat umsetzen. Er erfaßte die Bauernhäuser um Ödenburg und in der „Hienzerei“ in einer eigenen umfangreichen Abhandlung und brachte die Problematik der „Westungarischen Vorhallenhäuser“, wie sie sich ihm damals darbot, auch anschaulich und mit reichem Material zur Geltung. Bünkers Blick blieb nicht am Lokalen hängen. Er überblickte beispielsweise die „Typen der Dorffluren an der Grenze von Niederösterreich, Ungarn und Steiermark ³²³), konnte aber auch viel weiter ausschauen, da er mit gleicher Systematik auch in Steiermark, Kärnten und Tirol Flur- und Hausaufnahmen im Gelände durchführte, die zum Teil bis heute die Grundlage aller späteren Forschung geblieben sind. Dementsprechend waren ihm die Zusammenhänge des mittleren Burgenlandes mit den österreichischen Nachbarländern eine Selbstverständlichkeit, ohne daß er darüber viel geredet hätte. Als er 1914 starb, waren ja auch die staatspolitischen Fragen, die sich hier so bald ergeben sollten, kaum schon auf den Plan getreten.

Die Arbeiten des Komitees der Anthropologischen Gesellschaft wie der Einzelforscher auf diesem Gebiet kamen ab 1894 auch einer weiteren Wiener Organisation zugute. Der Österreichische Ingenieur- und Architektenverein hatte einen Zentralausschuß für die Vorbereitung eines großangelegten Werkes „Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn“ gegründet. Die Architektenvereine Deutschlands und der Schweiz hatten gleiche Ausschüsse für die gleichen Zwecke in ihren Ländern geschaffen, und so wurde denn bald sehr zielbewußt an diesem großen Aufnahme- und Darstellungswerk gearbeitet, obgleich uns dies heute, wissenschaftsgeschichtlich gesehen, etwas verfrüht erscheinen mag. Schließlich hatte die Bauernhausforschung, von der Volkskunde her gesehen, kaum schon die notwendigen Grundlagen, um zu einem solchen großen Dar-

stellungswerk vorschreiten zu können. Aber die Architekten dachten anders. Für sie war zunächst die maßgerechte Aufnahme von bezeichnenden Häusern und Gehöften ein erreichbares Ziel, und das wurde auch tatsächlich energisch ins Auge gefaßt. Aus dem Kreis der Anthropologischen Gesellschaft wurde der einzige akademische Bauernhausforscher, den Wien damals besaß, in diesen Zentralausschuß entsandt; es war der junge Privatdozent Dr. Rudolf Meringer, ein Indogermanist, in dem Pläne zu einer Verbindung von Wörter- und Sachenforschung heranreiften³²⁴). Er folgte bald einer Berufung nach Graz und begründete die dortige Schule der Bauernhausforschung, welche später mit Viktor von Geramb und dessen Schülern zu besonderen Leistungen gelangen sollte. Im Zentralausschuß des Ingenieur- und Architektenvereines vertrat ihn Gustav Bancalari, sein schärfster Gegner auf dem Gebiet der Hausforschung³²⁵). Der alte Offizier war der bedeutendste „Streckenforscher“, der von den Bauernhäusern der Monarchie vielleicht am meisten persönlich gesehen und beschrieben hatte. Als Bancalari im Jahre 1900 starb, folgte ihm ein Bauingenieur — Anton Dachler.

Damit war ein Mann in das Zentrum dieser Bestrebungen eingetreten, der mit der Geisteswelt eines Karl Julius Schröer wie eines J. R. Bünker vertraut war und ihnen verbunden blieb, der aber auch eine bedeutende Streckenerfahrung besaß, wie sie sonst eben besonders Bancalari ausgezeichnet hatte, und der zu alledem noch Techniker war. Im Kreis der anthropologisch-volkskundlichen Bauernhausforscher war der Techniker auch vorher nicht ganz fremd gewesen. Der Architekt Karl Romsdorfer, der Erforscher des Bauernhauses in der Bukowina³²⁶), hatte sich schon angeschlossen. Aber Dachler war und wurde noch mehr, eine Gestalt von ganz eigener Geltung.

II.

Es hat schon in mancher Hinsicht seine Richtigkeit, daß die Heimat ein Teil des Schicksals jedes Menschen ist. Der Heimatraum, die besondere Lage des Geburtsortes, das sind Dinge gewesen, die auch für Anton Dachler schicksalhaft wurden, und besonders sein Verhältnis zum Burgenland mitbestimmt haben. Dachler ist nämlich ein typischer Ostniederösterreicher gewesen, aus jener Ebenenlandschaft zwischen dem Wiener Wald und dem Leithagebirge, deren eigenartiger Spannung sich auch der flüchtigste Durchreisende nicht entziehen kann³²⁷). Dachler wurde am 17. März 1841 zu Biedermannsdorf geboren, und zwar als Sohn eines Müllers. Er besuchte in dem damals noch völlig verkehrsentlegenen Ort die zweiklassige Volksschule, fiel aber bereits dort durch eine gewisse Begabung auf, merkwürdigerweise eine musikalische Begabung. Er hat diese seine erste Vorliebe und dieses sein eigentliches Heimatgebiet nie vergessen. In den letzten fünfundzwanzig Jahren seines Lebens, als er längst amtlich im Ruhestand war, und seine ganze Kraft der Volkskunde widmete, fuhr er jeden Sonntag nach Achau, um in der Kirche die Orgel zu spielen. Aus musikalischen, nicht aus religiösen Gründen, wie man zur richtigen Beurteilung Dachlers dazusagen muß. Wir wundern uns aber nicht, in seinen Aufzeichnungen zur Volkskunde Mitteilungen aus Achau zu finden, auf Jahrzehnte hinaus die einzigen, die es überhaupt gibt. Der Müllersohn erwarb seinen Lehrbrief als Müller, widmete sich aber gleichzeitig der höheren technischen Ausbildung. Er absolvierte in der alten Schule zu St. Anna in Wien die III. und IV. Normalklasse und auf der Wieden die sechs Klassen Realschule. Es waren die Jahre nach 1848, und sie haben sich

ihm sehr fest eingeprägt. Das Österreichische Museum für Volkskunde besitzt in dem umfangreichen handschriftlichen Nachlaß Dachlers auch ein kleines Faszikel persönlicher Erinnerungen. Von diesen Blättchen sind viele der alten Schule, ihren Lehrern und den Kollegen gewidmet, und die Hinweise auf verstohlene Feiern für die Märzgefallenen des Sturmjahres 1848 fallen darunter besonders auf.

Der fertige Realschüler bezog die Technische Hochschule in Wien. Sie war damals in vieler Hinsicht eine Beamtenhochschule, — die Arbeiten an den technischen Großleistungen, die in dieser Zeit in Österreich erstellt wurden, mußten zum größten Teil noch von Ausländern ausgeführt werden. Dies galt insbesondere für den Bahnbau, bei dem die Trassenziehung zu den umkämpftesten Gebieten zwischen einheimischen und fremden Technikern gehörte. Gerade dieses Kapitel der Trassierung zog Dachler besonders an. In den Ferien arbeitete er in der Simmeringer Waggonfabrik und erwarb sich so praktische Kenntnisse. Obwohl der Vater erkrankte und erwerbsunfähig wurde, und Dachler so die Erhaltung seiner Familie übernehmen mußte, blieb er seinem Berufsideal treu und konnte schließlich ins Hochbaubureau der neuen Südbahn eintreten. Das war die damals mehr französische als österreichische Bahnlinie, die am Fuß der Wienerwaldberge durch jene Ebene fuhr, in der Dachler Kind gewesen war. Man wird kaum fehlgehen, wenn man ihre Trassierung, ihre Frühzeit auch zu jenen Heimat- und Kindheits-erlebnissen zählt, die auf Dachler eingewirkt haben ³²⁰).

Der fleißige Ingenieur wurde im Jahr des Ausgleichs Österreichs mit Ungarn 1867 vor seine ersten Aufgaben auf seinem Hauptgebiet, der Trassierung gestellt, und sein Heimatschicksal verwies ihn dabei nach dem nahen Osten: 1867 bis 1873 arbeitete er bei Bahnbauten in Ungarn, und zwar bei der Anlegung der Strecke von Esseg nach Sziget. Dann kam er zu dem für unsere Forschungsergebnisse wichtigsten Auftrag: Er baute die Linie Ebenfurt—Ödenburg—Raab. Dadurch war er Jahre hindurch an das westungarische Land gebunden, und lernte es vorzüglich kennen. Danach kamen viele Einzelaufträge, die ihn in anderen Teilen der Monarchie Kenntnis von Land und Leuten gewinnen ließen. Er baute einen Dampfhammer in Judenburg in der Steiermark, Maschinenwerkstätten der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft in Mohacs in Ungarn, Kellereien in Roitham in Oberösterreich, ja sogar Grenzfestungen in Bilek in Bosnien. 1884 kam er im Dienst der Nordbahn zum Bau der Strecke Hullein—Bielitz, als hätte ihm das Schicksal auch noch diesen ostschlesischen Siedelboden genau zeigen wollen. 1892 wurde er Vorstand der Hochbauleitung der Nordbahn, und als dieser ging er in Pension. Vier Jahre später, 1897, erschien seine erste bahnbrechende Veröffentlichung: „Das Bauernhaus in Niederösterreich und sein Ursprung“ ³²⁰).

Der Hochbauingenieur, der große Eisenbahntechniker, der dreißig Jahre hindurch Land und Leute der österreichisch-ungarischen Monarchie mit einer seltenen Gründlichkeit kennengelernt hatte, war nämlich offenbar niemals bei der bloßen Anschauung stehengeblieben, sondern hatte sich geistig seinen eigenen Weg der Erkenntnis gebahnt, der für mindestens abermals dreißig Jahre gangbar bleiben sollte. Für ihn war die Volkskultur, wie sie sich hauptsächlich im bäuerlichen Bauwesen spiegelte, Zeugnis des geschichtlichen Werdens. Er nahm ihre Erscheinungen nicht als Gegebenheiten hin, sondern suchte ihren „Ursprung“, ihre historische Begründung.

Die Anstöße für diese Betrachtungsweise kommen zum Teil schon aus der Frühzeit der neueren Volkskunde, aus der Zeit Wilhelm Heinrich Riehls. Dessen österreichisches Gegenstück, Alexander von Peez, ein gebürtiger Wiesbadener, der wie so manche Hessen damals in Österreich heimisch wurde³³⁰), und später sogar Mitglied des österreichischen Herrenhauses war, hatte auf seinen Wanderungen, die er später in seinem Buch „Erlebt — Erwandert“ schilderte, die geographischen und geschichtlichen Probleme des Bauernhauses, zunächst der mitteldeutschen Häuser, erkannt³³¹). Da waren stammheitliche Fragen zu Bewußtsein gebracht worden. Die jüngere Siedlungsforschung, vor allem August Meitzen, griff die gleiche Problematik auf und versuchte ihr bereits mit Karten beikommen zu können³³²). Durch den großen Berliner Anatomen, Anthropologen und Ethnographen Rudolf Virchow waren diese Probleme auch der damaligen Anthropologie nahegelegt worden, es begann eine „ethnologische Hausforschung“, zu der sich in Österreich besonders Gustav Bancalari bekannte³³³). Da konnte also Dachler anschließen. Als Techniker bot er sein Können bei der Darstellung von Grund- und Aufrissen der Häuser auf, sah die Typengliederung der Bauernhausgruppen vielleicht schärfer als seine Vorgänger und überblickte größere Räume durch ihre kartographische Darstellung. Vor allem aber setzte er die von ihm festgelegten Hausformenlandschaften energisch mit der Besiedlungsgeschichte in Beziehung. Was ihn von Jugend auf gefesselt hatte, die Eigenart Ostniederösterreichs und des anschließenden Westungarns, das war nunmehr für ihn eine siedlungsgeschichtlich bestimmte Bauernlandschaft. Und als solche mußte er die Eigenart prägnant zu fassen versuchen: Für ihn war das, was hier anders war als im westlichen Niederösterreich, durch die mittelalterliche Besiedlung gegeben, die seiner Ansicht nach eine fränkische war. Die Markgrafen und Herzöge des Hochmittelalters, die hier besiedelten, die Babenberger, waren aus Franken gekommen, daher mußten ihre Untertanen wohl auch von dort stammen. So ergab sich für ihn aus Leben und Arbeit heraus die „Frankentheorie“, mit der sein Name verbunden geblieben ist³³⁴).

Man muß sich vergegenwärtigen, daß es sich hier um die fruchtbare Einschaltung eines Vertreters unserer Landschaften in eine aktuelle wissenschaftliche Bewegung handelte. Im Jahr 1882 waren zwei grundlegende Werke über diese Probleme erschienen, die sich auf das deutsche Bauernhaus in seiner Gesamtheit bezogen. August Meitzen, der große Bahnbrecher, zog das Keltentum für die Entstehung des oberdeutschen Hauses heran, das Griechentum für das nordische. Rudolf Henning dagegen unterschied fränkische, oberdeutsche, hessische, friesische und ostdeutsche Bauart, führte dabei das sächsische Haus auf das altgermanische zurück, erklärte das ostdeutsche Haus als aus gemeinsamer Grundlage entstanden, wogegen er das oberdeutsch-fränkische ohne besondere Anleihen bei der Antike zu erklären versuchte³³⁵). Die stammheitliche Forschung stand also hoch im Kurs, alle größeren Gedankführungen hingen damit in irgendeiner Weise zusammen. Der Gedankengang, daß gleiche Hausformen auf gleiche Siedler, Abkömmlinge gleicher Stämme, hinweisen mußten, lag gewissermaßen in der Luft. Man muß dabei bedenken, daß die gleichen Gedanken etwa zu gleicher Zeit auch in anderen Wissenschaften, besonders in der Urgeschichte, fruchtbar zu werden begannen. Es sei besonders an die siedlungsarchäologische Theorie von Gustav Kossinna erinnert, durch die bisher namenlose Grabfunde eben namentlich bekannter Stämmen und Völkern zugewiesen werden konnten³³⁶). Die Grenzen dieser

Methode sind uns heute durchaus bekannt. Man wird aber nicht leugnen können, daß es sich dabei um einen der fruchtbarsten Gedanken gehandelt hat, der auf diesem ganzen Gebiet jemals ausgesprochen worden ist³³⁷⁾.

Der deutsche Hauptvertreter solcher Gedankengänge auf dem Gebiete der Bauernhausforschung ist der Braunschweiger Karl Rhamm gewesen³³⁸⁾. Er hat in seinem ungefügten Hauptwerk die verschiedensten Formen nicht nur von Häusern, sondern auch von Arbeitsgeräten usw. auf stammheitliche Träger zurückgeführt, wobei er weit ausgriff und besonders die Stämme der Völkerwanderungszeit mitberücksichtigte. Mit ihm hat sich Dachler in späteren Jahren ausführlich auseinandergesetzt³³⁹⁾. Er selbst hat diese Anknüpfungen an Ur- und Frühgeschichte nicht mitgemacht, sondern die historisch erschließbaren Zeitabschnitte bevorzugt. Die in kräftiger Ausbildung begriffene, durchaus historisch aufgefaßte Landeskunde von Niederösterreich wurde dabei eine starke Hilfe³⁴⁰⁾. Er sah und erforschte eben nicht wie jene Spezialisten nur das Bauernhaus, sondern auch die ganze Volkskultur, die er als Mensch des frühen Maschinenzeitalters doch noch sehr genau aus dem persönlichen Erleben heraus kannte. Da treten Ostniederösterreich und Westungarn immer wieder besonders deutlich hervor, sie haben ihm diese Anschauung ermöglicht.

III.

Man merkt diese starke Heimatgebundenheit Dachlers am Werdegang seiner Veröffentlichungen. Die Grundlage ist und bleibt sein „Bauernhaus in Niederösterreich und sein Ursprung“ von 1897. Was hier, an Darstellung in Wort und Grundriß und Karte, einmal erarbeitet war, das blieb Dachlers wesentlichste Leistung. Die Ausdehnung auf die ganze Monarchie beruhte darauf. Diese Ausdehnung erfolgte bei seiner Mitarbeit an dem großen Mappenwerk „Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn“, das der Ingenieur- und Architekten-Verein nach langen Vorarbeiten nun doch herausbrachte. Der systematische Textteil über Anlage, Herstellung und Zierformen des Bauernhauses stammt von Dachler. An der übrigen Ausgestaltung beteiligte sich nun auch Michael Haberlandt, der um fast zwanzig Jahre jüngere, der den Verein für Volkskunde inzwischen so stark zur Geltung gebracht hatte, daß er auch in dieses Unternehmen eingeschaltet wurde, obgleich Haberlandt bei weitem kein so starkes Verhältnis zur Hausforschung besaß wie seine Mitarbeiter, wie Bünker und Dachler. Immerhin bedeutete die Beteiligung dieser Mitarbeiter, daß sachlich einwandfreie Hausaufnahmen auch aus unseren Gebieten geboten wurden, vor allem, daß Bünkers Blätter Westungarn vertreten konnten.

Auch in dieser Methode blieb Dachler der Führende. Wenn man die frühen Bände der Zeitschrift für österreichische Volkskunde durchmustert, zeigt sich, daß er die Hauptprobleme der Hausforschung behandelte, in Dutzenden von Aufsätzen und kleinen Hinweisen, nicht zuletzt in Polemiken und Besprechungen. Der technisch geschulte Forscher bleibt aber dabei nicht stehen, sondern gibt dann 1909 auch die erste „Karte der österreichischen Bauernhausformen“, die Weiterführung also seiner niederösterreichischen Karte heraus³⁴¹⁾. Auf der neuen Karte beruht anderthalb Jahrzehnte später die Karte der deutschen Bauernhausformen von Arthur Haberlandt, die für lange Zeit als maßgeblich gelten konnte³⁴²⁾. Gerade diese Typenkarte war als methodisches Rückgrat der Wiener Schule der Bauernhausforschung auch

der Hauptanlaß zur jahrzehntelangen Beibehaltung der stammheitlichen Hypothese Dachlers, vor allem der „Frankentheorie“, die ja verhältnismäßig bald zu bestreiten begonnen wurde.

Denn Dachler suchte zur Verstärkung seiner Argumente Hilfen, die er nicht zur Gänze beurteilen konnte. Wilhelm Heinrich Riehl hatte die schöne Lehre von den „vier großen S“ ausgesprochen: Stamm, Sprache, Sitte, Siedlung seien die maßgeblichen Komponenten jeder Volkskultur³⁴³). In der Zeit der stammheitlichen Hausforschung meinte man, daß die kartenmäßige, verbreitungsgemäße Übereinstimmung dieser Elemente beweiskräftig sein müsse: Die Verbreitung gleichmäßiger Siedlungselemente, also Bauernhäuser, gehe auf gleichmäßige Stammeselemente zurück. Es war nur konsequent, wenn man da auch um das nächste „große S“, um die Sprache, fragte. Gleiche Mundart müsse doch ebenso verbinden wie die gleiche Siedlungsform. Dachler fand in Niederösterreich und in Westungarn eine „gleiche Mundart“, die zu seiner Aufweisung von der Verbreitung der Hausformen paßte, nämlich die „ui-Mundart“. Wo „Muider“ statt „Muader“ gesprochen wurde oder wird, dort herrscht die „ui-Mundart“. Und da zeigt sich eben die Zusammengehörigkeit des nördlichen und östlichen Niederösterreich und Westungarns. Die junge Mundartforschung wurde eben auf die Erscheinung aufmerksam. Man muß dabei bedenken, daß es erst seit Johann Willibald Nagl, dessen I. Band der Deutsch-Österreichischen Literaturgeschichte im Jahr 1899 erschien, einen Anfang neuerer Mundartforschung in Österreich gab, daß erst seit 1904 eine Bayrisch-Österreichische Wörterbuch-Kommission ins Leben trat, die noch über kein Sammelmateriale, geschweige denn über Mundartkarten verfügte. Ein Außenstehender, der Ingenieur Dachler, erwarb sich hohe Verdienste, wenn er ein derartiges Thema überhaupt aufgriff, und somit Volkssprache zu Siedlung und Stammheitlichkeit in Beziehungen zu setzen versuchte. Die germanistischen Vertreter der Mundartforscher, eine volle Generation jünger als Dachler und in einer völlig anderen Sphäre aufgewachsen, haben sich mit der vollständigen Ablehnung der Dachlerschen Frankenhypothese ihre Sporen verdient³⁴⁴). Inwieweit dieses Zerschlagen eines logisch aufgebauten Gebäudes wirklich so verdienstvoll war, wie es ihnen damals erschien, läßt sich wohl noch nicht richtig beurteilen.

Dachler baute jedenfalls sein Gebäude anders auf. Er sah, schon ein Sechziger, immer wieder in den Osten seiner Kindheit hinaus, und teilte mit, was er da an bemerkenswerten Dingen erschaute. Zunächst landeskundliche Züge, Topographisches, Geschichtliches, Kunstgeschichtliches. Ihn interessierten die Dorf-Berchfrite in Niederösterreich, 1905³⁴⁵), und er sah dabei neben den Türmen von Brunn am Gebirge und Steinabrunn wie dem Höllturm von Wöllersdorf die Türme von Hundsheim, wie den von Kittsee. Er beschrieb 1907 den „Ölberg“ von Trautmannsdorf³⁴⁶). Bei den Kirchen- und Dorfbefestigungen in Niederösterreich, die er im nächsten Jahr untersuchte³⁴⁷), war der Blick nach dem Osten selbstverständlich. In diesen Jahren war Dachler aber nicht nur viel in seiner Ebenenheimat, sondern stieg auch gern in die „Bucklige Welt“ hinauf, zur Dreiländerecke, die er genau beging, und aus der er sich auch gern berichten ließ. Da sah er die merkwürdigen „Nagelkreuze“, und berichtete schon 1904 darüber³⁴⁸). Leopold Kretzenbacher ist ein halbes Jahrhundert später dort seinen Spuren nachgegangen und hat die gesamte Verbreitung dieser Kreuze mit dem daranhängenden Einzelnagel in der Steiermark wie in Niederösterreich und im Burgenland genau aufge-

nommen³⁴⁹). Dachler ließ sich auch über Hexen- und Gespensterglauben in dieser Gegend, erzählen, 1909 hat er mitgeteilt, was ihm eine in Kogl bei Pilgersdorf geborene Frau, die in Wien lebte, darüber erzählt hat³⁵⁰). Man merkt, er kommt auch an das vierte „große S“, heran, an die Sitte, die nach Riehl zu Stamm, Sprache und Siedlung dazugehört.

Aber Dachler war nicht nur Volkskundler im Riehlschen Sinn. Er war nach typisch österreichischer Tradition stark historisch-landeskundlich interessiert, die Zusammenarbeit im Verein für Landeskunde wirkte da offensichtlich sehr befruchtend. Was er an „Beziehungen zwischen den niederösterreichischen, bayerischen und fränkischen Mundarten“, wie er 1902 schrieb, sah, sollte auch richtig historisch unterbaut werden. So ging er Einzelspuren der Besiedlung unseres Grenzgebietes nach, fand die sehr interessante „letzte Erwähnung des Stadtnamens Carnuntum“ (1902/03) im Zusammenhang mit awarischen Siedlern, und stellte ganz richtig fest, daß es sich dabei gar nicht um Carnuntum, sondern um Karantanien, also Kärnten-Steiermark handeln müsse³⁵¹). Die Awaren, von denen da im 9. Jahrhundert die Rede war, mußten im südlichen Burgenland angesiedelt gewesen sein. Bünker hat Dachlers Hypothese trefflich durch den Hinweis auf die Bewohner von Rettenbach bei Bernstein unterstützt, die sich von ihrer Umgebung wesentlich unterschieden haben sollen³⁵²). Das sind also Leistungen für das Burgenland, die ganz ohne Rücksicht auf die volkskundlichen Hypothesen Dachlers bewertet werden müssen, so wichtig sie selbstverständlich innerhalb seines Gesamtwerkes bleiben.

Diese verschiedenen und verschiedenartigen Vorarbeiten waren jedenfalls die Grundlage für die nun folgenden Arbeiten, die zu den Hauptbausteinen der burgenländischen Volkskunde zählen. 1910 erschien Dachlers Aufsatz „Die Heanzen“ in der Zeitschrift für österreichische Volkskunde³⁵³). 1863 hatte der niederösterreichische Landesforscher M. A. Becker einen ersten Aufsatz über unser Gebiet so überschrieben³⁵⁴), 1896 hatte dann Anton Herrmann seinen Beitrag im Kronprinzenwerk so betitelt. Dachler reicht persönlich auch in diese Zeit zurück, er gibt als Beobachtungszeitraum die Zeit von 1850 bis 1870 an. Aber er gibt doch als erster auf Grund dieses Beobachtungsmaterials eine zusammenfassende Darstellung, mit Haus, Arbeit, Lebensweise und Gebräuchen. Als anläßlich der Wiedergewinnung des Burgenlandes durch Österreich die Zeitschrift „Deutsches Vaterland“ 1920 eine Festschrift herausgab, konnte sie keine bessere burgenländische Volkskunde bieten, als eine noch von Dachler im höchsten Alter selbst vorgenommene Erweiterung dieses Aufsatzes von 1910 zu bringen³⁵⁵). Durch diese erweiterte Fassung ist die burgenländische Volkskunde Dachlers weitbekannt geworden und lange Zeit die einzige stoffgesättigte Darstellung dieses ganzen Materials überhaupt geblieben. Dachler war freilich das Wichtigste daran, was er schon 1902 davon niedergelegt hatte: Seine Meinung über die Beziehung von Siedlung und Mundart; ihre Bestimmung ergab nach seiner festen Überzeugung auch die Bestimmung der Herkunft der „Heanzen“. Darüber handelte er nun 1913 ausführlich, als er vom Blickpunkt der „Buckligen Welt“ aus über „Die Besiedlung um die österreichische, steirische und ungarische Grenze“³⁵⁶) schrieb. Die „Heanzen“ waren für ihn die Heinrichsleute, die unter den Kaisern Heinrich III. und Heinrich IV. „offenbar aus dem fränkischen Nordgau“ ins Land gekommen waren. Es ist auch heute noch notwendig, diese Abhandlung sorgfältig und gründlich zu lesen. Einmal, weil sie ein fester Baustein unserer

ganzen Forschungsgeschichte ist, und dann, weil man den heißen Anteil Dachlers am Volksschicksal dieses Bodens herauslesen kann. Woher „nicht nur die Heanzen, sondern auch alle deutschen Bewohner in Westungarn, im Wiener Becken, im nördlichen Niederösterreich und südlichen Mähren bis nach Südböhmen hinein“ kamen, das war für den Müllersohn aus Biedermansdorf in eben jenem Wiener Becken knapp an der Grenze „Westungarns“ nicht nur eine wissenschaftliche, sondern eben auch eine Herzensangelegenheit. Als Irene Thirring-Waisbecker 1915 anlässlich der Veröffentlichung der von ihr gesammelten „Volkslieder der Heanzen“ schüchtern und nur anmerkungsweise eine andere Meinung über die Herkunft der Heanzen andeutete³⁵⁷⁾, erwiderte Dachler sofort, im gleichen Jahrgang der Zeitschrift für österreichische Volkskunde, scharf und knapp, wie es für ihn feststand: „Das Heanzenland hat klar fränkische Siedlung und Mundart und ist im 11. und 12. Jahrhundert von den Kaisern Heinrich III. und IV. besetzt worden³⁵⁸⁾.“ Freilich, Irene Thirring-Waisbecker saß in Budapest, und sah die ganze Lage anders³⁵⁹⁾.

Anton Dachler, ob in Wien oder in Achau oder in Kirchschatz in der Buckligen Welt, sah sie, wie er sie seit frühester Kindheit sehen mußte. Mit dem Blick nach dem Osten.

IV.

Denn dieser alte Ingenieur, der ganz Europa bereist hatte, der die Geschichte seiner Heimat so gut kannte und für den das Volksleben aus Geographie und Geschichte heraus hauptsächlich verständlich geworden war, er sah zweifellos in jenen Jahren des ersten Weltkrieges, als er 1915—16 die Erwiderung gegen Irene Thirring-Waisbecker schrieb, noch etwas anderes. Er sah, als echter Historiker, nicht nur die Vergangenheit, sondern beurteilte aus der Geschichte der Gegenwart auch die nahe Zukunft. Wie so mancher andere, der das tragische Ende des Weltkrieges vorausahnte, dachte er an die Zukunft, die sich hier, an der Leithagrenze, in besonderem Ausmaß auswirken würde. Ungarn war während des Weltkrieges so weit von Österreich abgerückt, daß nur mehr die Personalunion der Krone die beiden Länder verband. Wenn die Krone zerbrach, mußte auch die Union zerbrechen. Und dann war drüben über der Leitha, die paar Kilometer östlich von Biedermansdorf, von Achau, plötzlich Ausland. Was aber die papierene Konstruktion der „Länder der Stephanskrone“ verbinden sollte, widersprach dem, was der historisch denkende Volkskundler Anton Dachler erkannt hatte: Daß nämlich dieses Westungarn niemals Ausland sein könne, daß es immer zu Österreich gehöre. Davon sprach er immer deutlicher seit seinen Heanzenarbeiten. Wir möchten heute mit einem Ausdruck der letzten Jahrzehnte vielleicht sagen: In Dachler wurde „Volkskunde als politische Wissenschaft“ bewußt.

Der Zusammenbruch der Monarchie kam, und das Burgenland wandte sich tatsächlich Österreich zu, das Heanzenland Dachlers wurde zu einem österreichischen Bundesland. Dachler konnte seine Heanzen-Arbeit erweitert und mit Abbildungen versehen als erste burgenländische Volkskunde der ersten repräsentativen Festschrift eingliedern, die anlässlich der Heimkehr des Burgenlandes erschien und die für sehr viele Leser Geschichte und Kultur dieses Landes überhaupt erst zu einem Begriff machte. Dachler gehörte zu den Männern, die es für eine Selbstverständlichkeit hielten, daß Ödenburg

als Hauptstadt des Burgenlandes mit zu Österreich kommen werde. Es war an die vierzig Jahre her, daß er die verbindende Eisenbahnlinie von Ebenfurt nach Ödenburg gebaut hatte, die Gewinnung dieses Landes und dieser Stadt gehörte zu seinem persönlichsten Leben. Es ist ja nun dann leider nicht so gekommen, Ödenburg blieb Österreich vorenthalten. Aber Dachler, der achtzigjährige Forscher, leistete doch noch seinen Beitrag- Er schrieb seine „Kulturbilder aus Ödenburg“ in der Zeitschrift „Das deutsche Vaterland“, 1921, die eine äußerst lebendige, stoffreiche Darstellung der alten Ödenburger Kultur sind³⁶⁰). Auch dafür hatte er ja Jahrzehnte vorher schon Material gesammelt, die Tausende von Kleinoktav-Blättchen sind im Archiv des Österreichischen Museums für Volkskunde noch erhalten. Diese Ödenburger Arbeit ist Dachlers letzte Veröffentlichung gewesen.

Mit 81 Jahren starb der einsame Mann, der lebenslang Junggeselle gewesen war, still und kaum bemerkt. Sein fast zwanzig Jahre jüngerer Mitarbeiter am Bauernhauswerk, Michael Haberlandt, widmete ihm einen herzlichen Nachruf³⁶¹), ebenso der wieder um zwanzig Jahre jüngere Prähistoriker Oswald Menghin, der freilich sachlich schon die kritische Stimme der jungen Generation vertrat und der Leistung Dachlers kaum gerecht wurde³⁶²). Menghin gab auch die erste Dachler-Bibliographie, die allerdings lückenhaft und nicht ohne Fehler ist. Dann begann in stärkerem Ausmaß der Streit um Dachlers „Frankentheorie“, wobei Arthur Haberlandt die Gedanken Dachlers von volkskundlicher Seite fortzusetzen und zu verteidigen versuchte, wogegen die Mundartforschung unter Anton Pfalz immer weniger davon bestehen ließ, bis schließlich von der Seite der historischen und germanistischen Forschung aus eine Art von Ächtung Dachlers eintrat, die bis in die Handbücher und Bibliographien hineinreicht. Das Lebenswerk eines bedeutenden Mannes wurde verschüttet.

Es wäre an der Zeit, den Bann zu brechen, der über dem Werk Dachlers liegt, und mit den Materialien und den methodischen Mitteln unserer Gegenwart zu prüfen, was von den damaligen Überlegungen Bestand hat, und was heute anders gesehen wird. Dabei wird man auch berücksichtigen müssen, warum Dachler die Dinge damals so sah, wie er sie sah, und warum sie seine Gegner dann anders sahen. Es ist ja in der Wissenschaft nicht so, daß nur der Zuwachs an Erkenntnissen maßgebend ist, es können mitunter auch ganz andere Dinge entscheidend einwirken. Man wird sicherlich dabei auch wieder die Mundartforschung mitbefragen. In noch weit stärkerem Ausmaß freilich wird, wenn man eine derartige Überprüfung vornimmt, heute die volkskundliche Brauchforschung heranzuziehen sein. Dachler hat dem vierten großen S, der Sitte, nicht in dem Ausmaß Beachtung schenken können, als dies vielleicht gerade auch für seine Probleme notwendig gewesen wäre. Die Brauch-Aufzeichnung im Burgenland war ja noch sehr geringfügig entwickelt, und die vergleichende Methode war auf diesem Gebiet auch noch kaum angewendet. Für beides wäre in der Gegenwart in ganz anderem Ausmaß gesorgt. Die Brauchaufzeichnungen der letzten Jahrzehnte, vor allem der letzten Jahre, die ja die Umfragen des „Atlas der Burgenländischen Volkskunde“ gebracht haben, sind schon von bedeutender Vollständigkeit, und ihre Verarbeitung zu Verbreitungskarten ergibt allmählich neue Bilder. Da werden wir also bald recht sicheren Boden unter den Füßen haben. Den Vergleich mit anderen Landschaften beherrscht die Brauchforschung heute auch schon weit besser als früher, vor allem liegt für wichtige Vergleichslandschaften

heute auch weit mehr Material vor als früher. In manchen Vergleichslandschaften lassen sich auch schon historische Schichtungen des Brauchtums erkennen. Aus der Zusammenschau damit müßten sich dann Altersschichten im Brauchtum des Burgenlandes erkennen lassen. Die so gewonnene Historisierung der burgenländischen Volkskultur wird aber dann einmal mit den Theorien Dachlers konfrontiert werden müssen. Das wird wohl zu einer gerechteren Beurteilung seines Werkes führen, als sie derzeit noch geläufig ist. Eines erscheint mir jetzt schon sicher: Wir werden Dachlers Weg nicht als eine Marotte, als den Seitenweg eines Dilettanten auffassen, sondern als eine notwendige Stufe im Gesamtanstieg unserer Forschung. In der Geschichte der burgenländischen Volkskunde ist Dachler eine der markantesten Gestalten. Er hat Hauptprobleme der burgenländischen Volkskultur an den wesentlichen Stellen der österreichischen Forschung in einer Zeit zur Geltung gebracht, als er damals noch fast allein stand. Er hat die Lokalforschungen seiner Zeitgenossen auf die Ebene der vergleichenden Betrachtung erhoben und damit burgenländisches Wesen weiterhin verständlich gemacht, als es seiner damaligen staatspolitischen Stellung nach sonst hätte sein können. Das sind und bleiben Leistungen, die es verdienen, allgemein anerkannt und bekanntgemacht zu werden, vielleicht spät, aber doch ³⁶³).

Anmerkungen

Vorspiel

1) Edward Brown, Durch Niederland, Teutschland, Hungarn, Serbien, Bulgarien, Macedonien, Thessalien, Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Carniolien, Friaul etc. gethane gantz sonderbare Reisen usw. Nürnberg 1686. S. 256.

Dazu Schmidt, Dr. Edward Brown sieht 1670 den Neusiedler See (Volk und Heimat, Bd. V, Eisenstadt 1952, Nr. 22, S. 3 ff.).

2) Leopold Kretzenbacher, Ein Herr Simon Kliment reist 1715 durch das Burgenland (Volk und Heimat, Bd. VI, 1953, Nr. 5, S. 2 ff.).

3) Otto Brunner, Der burgenländische Raum zwischen Österreich und Ungarn, 800 bis 1848 (Burgenland-Landeskunde. Wien 1951, S. 312 ff.).

4) Josef Rittsteuer, Die Klosterratsakten über das Burgenland (= Burgenländische Forschungen, Heft 30). Eisenstadt 1954.

5) Johann Bernoulli's Sammlung kurzer Reisebeschreibungen. Jahrgang 1783, Bd. IX, S. 294 ff.

Ausgewertet von Karl M. Klier, Ein Fest der Barockzeit in Kittsee (Volk und Heimat, Bd. VIII, 1955, Nr. 19, S. 29 ff.).

5a) Ernst Moritz Arndt, Reisen durch einen Theil Teutschlands, Ungarns, Italiens und Frankreichs in den Jahren 1798 und 1799. Bd. I, Leipzig 1804. S. 339 ff.

5b) Vgl. Kurt Heckscher, Die Volkskunde des germanischen Kulturkreises. An Hand der Schriften Ernst Moritz Arndts und gleichzeitiger wie neuerer Parallelbelege dargestellt. Hamburg 1925.

5c) Ernst Moritz Arndt, Wien. Herausgegeben von R. F. Arnold. Wien 1913.

6) Karl M. Klier, Verklungene Festtage in Eisenstadt (Volk und Heimat, Bd. VI, 1953, Nr. 4, S. 3 ff.).

Nach A. Graf Thürheim, Ludwig Fürst Starhemberg. Eine Lebensskizze. Graz 1889.

7) Karl Friedr. Schreiber, Biographie über den Odenwälder Komponisten Joseph Martin Kraus. Buch (Baden) 1928. S. 68 ff.

8) Schmidt, Zwischen Bastei und Linienwall. Wiener Vorstädte und ihre Gäste. Wien 1946. S. 155 ff.

9) Schmidt, Geschichte der österreichischen Volkskunde. Wien 1951.

10) M. F. Bothar, Ein Beitrag zu dem Aufsatz über die Anfänge der Industrie im heutigen Burgenland (Volk und Heimat, Bd. VIII, 1955, Nr. 4, S. 14).

11) Nur als Spott- und Pferdename wird „Hienz“ von dem großen Sammler der bairischen Mundarten verzeichnet: Joh. Andreas Schmeller-Fromann-Maußer, Bayerisches Wörterbuch. Bd. II, Leipzig 1939, Sp. 1139.

Als Pferdebezeichnung (Wallachen) 1801 auch in Steiermark: Unger-Khull, Steirischer Wortschatz, Graz 1903, S. 346.

12) Man denke dabei etwa an die „Zimbern“ in den Dreizehn Gemeinden bei Verona, die in frühgermanistischer Zeit für Abkömmlinge der germanischen Kimbern gehalten wurden.

13) Vgl. Schmidt, Oberwarter Ungarn, Szekler und Gepiden (Volk und Heimat, Bd. III, 1950, Nr. 7, S. 2 ff.), und derselbe, Gepiden, Szekler, Oberwarter Ungarn (ebendort, Bd. III, 1950, Nr. 12, S. 13).

14) Adalbert Riedl, Der Stand der burgenländischen Volkskunde (in: Burgenländische Beiträge zur Volkskunde, herausgegeben von Leopold Schmidt, Wien 1953 = Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. II, S. 5).

15) Riedl, ebendort, und Arthur Haberlandt, Volkskunde des Burgenlandes. Hauskultur und Volkskunst (= Österreichische Kunsttopographie, Bd. XXVI). Baden bei Wien 1935, S. 31.

16) Johann Mathias Korabinsky, Geographisch-Historisches Produkten-Lexikon von Ungarn. Preßburg 1786.

Danach Karl M. Klier, Über die Anfänge der Industrie im heutigen Burgenland (Volk und Heimat, Bd. VIII, 1955, Nr. 1, S. 3 ff.).

17) Feldmarschall Radetzky im Burgenland (Burgenländische Heimatblätter, Bd. II, Eisenstadt 1933, S. 170), nach Ernst Molden, Aus Radetzky's Briefen. Leipzig o. J.

18) Schmidt, Geschichte der österreichischen Volkskunde. Wien 1951.

19) Ludwig J. Sedlitzky, Beethoven und Schubert in Niederdonau (= Reihe Niederdonau, Bd. 14), St. Pölten 1942, S. 13.

20) Ludwig van Beethovens sämtliche Briefe. Herausgegeben von Emerich Kastner. Leipzig 1923. S. 108, Nr. 140.

21) Sedlitzky, wie oben, S. 25.

22) Egon Komorzynski, Emanuel Schikaneder. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters. Berlin 1901.

23) Otto Rommel, Aus der Frühzeit des Alt-Wiener Volkstheaters (= Deutsch-Österreichische Klassiker-Bibliothek, Bd. 44). Wien 1913. S. 167 ff.

Eine derartige „Knofelhändlerin“ aus der Gegend von Eisenstadt findet sich trachtlich sehr genau auf einem Blatt der „Vollständigen Sammlung der merkwürdigsten noch dermalen bestehenden National-Costüme von Ungarn und Croatien“, von Joseph Heinbucher v. Bikessy, Wien 1820, dargestellt. Schöne farbige Wiedergabe: Maria Kresz, Ungarische Bauertrachten. Berlin-Budapest 1957. Taf. 19.

24) Österreichische Galerie des XIX. und XX. Jahrhunderts im Oberen Belvedere. Katalog der Neuaufstellung 1954. S. 17. „Porträtstudie eines ungarischen Magnaten.“

1. Franz Sartori

25) Nagl-Zeidler-Castle, Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte. Bd. II, S. 734, 871 u. ö.

Österreichische National-Encyklopädie, Bd. IV, S. 490 f.

Schmidt, Geschichte der österreichischen Volkskunde. Wien 1951. S. 57 f.

26) Franz Sartori, Länder- und Völker-Merkwürdigkeiten des österreichischen Kaiserthums. Bd. I, Wien 1809. S. III.

27) Schmidt, Karl Ehrenbert Freiherr von Moll und seine Freunde. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Volkskunde (Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 9 der N.F., Berlin 1938, S. 116 ff.).

28) Franz Sartori, Naturwunder des Österreichischen Kaiserthumes. Bd. I, Wien 1810. S. 143 ff.

29) Mailly-Parr-Löger, Sagen aus dem Burgenland. Wien 1931. S. 145 f., Nr. 92.

30) Mailly-Parr-Löger, S. 146. Nr. 93.

31) Sartori, Naturwunder, Bd. I, S. 153.

32) Sartori, Naturwunder des Österreichischen Kaiserthumes. Bd. III, Wien 1809. S. 67 ff.

33) Nagl-Zeidler-Castle, Bd. II, S. 871, 883.

33a) Sartoris Schilderung der „Tanzhütte“ oder „Laubhütte“ ist wichtig, sie stellt das bisher früheste Zeugnis für eine derartige eigens für den Kirtagstanz hergestellte Tanzlaube in diesem Gebiet dar. Die Befragung für den Atlas der burgenländischen Volkskunde hat ergeben, daß sich das nord- und mittelburgenländische Tanzlaubengebiet tatsächlich bis an die heutige Landesgrenze erstreckt, und die Annahme lag nahe, daß die Verbreitung auch im Ödenburger Dreieck weitergereicht habe. Dementsprechend habe ich auf der Karte „Volkstanz“ im Atlas von Niederösterreich (Wien 1959, Schlußlieferung, Karte „Volkslied und Volkstanz in Niederösterreich“, Teilkarte c) die Tanzlaubenverbreitung mit Flächenmarkierung in das Ödenburger Gebiet hineinreichen lassen.

34) Schmidt, Karl Ehrenbert Frh. von Moll (Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 9 der N.F., S. 130).

35) Sartori, Naturwunder, Bd. III, S. 84 ff. Erster Hinweis auf dieses Kapitel (ohne Zitat und ohne Auswertung) durch A. Köhler, Reise ins Burgenland anno 1808 (Volk und Heimat, Bd. II, Eisenstadt 1949, Nr. 5, März, S. 5).

36) Karl Weinhold, Brauch und Glaube, Weinholds Schriften zur deutschen Volkskunde. Herausgegeben von Carl Puetzfeld. Gießen 1937. S. 42.

37) Richard Beitzl, Wörterbuch der deutschen Volkskunde. 2. Aufl. Stuttgart 1955. S. 886.

38) Schmidt, Das Schauspielwesen Niederösterreichs im 16. Jahrhundert (Zeitschrift für deutsche Philologie, 1940, S. 50 ff.).

30) Briefe eines reisenden Nordländers. Geschrieben in den Jahren 1807 und 1809. Cöln, bei Peter Hammer, 1812 (Exemplar der Universitätsbibliothek Wien). Besonders S. 357 ff.

40) Vgl. Johann Friedrich Reichardt, Vertraute Briefe geschrieben auf einer Reise nach Wien und den Österreichischen Staaten zu Ende des Jahres 1808 und zu Anfang 1809. Herausgegeben von Gustav Gugitz (= Denkwürdigkeiten aus Alt-Österreich, Bd. XV/XVI). München 1915.

41) Österreichische National-Encyclopädie, Wien 1835, Bd. II, S. 82 f.

42) Vgl. unten Marquis de Laborde.

43) Großes Meyer-Lexikon. Leipzig 1910. Bd. VI, S. 128.

44) Zuerst erschienen Schmidt, Ein „reisender Nordländer“ in Eisenstadt, 1809 (Volk und Heimat, Bd. V, 1952, Nr. 9, S. 3 ff.).

3. Johann Adam Klein

45) Allgemein: Paul Ferdinand Schmidt, Deutsche Landschaftsmalerei von 1750 bis 1830. München 1922. S. 60.

46) Heinrich Schwarz, Salzburg und das Salzkammergut. Eine künstlerische Entdeckung des 19. Jahrhunderts. Wien. 1933.

47) C. Jahn, Das Werk von Johann Adam Klein. München 1863. S. XXVI f.

48) Leopold Schmidt, Geschichte der österreichischen Volkskunde. Wien 1951. S. 75. — Der Erzherzog besaß das Schloß seit dem Jahre 1807.

49) Eberhard Lutze, Ausstellung Johann Adam Klein und Johann Christoph Erhard. Zwei Nürnberger Maler und Graphiker des 19. Jahrhunderts. Katalog. Nürnberg 1941. S. 12, Nr. 72.

Genauer beschrieben bei Fritz Zink, Kulturdokumente Österreichs aus dem Germanischen National-Museum in Nürnberg. Katalog 1958. S. 18, Nr. 124.

50) Vgl. Schmidt, Vor hundertzwanzig Jahren auf dem Rosaliengebirge (Volk und Heimat, Bd. II, Eisenstadt 1949, Nr. 12, S. 5).

Hier unten S. 46 ff.

51) Die neue Pinakothek in München besitzt wohl zwei Gemälde von J. A. Klein, doch ist das von uns gesuchte Bild nicht darunter.

Vgl. Katalog der Gemäldesammlung der Königl. Neuen Pinakothek in München. 1904. S. 93, Nr. 411/412.

52) Zink, Katalog Kulturdokumente Österreichs, wie Anmerkung S. 18, Nr. 123.

53) Franz Landsberger, Die Kunst der Goethezeit. Kunst und Kunstanschauung von 1750 bis 1830. Leipzig 1931. S. 280.

54) Zuerst erschienen: Schmidt, Johann Adam Klein zeichnet zur Franzosenzeit im Burgenland (Volk und Heimat, Bd. XI, 1958, Nr. 14, S. 5 f.).

4. Alexander Marquis de Laborde

55) Großes Meyer-Lexikon, Leipzig, 6. Aufl., 1909, Bd. IV, S. 601.

56) Alexander Marquis de Laborde, Voyages pittoresques en Autriche. 2 Bände, Paris 1821. Exemplar der Österreichischen Nationalbibliothek.

57) Franz Landsberger, Die Kunst der Goethezeit. S. 168.

58) Andre Csatkai und Dagobert Frey, Die Denkmale des politischen Bezirkes Eisenstadt und der freien Städte Eisenstadt und Rust (= Österreichische Kunsttopographie Bd. XXIV). Baden bei Wien 1932. S. 55.

59) Eduard Castle, Der große Unbekannte. Das Leben von Charles Sealsfield (Karl Postl). Wien 1952. S. 314, 456.

60) Zuerst erschienen: Schmidt, „Einer der schönsten Paläste Europas“ (Volk und Heimat, Bd. V, 1952, Nr. 19, S. 3 f.).

5. Karoline Pichler und Theresia von Artner

61) Nagl-Zeidler-Castle, Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte. Bd. II, S. 327, 1072 f.

62) Mein Heimatvolk — Mein Heimatland. Ein Volksbuch vom Burgenland. Eisenstadt 1951. S. 38 ff.

Vgl. auch Franz Probst, Die Literatur (Burgenland-Landeskunde. Wien 1951. S. 555).

63) Nagl-Zeidler-Castle, Bd. II, S. 735 ff., 740 ff.

64) Nagl-Zeidler-Castle, Bd. II, S. 1054.

⁶⁵) Caroline Pichler, geborne von Greiner, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Herausgegeben von Emil Karl Blümml (= Denkwürdigkeiten aus Altösterreich, Bd. VI). München 1914. Bd. II, S. 14 ff. Kommentar S. 420 ff.

⁶⁶) Zuerst erschienen: Schmidt, Vor hundertfünfunddreißig Jahren am Neusiedlersee (Volk und Heimat, Bd. II, 1949, Nr. 16, S. 14 f.).

II. Biedermeier und Romantik

⁶⁷) Richard Kurt Donin, Unbekannte Ansichten der Stadt Hainburg (Unsere Heimat N.-Ö., Bd. VII, Wien 1934, S. 23 f.).

⁶⁸) Freundliche Mitteilung von Prof. Otto Erich Deutsch, der jene Zeichnungen von Schwind um 1912 bei Regierungsrat Leopold Weigert in Klosterneuburg fand. Er hat sie auch photographieren lassen, doch scheinen nunmehr die Originale verschollen zu sein, und die Photographien sind unauffindbar. Regierungsrat Weigert war der Sohn eines Begleiters Schwinds auf dieser Reise.

⁶⁹) Werner Jaspert, Franz Schubert. Zeugnisse seines irdischen Daseins. Frankfurt 1941. S. 481.

⁷⁰) Friedrich Kümml, Der Auftakt zur geologischen Erforschung des Burgenlandes (Burgenländische Heimatblätter, Bd. XVI, Eisenstadt 1954, S. 150 ff.).

⁷¹) Cyriak Bodenstein, Hundert Jahre Kunstgeschichte Wiens, 1788—1888. Eine Festgabe anlässlich der Säcular-Feier der Pensions-Gesellschaft bildender Künstler Wiens. Wien 1888. S. 136.

Perger war auch ausgesprochen volkskundlich interessiert; 1864 erschien sein Büchlein „Deutsche Pflanzensagen“.

⁷²) Vgl. Wilhelm Bietak, Das Lebensgefühl des „Biedermeier“ in der österreichischen Dichtung. Wien 1931.

⁷³) Vgl. Schmidt. Die Stellung der Wiener Biedermeierdichtung zu Volkstum und Volkskultur (Germanisch-Romanische Monatsschrift, Bd. 26, Heidelberg 1938, S. 278 ff.).

⁷⁴) Österreichische Galerie des XIX. und XX. Jahrhunderts im Oberen Belvedere. Katalog der Neuaufstellung 1954. Wien 1954. S. 30.

Über Schnorr von Carolsfeld und seine wichtigen Beziehungen zu Erzherzog Johann vgl. jetzt den aufschlußreichen Katalog der Ausstellung „Die Kammermaler um Erzherzog Johann“. Ausstellung der Neuen Galerie am Landesmuseum Joanneum Graz. 1959. Text von Walter Koschatzky. S. 44 ff.

⁷⁵) Österreichische Galerie, ebendort. Vgl. zu Schnorr: Ludwig Hevesi, Österreichische Kunst im 19. Jahrhundert. Bd. I, 1800—1848. Leipzig 1903. S. 47.

⁷⁶) Cyriak Bodenstein, Hundert Jahre Kunstgeschichte Wiens, wie oben, S. 57 f.

Dazu Wurzbach, Biographisches Lexikon, Bd. IV, S. 159;

Müller, Neuestes Künstlerlexikon, Bd. II, S. 26.

⁷⁷) Adolf Bogati, Deutsche Literatur im Burgenland und im deutschen Westungarn (Burgenländische Heimatblätter, Bd. IV, Eisenstadt 1935, F. 1/2, S. 115).

⁷⁸) Vgl. unten Karl Frh. von Czoernig.

⁷⁹) Reinhold Lorenz, Kulturgeschichte der burgenländischen Heilquellen (= Burgenländische Forschungen, Heft 31). Eisenstadt 1956. S. 24.

6. Zacharias Werner

⁸⁰) Paul Eitler und Alfons Barb, Burgenland-Führer. Eisenstadt 1932. S. 108.

⁸¹) Mein Heimatvolk — mein Heimatland. Ein Volksbuch vom Burgenland. Eisenstadt 1951. S. 180.

⁸²) Ludwig Salomon, Geschichte der deutschen Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts. Stuttgart 1881. S. 110 ff.

⁸³) Salomon, ebendort S. 111.

⁸⁴) Eduard Engel, Goethe. Der Mann und das Werk. Bd. II, Braunschweig 1921. S. 619.

⁸⁵) Goethes Gespräche ohne die Gespräche mit Eckermann. In Auswahl herausgegeben von Flodoard Freiherr von Biedermann. Wiesbaden 1949. S. 215 f.

⁸⁶) Briefe des Dichters Friedrich Ludwig Zacharias Werner. Herausgegeben von Oswald Floeck. Bd. II, München 1914. S. 61, Nr. 128, bes. Anm. 1, und S. 74 f., Nr. 138. — Über Schmidts Beziehungen zu Eisenstadt vgl. besonders: Heinrich Schmidt, Erinnerungen eines weimarischen Veteranen. Leipzig 1856.

⁸⁷) Caroline Pichler, geborne von Greiner, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Herausgegeben von Emil Karl Blümml. Bd. I, München 1914. S. 303 ff. u. ö.

- 88) Salomon, S. 111 f. Zum Stoff vgl. Schmidt, Zu der Ballade „Die Mord-
 ctern“ (Das deutsche Volkslied, Bd. 34, Wien 1932, S. 116 f.).
- 89) Heinrich Güttenberger, Einkehr und Heimkehr. Österreichische
 Skizzen. Wien 1932. S. 188 ff.
- 90) Werner, Briefe, Bd. II, S. 296.
- 91) Nagl-Zeidler-Castle, Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte,
 Bd. II, S. 1034.
- 92) Graf Aug. de la Garde, Gemälde des Wiener Kongresses 1814—1815.
 Herausgegeben von Gustav Gugitz. München 1914. Bd. I, S. 250 f.
- 93) Werner, Briefe, Bd. II, Nr. 207, 208, 209, 210.
- 94) Werner, Briefe, Bd. II, S. 330.
- 95) Mein Heimatvolk — mein Heimatland. Ein Volksbuch vom Burgenland.
 S. 178.
- 96) Güttenberger, wie Anmerkung 89, S. 167 ff.
- 96a) Die Kammermaler um Erzherzog Johann. Katalog der gleichnamigen Aus-
 stellung. Graz, Neue Galerie, 1959. S. 80, Nr. 20.

7. Nikolaus Lenau

- 97) Lenaus sämtliche Werke. Ausgabe des Bibliographischen Instituts. Leip-
 zig. Bd. I, S. 27, „An Fr. Kleyle“.
- 98) Ebendort, Bd. I, Biographie, bes. S. XIII ff.
- 99) Schmidt, Geschichte der österreichischen Volkskunde, S. 60 f., 66, 75.
- 100) Lenaus sämtliche Werke, Bd. I, S. 5 f.
- 101) Eduard Castle, Heimerinnerungen bei Lenau (Jahrbuch der Grill-
 parzer-Gesellschaft, Bd. X, Wien 1900, S. 80 ff.
- 102) Diese literarische Ungarnfreundlichkeit um 1823 schon stark betont bei
 Charles Sealsfield (Karl Postl), Österreich, wie es ist. Übersetzt von Victor
 Klarwill. Wien 1919. S. 115 ff. u. ö.

8. Josef E. Scheiger

- 103) Gräffer-Czikann, Österreichische National-Encyclopädie, Bd. IV,
 S. 579 f.
- 104) Gräffer-Czikann, ebendort, Bd. IV, S. 579 f.
- 105) Scheiger, Ausflüge in Wiens und in der Neustadt romantische Um-
 gebungen (Taschenbuch für die vaterländische Geschichte, Bd. IX, Wien 1828,
 S. 116 ff.).
- 106) Vgl. Torsten Gebhard, Das Erlebnis des Pittoresken und die Ent-
 deckung der Volkskunst (Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 51, Stuttgart 1954, S. 153 ff.).
- 107) Taschenbuch für die vaterländische Geschichte, Bd. IX, S. 127 ff.
- 108) Vgl. Schmidt, Volkskult und Wallfahrtswesen im nördlichen und mitt-
 leren Burgenland (Burgenländische Beiträge zur Volkskunde, Wien 1953 = Ver-
 öffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. II, S. 54).
- 109) Vgl. unten Joseph V. Häufler.
- 110) Zuerst erschienen: Schmidt, Vor hundertzwanzig Jahren auf dem
 Rosaliengebirge (Volk und Heimat, Bd. II, 1949, Nr. 12, S. 5 f.).

9. Adalbert Krickel

- 111) Adalbert Krickel, Wanderungen zu den Umgebungen des Neusiedler-
 sees; mit besonderer Rücksicht auf Eisenstadt, Esterhaz, Forchtenstein und Neustadt
 im Jahre 1829, wiederholt im Juli 1830. Wien 1831.
- 112) Gräffer-Czikann, Österreichische National-Encyclopädie. Bd. 3, S. 292.
- 113) Vgl. Herrn Kyselaks Alpenreise, unternommen im Jahre 1825. Von ihm
 selbst erzählt. Herausgegeben von J. K. Ratislav. Wien 1922.
- 114) Krickel, Fußreise durch den größten Teil der österreichischen Staaten
 in den Jahren 1827, 1828 bis Ende Mai 1829. Wien 1830.
- 115) Vgl. die entsprechenden Trachtenbilder bei Maria Kresz, Ungarische
 Bauertrachten (1820—1867). Budapest 1957. Taf. 19.
- 116) Vgl. unten Joseph V. Häufler.
- 117) Krickel, Ausflüge in die Gegenden des Landes unter der Enns und der
 Steiermark, mit teilweiser Benützung der Eisenbahn. Wien 1846.
- 118) Zuerst erschienen: Schmidt, Adalbert Krickels Fußreisen durch das
 Burgenland (Volk und Heimat, Bd. II, 1949, Nr. 22, S. 2 ff.).

- 119) Charles Sealsfield, Österreich wie es ist, oder Skizzen von Fürstenthöfen des Kontinents. Übersetzt von Viktor Klarwill. Wien 1919.
 120) John Paget, Hungary and Transylvania, with remarks on their conditions, social, political and economical. 2 Bände, London 1839.
 121) Über die Zeichnungen Herings vgl. Maria Kresz, Ungarische Bauerntrachten (1820—1867). Budapest 1957. Tafelband Taf. 37.
 122) Zuerst erschienen: Schmidt, Ein Biedermeier-Engländer im Burgenland (Volk und Heimat, Bd. IX, 1956, Nr. 15, S. 14 ff.).

11. Josef V. Häufler

- 123) Häufler, Ausflüge in das südöstliche Grenzgebirge und an den Neusiedlersee usw. Wien 1848.
 124) Vgl. beispielsweise das schöne Bild „Husareneinquartierung in Mödling“ von Michael Nader, 1836, im Besitz der Österreichischen Galerie. Abgebildet bei Karl Hareiter, Michael Nader. Wien 1948. Farbtafel VI, Kat. Nr. 75, Text S. 42 f. Die weiße Stauche ist sehr gut bei der Frau ganz links im Hintergrund zu sehen, die von ihrem ebenfalls trachtlich charakteristisch gekleideten bäuerlichen Mann rasch weggezogen wird, jedoch noch mit vollem Blick auf die einreitenden Husaren schaut, so daß die Stauchenbindung von vorn gut erkennbar ist.
 125) Für die Aushebung der Personaldaten bin ich Herrn Dr. Adolf Mais zu Dank verpflichtet.
 126) Häufler, Panorama vom Schneeberg in Niederösterreich usw. Wien 1841.
 127) Vgl. unten bei Karl Freiherr von Czoernig.
 128) Joseph Freiherr von Helfert, Der Wiener Parnaß im Jahre 1848. Wien 1882. S. 152, Nr. 833.
 129) Adolf Schmidl, Der Schneeberg in Unterösterreich mit seinen Umgebungen von Wien bis Mariazell. Wien 1831.
 130) Häufler, Budapest. 2 Teile. Wien 1854.
 131) Zuerst erschienen: Schmidt, Joseph V. Häufler und sein Panorama von der Rosalien-Kapelle (Volk und Heimat, Bd. VII, 1954, Nr. 9, S. 7 f.).

12. Johann Nepomuk Vogl

- 132) Eugen Probst, Johann Nepomuk Vogl (Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft, Bd. XII, Wien 1902, S. 165 ff.).
 Nagl-Zeidler-Castle, Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte, Bd. II, S. 739 f.
 133) Adolf Bogati, Deutsche Literatur im Burgenland und in Deutsch-Westungarn (Burgenländische Heimatblätter, Bd. IV, 1935, Nr. 3, S. 155).
 134) Nagl-Zeidler-Castle, Bd. II, S. 747.
 135) Vogl, Aus jungen Jahren (Geschichten und Schwänke, II) (Joh. Nep. Vogls Volkskalender 1859, S. 87 ff.).
 136) Geläufiger ist der Mundartausdruck „Mooskuh“ für die Rohrdommel: Unger-Khull, Steirischer Wortschatz. Graz 1903, S. 465. Vermutlich hat Vogl „Moosbülln“ gehört, also eine Ableitung von „bülln“ = lärmern, wie bei „Büllhäfen“, dem „Rommelpott“ unserer Landschaften. Vgl. Unger-Khull, ebendort, S. 128.
 137) A. Mailly, A. Parr und E. Löger, Sagen aus dem Burgenland. Wien 1931. S. 142 f.
 138) Mailly-Parr-Löger, ebendort, S. 159.
 139) August Schmidt, Erinnerungen an Johann Nep. Vogl, II. (Joh. Nep. Vogls Volks-Kalender 1870, S. 41 ff.).
 140) Vgl. Leopold Schmidt, Die Stellung der Wiener Biedermeierdichtung zu Volkstum und Volkskultur (Germanisch-Romanische Monatsschrift, Bd. 26, 1938, S. 278 ff.).

13. Franz Carl Weidmann

- 141) Schmidt, Geschichte der österreichischen Volkskunde. S. 71 u. ö.
 142) Weidmann, Memorabilien aus meiner Reisetasche. Wien 1822—1826.
 143) Weidmann, Darstellungen aus dem Steyermärk'schen Oberlande. Wien 1834.
 144) Weidmann, Der Führer nach und um Ischl. Handbuch für Badegäste und Reisende. 2. Aufl. Wien 1849.

145) Weidmann, Die Alpengegenden Niederösterreichs und Obersteiermarks, im Bereiche der Eisenbahnen von Wien bis Mürzzuschlag. 2. Aufl. Wien 1852.

146) Weidmanns Darstellung erschien 1818 in der Wiener Zeitschrift „Der Wanderer“. Ausgewertet: Adalbert Riedl, F. C. Weidmann im Burgenland (Volk und Heimat, Bd. V, 1952, Nr. 1, S. 4 f., und H. 2, S. 6 f.).

147) Vgl. Gustav Gugitz, Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch. Bd. 2: Niederösterreich und Burgenland. Wien 1955. S. 235 ff.; Berichtigung ebendort, Bd. V, S. 228.

148) Das pittoreske Österreich oder Album der österreichischen Monarchie. Wien 1847.

149) Vgl. beispielsweise die Tyrnauer Perioche: „Fides in Regem et Patriam. seu: Georgius de Esztoras ad Nicopolim gloriosa morte sublatus.“ Tyrnau 1727 (Exemplar in meinem Besitz).

Judith-Schauspiele auf dem Jesuitentheater waren nicht selten. Vgl. Johannes Müller, Das Jesuitendrama in den Ländern deutscher Zunge vom Anfang (1555) bis zum Hochbarock (1665). Augsburg 1930. Bd. II, S. 115.

150) Vgl. oben Joh. Nep. Vogl.

151) Vgl. Schmidt, St. Radegundis in Groß-Höflein. Zur frühmittelalterlichen Verehrung der heiligen Frankenkönigin im Burgenland und in Ostniederösterreich (= Burgenländische Forschungen, H. 32). Eisenstadt 1956. S. 28 ff.

152) Vgl. Anton Mailly, Der Tempelherrenorden in Niederösterreich in Geschichte und Sage. Wien 1923. S. 50.

III. Nachmärz und Historismus

153) Eduard Castle, Briefe von Anastasius Grün an Karl Julius Schröer (Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft, Bd. XI, Wien 1910, S. 85 ff.).

14. Der Sturmwind des Jahres 1848 in Lockenhaus

154) Zuerst unter dem Titel „Hohe Politik vor hundert Jahren in Lockenhaus“ erschienen: Volk und Heimat, Bd. III, Eisenstadt 1950, Nr. 3, S. 3 f.

155) Nagl-Zeidler-Castle, Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte, Bd. III, 1930, S. 973 ff.

156) Karl Emil Franzos, Vom Don zur Donau (= Halb-Asien, IV. Teil), Bd. II, Leipzig 1878. S. 215 ff.

15. Grillparzer in Tatzmannsdorf

157) Carl Glossy, Aus dem Grillparzer-Archiv. Briefe von und an Grillparzer (Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft, Bd. I, 1891, S. 133, Nr. 95).

158) Reinhold Lorenz, Kulturgeschichte der burgenländischen Heilquellen (= Burgenländische Forschungen, H. 31). Eisenstadt 1956. S. 23 ff.

159) Lorenz, ebendort, S. 24.

160) Adalbert Stifter, Briefwechsel. Herausgegeben von Gustav Wilhelm (= Stifter, Sämtliche Werke, Bd. 17). Prag 1916. S. 129.

161) Vgl. oben Zacharias Werner.

162) Glossy, Briefe von und an Grillparzer, wie oben, S. 137, Nr. 98.

163) Philipp Loewe, Grillparzer in Tatzmannsdorf (Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft, Bd. 24, 1913, S. 235 ff.).

164) Glossy, Briefe von und an Grillparzer, wie oben, S. 136, Nr. 97.

165) Mein Heimatvolk — mein Heimatland. Ein Volksbuch vom Burgenland. Eisenstadt 1951. S. 223.

166) Bruno Grimschitz, Ferdinand Georg Waldmüller. Leben und Werk. Wien 1943. Abb. S. 65.

167) Glossy, Briefe von und an Grillparzer, wie oben, S. 137, Nr. 98.

168) Burgenland-Landeskunde. Wien 1951. S. 544.

169) Vgl. unten Franz Kolbenheyer.

16. Franz Kolbenheyer

170) Vgl. Hans Joachim Beyer, Moritz Kolbenheyer und die ungarische Deutschumsfrage (Südost-Forschungen, Bd. VII, München 1942, S. 574 ff.).

171) E. G. Kolbenheyer, Sebastian Karst über sein Leben und seine Zeit. I. Teil. Hamburg 1957. S. 122 ff.

172) Vgl. oben Franz Grillparzer.

173) Vgl. oben ebendort,

174) Zuerst erschienen: Schmidt, Kolbenheyers Vater vor 100 Jahren in Oberschützen (Volk und Heimat, Bd. XI, 1958, Nr. 3, S. 5 f.).

17. Johann Vinzenz Reim

175) Sammlung Georg Eckl, III. Teil. Die Österreichisch-Ungarische Monarchie und ihre Nachfolgestaaten. XVI. Versteigerung, Ignaz Schwarz, Wien 1926, S. 55.

176) J. Vinzenz Reim, Ein verschollener Wiener Künstler. Antiquariat Gilhofer, K. G. Liste 80, Wien 1954.

177) Zuerst erschienen: Schmidt, J. Vinzenz Reim. Ein Altwiener Künstler im Burgenland (Volk und Heimat, Bd. VII, 1954, Nr. 5, S. 5 f.).

18. Karl Freiherr von Czoernig

178) Kaj Birket-Smith, Geschichte der Kultur. Eine allgemeine Ethnologie. Zürich 1946, S. 10.

179) Nagl-Zeidler-Castle, Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte, Bd. II, S. 1054 f.

180) Vgl. oben, Ein Biedermeier-Engländer.

181) Vgl. oben, Joseph V. Häufler.

182) Neues österreichisches Biographisches Lexikon. Bd. I, Wien 1956, S. 164.

183) Czoernig, Ethnographie der Österreichischen Monarchie. Bd. II, Wien 1855, S. 194 ff.

184) Ebendort, S. 194, Anmerkung 5.

185) Ebendort, S. 195, Anmerkung 2.

186) Vgl. Bernhard Zimmermann, Schwäbische Kolonie am Neusiedlersee? (= Burgenländische Forschungen, Heft 15). Eisenstadt 1950.

187) Vgl. unten, Wilhelm H. Riehl.

188) Allgemeine Landestopographie des Burgenlandes. Bd. I, Eisenstadt 1955, S. 353.

189) Czoernig, wie oben, Bd. II, S. 195, Anm. 2.

190) Vgl. unten, Remigius Sztachovics.

191) Szeverin J. Kögl, Mosonmegyei Nemet keziratos enekeskönyvek (= Forschungen zur deutschen Volkskunde, Bd. IV). Budapest 1941, S. 86 f.

192) Adalbert Riedl, Eine Bauernhochzeit vor hundert Jahren (Volk und Heimat, Bd. III, Nr. 2, S. 13 f., Nr. 3, S. 13 f., Nr. 4, S. 3 f.).

193) Czoernig, wie oben, Bd. II, S. 191 ff.

194) Ebendort, S. 191, Anmerkung 2.

195) Vgl. Schmidt, Die Pregner. Zur volksmäßigen Bezeichnung der Leute der „Buckligen Welt“ (Volk und Heimat, Bd. IV, Eisenstadt 1951, Nr. 21, S. 4 ff.).

196) Vgl. unten, Karl J. Schröer.

19. Karl Julius Schröer

197) Eduard Engel, Goethe. Der Mann und das Werk. Braunschweig 1921, Bd. I, S. 34, 38 u. ö.

198) Nagl-Zeidler-Castle, Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte, Bd. II, S. 1044 f.

199) Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog. Herausgegeben von Anton Bettelheim. Bd. V, S. 364 ff.; wiederabgedruckt Chronik des Wiener Goethe-Vereins, Bd. XXV, Nr. 5, S. 28 ff.; auf S. 27 Lichtbild Schröers.

200) Schröer, Beitrag zur deutschen Mythologie und Sittenkunde aus dem Volksleben der Deutschen in Ungern (Fünftes Jahresprogramm der Öffentl. Oberrealschule der kön. Freistadt Presburg. 1855, S. 9 ff.).

201) Karl Weinhold, Weihnacht-Spiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien. 2. Ausgabe. Graz 1855.

202) Schröer, Deutsche Weihnachtsspiele aus Ungern. Wien 1862, S. 1 f.

203) Vgl. Schmidt, Der Oberuferer Spielkreis (Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 7, Prag 1934, S. 145 ff.).

204) Schröer, Deutsche Weihnachtsspiele, S. 6 f.

205) Vgl. oben, Karl Frh. von Czoernig.

206) Schröer, Deutsche Weihnachtsspiele, S. 160 f.

207) Schröer, Nachtrag zu den deutschen Weihnachtsspielen aus Ungern (8. Jahresprogramm der öffentlichen Ober-Realschule der königl. Freistadt Preßburg, 1858, S. 3 ff.).

Dazu Schmidt, Das Volksschauspiel des Burgenlandes (Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Bd. XLI, 1936, S. 81 ff.).

- 232) Nagl-Zeidler-Castle, Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte, Bd. II, S. 890 ff.
 233) Nagl-Zeidler-Castle, Bd. II, S. 914 u. ö.
 234) Nordmann, Meine Sonntage. Wanderbuch aus den Bergen des österreichischen Hochlandes. 2. Aufl. Wien 1880.
 235) Nordmann, ebendort, S. 23 ff.
 236) Ludwig Hevesi, Österreichische Kunst im 19. Jahrhundert. Bd. II, Leipzig 1903, S. 260.
 237) Nordmann, Meine Sonntage, S. 25.
 238) Vgl. unten M. A. Becker.
 239) Zuerst erschienen: Schmidt, Am Neusiedlersee im Jahre 1864. Johannes Nordmann im Burgenland (Volk und Heimat, Bd. III, 1950, Nr. 6, S. 2 f.).

22. Moritz A. Ritter von Becker

- 240) Vgl. oben Karl J. Schröer.
 241) Franz Schnürer, M. A. Becker. Ein Gedenkblatt (Blätter des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich, Bd. XXI, 1887, S. XXIII ff.).
 242) Blätter des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich, Bd. XXI, Wien 1887, S. XXI.
 243) Nagl-Zeidler-Castle, Bd. II, S. 823.
 Die vormärzliche „Landeskunde“ ist weitgehend durch Anton Freiherrn von Spaun getragen und angeregt worden, daher auch der Jahrbuch-Titel in Oberösterreich.
 244) M. A. Becker, Reisehandbuch für Besucher des Ötscher. 2 Bände. Wien 1859/1860.
 245) Topographie von Niederösterreich, herausgegeben vom Verein für Landeskunde. Bd. I ff. Wien 1879.
 246) M. A. Becker, Verstreute Blätter. Wien 1880. S. 75 ff.
 247) Vgl. unten Gottlieb Haberlandt.
 248) Vgl. allgemein Arthur Haberlandt, Taschenwörterbuch der Volkskunde Österreichs, Wien 1953, S. 152 f.
 Daß diese Pfostentruhen nicht ungarisch im nationalen Sinn sind, ja nicht einmal dem Karpatenraum besonders angehören, wie von manchen Möbelforschern vermutet wurde, zeigt jetzt die Arbeit von Karl Rumpf, Frühformen hessischer Truhen (Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, Bd. 68, 1957, S. 185 ff.).
 249) Vgl. für die Gegenwart Rudolf A. Hrandek, Hausindustrie (Burgenland — Landeskunde, Wien 1951, S. 492 ff.).
 250) Ludwig von Hörmann, Tiroler Volkstypen. Beiträge zur Geschichte der Sitten und Kleinindustrie in den Alpen. Wien 1877.
 251) Schnürer, wie Anmerkung 241 oben.
 252) Vgl. Schmidt, Geschichte der österreichischen Volkskunde, Wien 1951, S. 109 f.

IV. Liberalismus und Volkskunde

- 253) Nagl-Zeidler-Castle, Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte, Bd. II, S. 242 ff.
 254) Vgl. Friedrich Walter, Wien. Die Geschichte einer deutschen Großstadt an der Grenze. Bd. III, Wien 1944, S. 294 ff.
 255) Ludwig Hevesi, Österreichische Kunst im 19. Jahrhundert. Bd. II, S. 216 ff.
 256) Vgl. unten Eduard Sueß.
 257) Vgl. unten Gottlieb Haberlandt.
 258) Wilhelm Heinrich Riehl, Kulturstudien aus drei Jahrhunderten. 5. Aufl. Stuttgart 1896, S. 237 ff. — Wann der berühmte „Vortrag“ tatsächlich als Vortrag gehalten wurde, scheint nicht bekannt zu sein.
 259) Schmidt, Geschichte der österreichischen Volkskunde, S. 110.
 260) Österreichisch-Ungarische Monarchie in Wort und Bild. Abteilung Ungarn, Bd. IV, 1896, S. 392 ff.
 261) Schmidt, Geschichte der österreichischen Volkskunde, S. 119, und hier unten Anmerkung 319.
 262) Vgl. Michael Haberlandt, Meine Lebensarbeit (Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Bd. XLV, 1940, S. 66 ff.).

Schmidt, Michael Haberlandt (Volk und Heimat, Bd. III, 1950, Nr. 13, S. 3 f.).

²⁶³⁾ Vgl. unten Bünker.

²⁶⁴⁾ Vgl. unten Anton Dachler.

23. Wilhelm Heinrich Riehl

²⁶⁵⁾ Erasmus Schwab, Land und Leute in Ungarn. Leipzig 1865. S. III.

²⁶⁶⁾ Viktor von Geramb, Wilhelm Heinrich Riehl. Leben und Wirken. Salzburg 1954.

²⁶⁷⁾ Johannes Hönig, Ferdinand Gregorovius. Eine Biographie. Stuttgart 1943.

²⁶⁸⁾ Richard Newald, Eduard Duller, ein deutsches Journalistenleben aus dem Vormärz (= Freiburger Forschungen zur Kunst- und Literaturgeschichte, Bd. II). Ohlau 1935.

²⁶⁹⁾ Schmidt, Geschichte der österreichischen Volkskunde. Wien 1951. S. 60, 74.

²⁷⁰⁾ Vgl. jetzt Gerhard Lutze, Volkskunde. Ein Handbuch zur Geschichte ihrer Probleme. Berlin 1958.

²⁷¹⁾ Vgl. oben Adalbert Krickel.

²⁷²⁾ Vgl. oben Franz Carl Weidmann.

²⁷³⁾ Riehl, Wanderbuch, als zweiter Teil zu „Land und Leute“ (= Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik, Bd. 4). Stuttgart 1869.

²⁷⁴⁾ Ebendort, S. 339 ff.

²⁷⁵⁾ Ebendort, S. 354 f.

²⁷⁶⁾ Ebendort, S. 355 f.

²⁷⁷⁾ Ebendort, S. 357.

²⁷⁸⁾ Ebendort, S. 358.

²⁷⁹⁾ Ebendort, S. 359.

²⁸⁰⁾ Ebendort, S. 360.

²⁸¹⁾ vgl. Franz Probst, Burgenländische Arbeitervolkskunde (Schmidt, Burgenländische Beiträge zur Volkskunde, Wien 1953 = Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. II, S. 89 f.).

²⁸²⁾ Vgl. oben Karl Freiherr von Czoernig.

²⁸³⁾ K. v. Horvath und Emmerich v. Hajnik, Das fürstliche Haus Esterhazy (Österreichische Revue, Bd. III).

²⁸⁴⁾ Riehl, Wanderbuch, S. 377.

²⁸⁵⁾ Geramb, Riehl, S. 375.

24. Gottlieb Haberlandt

²⁸⁶⁾ Vgl. Schmidt, Michael Haberlandt (Volk und Heimat, Bd. III, 1950, Nr. 13, S. 3 f.).

²⁸⁷⁾ Gottlieb Haberlandt, Erinnerungen, Bekenntnisse und Betrachtungen. Berlin 1933.

²⁸⁸⁾ Vgl. oben Karl Freiherr von Czoernig.

²⁸⁹⁾ Johann Tomka war 1843 bis 1865 Pfarrer von Zurndorf. Vgl. Allgemeine Landestopographie des Burgenlandes. Bd. I, Eisenstadt 1956. S. 399.

²⁹⁰⁾ Zuerst erschienen: Schmidt, Vor hundert Jahren auf dem Heideboden. Dem Naturforscher Gottlieb Haberlandt zum Gedächtnis (Volk und Heimat, Bd. IX, 1956, Nr. 3, S. 6 f.).

25. Eduard Sueß

²⁹¹⁾ Eduard Sueß, Erinnerungen. Leipzig 1916.

²⁹²⁾ Vgl. oben Karl Freiherr von Czoernig.

²⁹³⁾ Sueß, Erinnerungen, S. 93 ff.

²⁹⁴⁾ Sueß, ebendort, S. 94.

²⁹⁵⁾ Josef K. Homma, Ein Kampf ums Recht. Roman (Wiederabdruck in Volk und Heimat, Bd. II ff.).

²⁹⁶⁾ Sueß, Erinnerungen, S. 94 f.

²⁹⁷⁾ Vgl. Franz Probst, Burgenländische Arbeitervolkskunde (Burgenländische Beiträge zur Volkskunde, herausgegeben von Leopold Schmidt = Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. II, Wien 1953, S. 89 ff.).

²⁹⁸⁾ Volk und Heimat, Bd. IX, 1956.

²⁹⁹⁾ Zuerst erschienen: Schmidt, Eduard Sueß erzählt von Marz... (Volk und Heimat, Bd. III, 1950, Nr. 23, S. 2 f.).

Dieselbe, Volkslieder der Heanzen (Zeitschrift für österreichische Volkskunde, Bd. XXI, 1916, S. 101, 159, 181).

Dieselbe., Volksglaube und Brauch (zur Volkskunde der Hienzen) (Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn, Bd. V, 1896, S. 15 ff.).

³²⁰) Vgl. oben Johann R. Bünker.

³²¹) Arthur Haberlandt (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. LXXXII, 1952, S. 22 ff.).

³²²) Vgl. oben Karl Julius Schröer.

³²³) Bünker, Die Typen der Dorffluren an der Grenze von Niederösterreich, Ungarn und Steiermark (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. XL, 1900, S. 109 ff.).

³²⁴) Vgl. Schmidt, Geschichte der österreichischen Volkskunde, S. 115, 124.

³²⁵) Vgl. Josef Schnattinger, Gustav Bancalaris Bedeutung als Hausforscher (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Neue Serie Bd. IV, 1950, S. 68 ff.).

³²⁶) Karl Romstorfer, Das Bauernhaus in der Bukowina. Erläuterungen für die Besucher des Bukowinaer Gebirgs-Bauernhauses. 2. Aufl. Czernowitz 1890.

³²⁷) Oswald Menghin, Anton Dachler † (Monatsblatt des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich, Bd. XXI, Wien 1922, S. 18 f.).

³²⁸) Vgl. dazu die Jugenderinnerungen eines deutschen Schriftstellers: Hans Grimm, Leben in Erwartung. Meine Jugend, Lippoldsberg (1955).

³²⁹) Dachler, Das Bauernhaus in Niederösterreich und sein Ursprung. Wien 1897 (Sonderabdruck aus den Blättern des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich, Bd. XXXI, 1897, S. 115 ff.).

³³⁰) Auch der Vater von Hans Grimm, vgl. Anmerkung 328 oben, war Kurhesse, aus Kassel, und kam 1859 als Generalsekretär der Südbahn nach Wien (wie oben, S. 18).

³³¹) Alexander von Peez, Erlebt, Erwandert. Wien 1899.

³³²) August Meitzen, Das deutsche Haus in seinen volkstümlichen Formen. 1882.

³³³) Rudolf Virchow hatte (Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1890) die Erwartung geäußert, aus der Erkenntnis eines „Gegensatzes“ im Hausbau der germanischen Stämme ein neues Merkmal zu gewinnen, „um für jede einzelne Gegend zu erkennen, woher sie ihre Bewohner bezogen hat“.

³³⁴) Vgl. Arthur Haberlandt, Zur Frage der Herkunft und Geltung der Benennung „fränkisches Haus“, „fränkisches Gehöft“ (Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Bd. XLVII, 1952, S. 44 ff.).

³³⁵) Rudolf Henning, Das deutsche Haus in seiner historischen Entwicklung. Straßburg 1882.

³³⁶) Vgl. Adolf Bach, Deutsche Volkskunde. Ihre Wege, Ergebnisse und Aufgaben. Leipzig 1937. S. 213 ff.

³³⁷) Sehr weit abgerückt von der „ethnischen Theorie“ ist Richard Weiß: Häuser und Landschaften der Schweiz. Erlenbach-Zürich 1959. S. 19 ff.

³³⁸) Karl Rhamm, Urzeitliche Bauernhöfe im germanisch-slavischen Waldgebiet (= Ethnographische Beiträge zur germanisch-slavischen Altertumskunde, Bd. II), Braunschweig 1905.

³³⁹) Dachler, Zu K. Rhamms Problemen bajuwarischer Hausforschung (Zeitschrift für österreichische Volkskunde, Bd. XV, 1910, S. 144 ff.).

³⁴⁰) Vgl. besonders Max Vancsa, Geschichte Nieder- und Oberösterreichs. 2 Bände. Gotha 1905/1927.

³⁴¹) Dachler, Karte der österreichischen Bauernhausformen (= Supplementheft VI zur Zeitschrift für österreichische Volkskunde) 1909.

³⁴²) Arthur Haberlandt, Die Bauernhausformen im deutschen Volksgebiet (Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Bd. XXXI, 1926, S. 9 ff.).

³⁴³) Vgl. oben Wilhelm Heinrich Riehl.

³⁴⁴) Walter Steinhäuser, Die Entwicklung des ahd. uo- im Bairischen und Anton Dachlers Frankenhypothese (13. Bericht der Kommission für das Bairisch-österreichische Wörterbuch für das Jahr 1925). Wien 1926.

Anton Pfalz, Angeblich fränkische Mundarten in Österreich (Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, Bd. I, Heidelberg 1927, S. 54 ff.).

³⁴⁵) Dachler, Dorf-Berchfrite in Niederösterreich (Monatsblatt des Altertums-Vereines in Wien, Bd. VII, 1905, Nr. 7, 8, 9).

³⁴⁶) Dachler, Der Ölberg von Trautmannsdorf bei Bruck an der Leitha

(Monatsblatt des Altertums-Vereines in Wien, 24. Jg., 1907, Nr. 1).

³⁴⁷⁾ Dachler, Kirchen- und Dorfbefestigungen in Niederösterreich (Berichte und Mitteilungen des Altertums-Vereins zu Wien, Bd. 41, 1908).

³⁴⁸⁾ Dachler, Nagel-Kreuze in der „Buckligen Welt“ (Zeitschrift für österreichische Volkskunde, Bd. X, 1904, S. 49 ff.).

³⁴⁹⁾ Leopold Kretzenbacher, Der Nagel am Kreuz. Das Kultzeichen einer steirischen Sakrallandschaft. Mit einer Verbreitungskarte (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Bd. IX/58, 1955, S. 25 ff.).

³⁵⁰⁾ Dachler, Hexen- und Gespensterglaube im Wechsel-Gebiet (Zeitschrift für österreichische Volkskunde, Bd. XV, 1909, S. 147 f.).

³⁵¹⁾ Dachler, Die letzte Erwähnung des Stadtnamens Carnuntum (Monatsblatt des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich, Bd. I, Wien 1902 und 1903, S. 235 ff.).

³⁵²⁾ Dachler, Nachkommen der Awaren im Heanzenland (ebendort, Bd. I, 1902 und 1903, S. 269) (Abdruck eines Briefes J. R. Bünkers).

³⁵³⁾ Dachler, Die Heanzen (Zeitschrift für österreichische Volkskunde, Bd. XVI, 1910, S. 29 ff.).

³⁵⁴⁾ Vgl. oben Moritz A. Becker.

³⁵⁵⁾ Dachler, Aus dem Volksleben (Burgenland-Festschrift der Zeitschrift Deutsches Vaterland, Wien 1920, S. 86 ff.).

³⁵⁶⁾ Dachler, Die Besiedlung um die österreichische, steirische und ungarische Grenze (mit 1 Karte und 12 Grundrissen) (Zeitschrift für österreichische Volkskunde, Bd. XIX, 1913, S. 190 ff.).

³⁵⁷⁾ Irene Thirring-Waisbecker, Volkslieder der Heanzen (Zeitschrift für österreichische Volkskunde, Bd. XIX/XXII, 1915, S. 101, 159, 181).

³⁵⁸⁾ Dachler, Zur Herkunft der Heanzen (Zeitschrift für österreichische Volkskunde, Bd. XIX/XX, 1915, S. 175 f.).

³⁵⁹⁾ Irene Thirring-Waisbecker, Die Geschichte der heanzischen Niederlassung in der Beleuchtung der ungarischen Forschung (Zeitschrift für österreichische Volkskunde, Bd. XXVI, 1918, S. 29 ff.).

³⁶⁰⁾ Dachler, Kulturbilder aus Ödenburg (Das deutsche Vaterland, Bd. III, Wien 1921, S. 6, 28, 44, 80, 95, 108, 137, 185).

³⁶¹⁾ Michael Haberlandt, Anton Dachler † (Zeitschrift für österreichische Volkskunde, Bd. XXVII, 1921, S. 75).

³⁶²⁾ Oswald Menghin, Anton Dachler † (Monatsblatt des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich, Bd. XXI, Wien 1922, S. 18 f.).

³⁶³⁾ Zuerst erschienen: Schmidt, Anton Dachler und das Burgenland (Volk und Heimat, Bd. VIII, 1955, Nr. 12, S. 6 f., Nr. 13, S. 4 f., Nr. 14, S. 4 f., Nr. 15, S. 2 ff.).

Alle Bildvorlagen aus dem Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek

1. Joseph Haydn. Punktierstich von Luigi Schiavonetti, 1825, nach einem Gemälde von Ludwig Guttenbrunn, 1791. (NB 501.324)
2. Ernst Moritz Arndt. Lithographie von Karl Wildt nach einem Gemälde von Julius Roeting, 1859. (NB KO 119)
3. Johann Adam Klein, zeichnend. Bleistiftzeichnung von Johann Christoph Erhard, um 1810. (ALB 42.716)
4. Alexandre Louis Joseph Comte de La Borde. Lithographie von Jules Boilly, 1822. (NB)
5. Karoline Pichler als sechzehnjähriges Mädchen. Lithographie von Johann Stadler, 1843, nach einem Gemälde. (L 39.656)
6. Zacharias Werner. Stich nach eigener ad-vivum-Zeichnung von Ferdinand von Lütgendorff, 1817. (NB 502.046)
7. Nikolaus Lenau. Stahlstich von Karl Mahlknecht, nach dem Gemälde von Andreas Staub. (NB 506.864)
8. Joseph Vinzenz Häufler. Lithographie von Dr. Elfinger. (NB)
9. Johann Nepomuk Vogl. Lithographie von Gabriel Decker, 1844. (Pg 122.014)
10. Franz Carl Weidmann. Lithographie von Josef Kriehuber, 1847. (Pg 12.563/3)
11. Franz Grillparzer. Stahlstich von Karl Kotterba, nach einer Zeichnung von Matthias Grillhofer. Das Porträt wurde für das Tasenbuch „Gedenke mein“ für 1847 ausgeführt. (NB 600.732)
12. Karl Freiherr von Czoernig. Lithographie von Heinrich Stohl, 1852. (NB)
13. Johannes Nordmann. Zeichnung von Karl Klic, 1876. Wiedergegeben in einem Zeitungsdruck („Floh“). (Pf 122.384/1)
14. Moritz A. Ritter von Becker. Lithographie von Josef Kriehuber, 1858. (NB 505.251)
15. Wilhelm Heinrich Richl. Radierung nach der Natur von Johann Leonhard Raab. (Pg 4964/1 a)
16. Eduard Sueß. Lithographie von Josef Kriehuber, 1869. (NB 501.944)

A. Personen

- Andrian-Werburg, Ferdinand Freiherr von 139
 Arndt, Ernst Moritz 2, 6 f., 90
 Artner, Theresia von 30 ff., 41
 Artner, Wilhelmine von 30
- Bancalari, Gustav 102, 140, 142
 Barbarini, Franz 63
 Bartsch, Adam 26
 Bathory, Elisabeth 67
 Batthyany, Fürst Philipp 41
 Batthyany, Familie 5, 41
 Batthyany, Graf Casimir 81
 Batthyany, Graf Gustav 82
 Batthyany, Graf Nikolaus 41
 Batthyany, Graf Theodor 80
 Batthyany, Gräfin Franziska 41, 42
 Becker, Moritz Anton Ritter von 3, 76 f., 94, 108, 109 ff., 116, 137, 145
 Beethoven, Ludwig van 2, 10, 12, 19, 33
 Beitzl, Richard 20
 Berthier, Marschall 133
 Berzsenyi, Ladislaus 78
 Beudant, François Sulpice 34
 Botgorschek, Ferdinand 35
 Brehm, Johann 80
 Brentano, Clemens von 38
 Brown, Edward 1, 5
 Brühl, Karl Graf 42
 Bünker, Johann Reinhold 114, 116, 135 ff., 143, 145
- Castle, Eduard 1, 44
 Choloniewski-Myszka, Graf 40
 Collin, Heinrich von 12, 39
 Csaplovics, Johann 35, 53, 59, 90 f
 Czornig, Karl Freiherr von 3, 76, 90 ff., 115, 126, 130
- Dachler, Anton 102, 114, 117, 138 ff.
 Donner, Georg Raphael 126
 Draskowitz, Baron 74
 Duller, Eduard 119
- Ebenspanger, Johannes 103, 115
 Eckl, Georg 88
 Eichendorff, Joseph Freiherr von 33
 Elisabeth, Kaiserin 113, 115
 Erhard, Johann Christoph 27
 Esterhazy, Familie 5, 6, 11, 22, 28, 55, 71
 Esterhazy, Fürst Nikolaus 8, 12, 23, 25
 Esterhazy, Fürst Paul 73, 133
- Esterhazy, Fürstin Maria 8
 Esterhazy, Graf Moritz 29
- Fallmerayer, Jakob Philipp 118
 Feid, Joseph 35
 Feil, Josef 27
 Fent 50
 Franz II. (I.), Kaiser 11, 14, 28, 32, 33, 53
 Franz Carl, Erzherzog 69
 Franz Joseph I., Kaiser 70, 75, 78, 106
 Franzos, Karl Emil 76, 78 ff.
 Frauenholz 26, 27
 Friedberg 57
 Friedrich G., 99, 100
 Fritsch, Karl Wilhelm von 42
 Fröhlich, Katharina 80, 81, 82, 83
 Fröhlich, Josefine 82, 83
 Füger, Heinrich 12
- Galerius, Kaiser 55
 Gall, Jakob 92 f.
 Gauermann, Jakob 26, 28
 Geramb, Viktor von 128, 140
 Gilhofer, K. G. 88 f.
 Gisela, Erzherzogin 110
 Gluck, Christoph Willibald 8
 Göth, Georg 120
 Goethe, Johann Wolfgang 10, 13, 22, 26, 37, 38 f., 70, 80, 101
 Goldmark, Karl 134
 Gregorovius, Ferdinand 118 f.
 Grillparzer, Franz 2, 33, 67, 75, 80 ff., 86 s., 127
 Grocholski, Graf Nikolaus 40, 42
 Grocholska, Gräfin Emilia 41 f.
 Güttenberger, Heinrich 42
 Gutzig, Gustav 1, 88
 Györy, Familie 66
- Haas, Michael 103
 Haberlandt, Arthur 139, 143
 Haberlandt, Friedrich 129
 Haberlandt, Gottlieb 110, 115, 129 ff., 138
 Haberlandt, Michael 116, 129, 130, 138, 143, 147
 Haberlandt, Katharina 129
 Hacquet, Belsazar 15
 Häufler, Joseph Vinzenz 2, 3, 35, 48, 52, 61 ff., 91
 Hajnik, Emmerich von 127
 Hamann, Johann Georg 37
 Hansen, Theophil 96

Hartmann, Moritz 106
Haupt, Moritz 95
Haydn, Joseph 2, 3, 6, 8, 11, 13, 19, 34,
56 ff., 121 ff., 134
Haynau, Julius Jakob, Freiherr von 95
Hein, Wilhelm 138
Heinbucher von Bikessy, Joseph 150/23
Heinzel, Markus 103
Henning, Rudolf 142
Hering, Georg Edward 59
Hermann, Gottfried 95
Herrmann, Anton 94, 114, 116, 138, 145
Hölty, Ludwig 17
Hörmann, Ludwig von 113
Hofbauer, P. Clemens Maria 40
Hoffer, Franz 80
Holtei, Karl von 38
Homma, Josef Karl 133
Hormayr, Joseph Freiherr von 46, 64
Horvath, Karl von 127
Hummel, Johann Nepomuk 134
Hyrtl, Joseph 134

Jahn, Fr. C. 26
Jahn, Friedrich Ludwig 90
Joachim, Josef 134
Johann, Erzherzog 26, 42, 69, 119
Josef II., Kaiser 11, 14, 17
Josef, Erzherzog 31, 63

Kainz, Josef 134
Kaiser, Lithograph 62
Kant, Immanuel 37
Karl, Erzherzog 43, 44
Karolyi, Graf 41
Kelle, Johannes 95
Kern, Tobias 136
Kleyle, Franz Joachim Ritter von 43 f.
Kleyle, Fritz 43 f.
Klein, Johann Adam 2, 12, 26 ff., 29, 46,
47, 49
Klopstock, Friedrich Gottlieb 17
Knaffl, Johann Felix 119
Kögl, Severin 93, 105
Körner, Theodor 38
Kolbenheyer, Erwin Gundo 76, 85 f.
Kolbenheyer, Franz 84, 85 ff.
Kolbenheyer, Moritz 76, 84, 85 f., 96
Korabinsky, Johann Matthias 9
Kossinna, Gustav 142
Kossuth, Ludwig 78 f.
Krafft, Peter 26
Kraus, Joseph Martin 8
Kretzenbacher, Leopold 144
Kringsteiner, Josef Ferdinand 12
Krickel, Adalbert 2, 34, 49 ff., 69, 107
Kroll, Dm. 38 f.
Kurzweil, Geza 93, 105
Kyselak, Joseph 50

Laborde, Alexander Marquis de 2, 12,
25, 28 ff., 34
Lenau, Nikolaus 2, 33, 35, 43 ff.

Liszt, Franz 134
Loewe, Philipp 82
Löwenthal, Sofie von 44
Ludwig XV., König 28
Ludwig Philipp König 29

Maigraber, Therese, verehelichte
Niembsch 43
Malfatti, Johann 41
Mansfeld, Heinrich 27
Maria Theresia, Kaiserin 6, 11
Matthias Corvinus, König 59
Maximilian II., König von Bayern 27,
119, 120
Medgyassay, von 85 f.
Mednyansky, Freiherr von 46, 53
Meißner, Alfred 106
Meitzen, August 142
Mell, Max 136
Menghin, Oswald 147
Meringer, Rudolf 102, 135, 140
Metternich, Fürst Clemens Lothar 27,
33, 45, 82, 95
Molitor 26
Moll, Karl Ehrenbert Freiherr von 19
Moreau, Charles 29
Mozart, Wolfgang Amadeus 128
Müllenhoff, Karl 95

Nadasdy, Graf Franz 71, 74
Nagl, Johann Willibald 144
Nagy, Joseph 78
Napoleon I., Kaiser 10, 13, 25, 29
Napoleon III., Kaiser 29
Neder, Michael 154/124
Niembsch, Franz von 43
Niembsch, Therese von 43
Nordmann, Johannes 77, 106 ff.

Pacsich, Johann 9
Paget, John 3, 35, 53 ff., 62, 91
Palffy, Familie 27
Peez, Alexander von 142
Perger, Anton Ritter von 34
Pettenkofen, August Ritter von 115
Petter, Karl 26
Pfalz, Anton 147
Pichler, Karoline 2, 13, 30 ff., 39, 41
Pillwein, Benedikt 120
Piringer, Benedikt 29, 34
Pohl, C. F. 128
Postl, Karl (= Sealsfield) 53
Preys, Dr. 81

R., G. E. v. 6
Raday, Graf 41
Raimund, Ferdinand 67
Rauh, Drucker 62
Rechberger 26
Reichardt, Johann Friedrich 22
Reim, Johann Vinzenz 76, 88 ff.
Reinwald, Karl 80 f.
Reisigl, Anton 19

- Rhamm, Karl 143
 Ribarz, Rudolf 107
 Riedl, Adalbert 93, 157/210
 Riehl, Wilhelm Heinrich 3, 92, 94, 111, 116, 118 ff., 142, 144
 Rohrmann, Verleger 63
 Romsdorfer, Karl 140
 Rosenstingl, Verwalter 78
 Rudolf, Kronprinz 110, 114, 116, 138
 Rumpelmaier, Johannes (= Nordmann) 106
 Ruß, Karl 26
- Sachsen-Coburg, Prinz Leopold 41
 Sander, Sofie 39
 Sartori, Franz 2, 11 f., 14 ff., 34, 46, 49, 69, 72
 Scheiger, Josef 2, 26, 46 ff., 52, 62, 70, 107
 Schikaneder, Emmanuel 12
 Schiller, Friedrich von 15, 38
 Schiller, Samuel 30
 Schlachter, Joseph 92
 Schlegel, August Wilhelm von 39
 Schlegel, Friedrich von 33, 40
 Schlossar, Anton 136
 Schlosser, Johann Friedrich Heinrich 40
 Schmid, Adolf 2, 34, 52, 69, 80
 Schmidt, August 64 ff.
 Schmidt, Heinrich 38 f.
 Schnorr, von Carolsfeld, Ludwig Ferdinand 2, 27, 35, 42, 48
 Schnürer, Franz 114
 Schopenhauer, Johanna 38
 Schröer, Karl Julius 3, 76, 93, 95 ff., 103, 109, 114, 115, 137, 139
 Schröer, Tobias Gottfried 95
 Schubert, Ferdinand 33
 Schubert, Franz 2, 33, 64
 Schuh, August 131
 Schultes, Josef August 14, 49
 Schwab, Erasmus 118
 Schweickardt R. von Sickingen 20
 Schwind, Moritz von 2, 33, 49
 Sealsfield, Charles (= Postl) 53
 Segner, Josef 134
 Seidl, Johann Gabriel 43, 49
 Semmelweis, Ignaz 134
 Seume, Johann Gottlieb 50, 120
 Stael, Madame de 39
 Staffler, Johann Jakob 120
 Starhemberg, Ludwig Graf 7
 Stifter, Adalbert 2, 33, 36, 67, 81, 110, 119
- Strauß, Franz 134
 Strauß, Hermine 132
 Strauß, Johann, Vater 53
 Strauß, Johann, Sohn 134
 Strauß, Matthias 134
 Sztachovics, Remigius 3, 76, 93, 103 ff., 115
 Sueß, Erdmann 133
 Sueß, Eduard 115, 132 ff.
 Szecheny, Graf 30
 Szecheny, Gräfin Franziska 41
- Thirring, Julius 138
 Thirring-Waisbecker, Irene 116, 138, 146
 Thompson, James 19
 Thomsen, C. J. 90
 Tomka, Johann, 131
 Tomka, Luise, geb. Biermann 131
- Uhland, Ludwig 64
- Virchow, Rudolf 142
 Vogl, Johann Nepomuk 3, 33, 35, 36, 64 ff.
 Vogl, Karl 44
- Wagner, Dr. 81
 Waldmüller, Ferdinand Georg 26, 84
 Wallishäuser, Johann Baptist 42
 Wedl, Johann 62
 Weidmann, Franz Carl 2, 3, 34, 35, 36, 49, 52, 69 ff., 120
 Weigel, Ferdinand 134
 Weinhold, Karl 19, 95, 96 f., 99
 Werner, Gregor Josef 6, 127
 Werner, Zacharias 33, 37 ff., 81
 Wiener, Zeugwart 71
 Willemer, Marianne 101
 Wimmer, Gottlieb August 76, 84, 86, 96, 98
 Wittmann, Jakob 9
 Wolf, Hugo 130
 Wrba, Graf 20
- Zahlbrucker, Joseph 26
 Zaitz, Kapellmeister 127
 Zalka, Johann 104
 Zarncke, Friedrich 95, 99
 Zay von Csömör, Graf Emmerich 30
 Zay von Csömör, Gräfin Maria Elisabeth Helene 30
 Zingerle, Ignaz Vinzenz 95

B. Orte

- Achau 140, 146
 Adlitzgraben 47
 Agendorf 51, 135
 Altmannsdorf 50
 Altofen 3, 43
 Alton 56
 Alt-Ravensburg 92
- Andau 92
 Apetlon 92, 104, 133
 Aschaffenburg 40
 Aspang 73
 Aspern 11, 44
 Augsburg 118

Bakonyerwald 62, 124
 Banat 43, 45, 92,, 101
 Beilstein 27
 Berdtesgaden 26
 Berlin 22, 38, 87, 95, 116, 129
 Bern 39
 Bernstein 67, 68, 81, 99, 145
 Biebrich 118, 119
 Biedermannsdorf 50, 140, 146
 Bielitz 141
 Bilek 141
 Bobenneukirchen 133
 Bordattsch 44
 Breitenbrunn 7, 66
 Brennberg 18, 34, 51
 Bruck an der Leitha 107, 108, 121
 Brünn 122
 Brunn am Gebirge 144
 Budapest 6, 43, 54, 63, 85, 88, 89, 96, 103,
 112, 116, 124, 138, 146
 Bukowina 44, 140

 Campo Formio 28
 Carnuntum 28, 145
 Coppet 39
 Csatad 43
 Cseitha 67

 Danzig 22
 Deutsch-Jahrdorf 97
 Deutsch-Kreutz 134
 Donnerskirchen 66
 Dresden 22

 Ebenfurt 147
 Eberau 66
 Ebreichsdorf 50
 Edlitz 73
 Eisenburg 67
 Eisenstadt 2, 6, 7, 11, 12, 22 ff., 27, 28, 33,
 38 f., 47, 49, 51, 55 ff., 61, 65, 88 f., 121,
 126 ff., 134
 Eisgrub 127
 England 53
 Enzersfeld 47
 Eperies 43, 85
 Esseg 141
 Essling 11
 Esterhaza 8, 17, 49, 56 f., 61, 128

 Fohnsdorf 119
 Forchtenau 3, 27, 59, 73
 Forchtenstein 27, 34, 47, 49, 51 f., 58, 61,
 63, 65, 68, 70
 Franken 142, 146
 Frankfurt 39, 40
 Frauenkirchen 35, 64, 65 f., 92
 Friedberg 79
 Fürstenfeld 67

 Gamischdorf 135
 Gastein 81

Gemmi 39
 Gerecs 47
 Gloggnitz 70
 Görz 91
 Gols 7, 61, 125, 131, 135
 Gottschee 100, 112
 Graz 14, 97, 129, 140
 Großpetersdorf 112
 Groß-Zinkendorf 30
 Güns 73, 80, 103
 Güssing 66 f., 68
 Gumpendorf (Wien VI) 11

 Hainburg 33, 41, 122
 Halbthurn 7, 98
 Hall 81
 Halle 95
 Hallstatt 35
 Hansag 55, 61, 124, 128
 Harkau 30, 135
 Harmisch 9
 Heideboden 3, 17, 33, 44 f., 64, 76, 92,
 96 f., 103 f., 130 f., 138
 Hochwolkersdorf 47
 Hollabrunn 64
 Hornstein 50 f., 125
 Hullein 141
 Hundheim 144

 Ischl 35, 69
 Isny 92

 Jabing 99
 Janow 40
 Jormannsdorf 82
 Judenburg 141
 Juliental 31

 Kärnten 14, 135, 139, 145
 Käsmark 98
 Kaisersteinbruch 107
 Kaltenstein 92
 Kamieniec 40
 Karlsbad 80, 85
 Karlburg 50
 Kemeten 135
 Kirchschatz 73, 81, 146
 Kittsee 6, 9, 50, 133, 134, 144
 Köln 22
 Königsberg 22, 37
 Kogl bei Pilgersdorf 145
 Kohlsetten 9
 Kopcsan 27
 Kopenhagen 90
 Krems 106
 Krickehäu 98, 99
 Kroatien 44, 54, 92
 Kroisbach 51
 Krumau 127
 Kukmirn 115

- Lackenbach 62
 Lackendorf 62
 Landesdorf 106
 Landsee 26, 47, 62, 73, 112
 Laxenburg 10, 22, 30, 50, 88
 Leipzig 95, 136
 Leithagebirge 16, 45, 107, 124, 140
 Lindau 92
 Lockenhaus 73, 78 ff., 135
 Loipersdorf 51, 112
 London 53, 59, 79, 81, 132
- Mäddenthal 65
 Mähren 146
 Mährisch-Altstadt 109
 Mannersdorf 5, 10
 Maria-Enzersdorf 42
 Mariazell 133
 Markt St. Martin 62
 Martinsberg 103 ff.
 Marz 51, 115, 132 f.
 Mattersburg 9, 47, 62, 73, 133
 Megyer 41
 Memel 22
 Michelsberg 101
 Modern 86
 Mödling 35, 47
 Mönchhof 7, 104
 Mörbisch 135
 Mohacs 141
 München 27, 116, 119
 Münchendorf 50
 München-Gladbach 136
- Nassau 118
 Neapel 40
 Neckenmarkt 62
 Neudau 135
 Neudörfel 62
 Neudorf 62
 Neuhaus 81
 Neuhof 17
 Neusiedl am See 7, 51, 61, 66, 123
 Neusiedlersee 2, 5, 15, 24, 26, 30 f., 33,
 35, 47, 49 f., 53 ff., 61, 65 f., 71, 89, 107,
 122
 Neutra 101
 Nickelsdorf 97, 98
 Niederösterreich 3, 5, 26, 35, 52, 62, 69,
 89, 109, 134, 139, 143 ff.
 Nürnberg 12, 22, 26, 27, 46
- Oberufer 97, 103, 139
 Oberschützen 75, 84, 85 ff., 96, 98, 99,
 115
 Odenwald 8
 Odenburg 7, 12, 16, 26, 30 f., 47, 51, 52,
 55, 59, 61, 76, 80, 84, 85 f., 88, 96, 103,
 116, 123, 132, 134, 135 ff., 138, 141, 146 f.
 Ofenbach 48, 70
 Oravicza 101
- Ostpreußen 37, 124
- Pamhagen 92
 Pannonhalma 103
 Paris 28, 34, 55
 Parndorf 61, 112, 122
 Passau 93
 Peczel 41
 Petronell 61
 Pinkafeld 37 ff., 99, 112, 133, 135
 Pitten 61
 Podersdorf 92, 104
 Pöttelsdorf 135
 Polen 26, 40 f., 124
 Potsdam 7
 Pottendorf 50, 61, 125
 Prag 38 f., 82, 95
 Preßburg 3, 6, 8, 17, 24, 27, 30, 43 f., 50,
 53, 76, 89, 95 ff., 103, 112, 114, 122,
 126, 129, 133
 Purbach 7, 65, 66
- Raab 7, 82, 103, 141
 Ragendorf 50, 97, 99
 Raiding 134
 Rauhenneck 27
 Rauhenstein 27
 Rettenbach 145
 Riedlingsdorf 112
 Riegersburg 66, 71
 Ritzing 20, 34
 Rohitsch-Sauerbrunn 81
 Rohoncz 41
 Rohrau 61, 121, 127, 134
 Rohrbach 133
 Roitham 141
 Rom 39, 118
 Rosaliengebirge 2, 35, 47, 61 ff., 70 ff.,
 132
 Rügen 6
 Rust 47, 51, 55, 61, 65
 Ryglitz 40
- Salzburg 26, 46
 Salzkammergut 35, 46, 69
 St. Andrä am Zicksee 92, 93
 St. Georgen auf dem Heideboden 103,
 104
 St. Johann auf dem Heideboden 104
 St. Margarethen 16, 55
 St. Peter in der Au 110
 Sauerbrunn 62
 Schintau 30
 Schlaining 82
 Schlesien 43
 Schönbrunn 22, 50
 Schoritz 6
 Schüttinsel 96, 124
 Schützen am Gebirge 51, 54
 Schwarzenbach 62, 70
 Schweden 8
 Schweiz 69, 139

- Seblak 17, 51
 Seebach in Kärnten 135
 Seebenstein 61, 73
 Semmering 70, 72
 Serbische Wojwodschafft 92
 Siebenbürgen 92, 101, 132
 Siegendorf 51
 Sieggraben 134
 Sannersdorf 112
 Slawonien 44, 92, 112
 Slowakei 26, 73
 Somlyo 47
 Steiermark 14, 47, 66, 69, 71, 100, 135,
 139, 144
 Steinamanger 42, 66, 80
 Stockerau 44
 Straßsommerein 97, 130, 133
 Sziget 141
 Szliacs 81

 Taden 104
 Tarnow 40
 Tatzmannsdorf 2, 36, 75, 80 ff., 86 f., 99
 Teschen 99
 Theben 122
 Thernberg 26
 Tokaj 43
 Totis 41, 72
 Trautmannsdorf 144
 Troppau 109
 Tschernhausen 91
 Tübingen 118
 Tüffer-Römerbad 81
 Tyrnau 73, 103

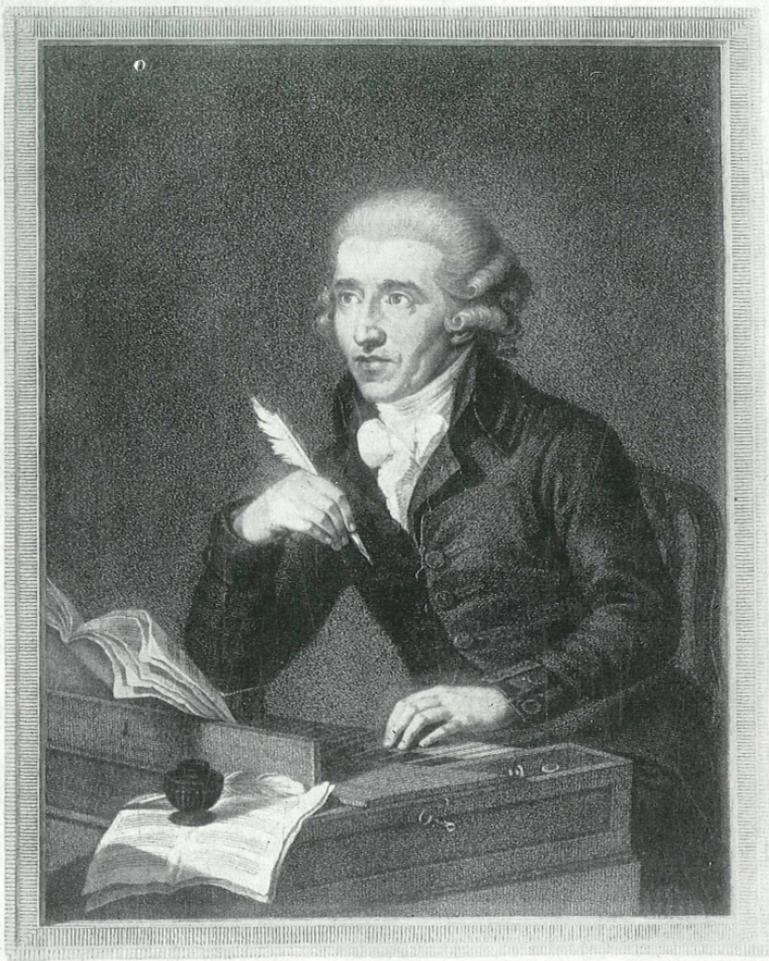
 Ungarisch-Altenburg 2, 33, 43 ff., 50, 92,
 115, 129 f., 138
 Ungarn 5, 26, 40 f., 53 ff., 64, 83 f., 92,
 113, 115, 118 f., 146
 Unghvar 124
 Unterrabnitz 112
 Unterwaltersdorf 33

 Unzmarkt 14

 Versailles 56
 Vösendorf 50

 Waagtal 53
 Walachei 26
 Wallern 92
 Wampersdorf 50, 61
 Wandorf 16, 17 f., 51
 Wangen 92
 Warnsdorf 88
 Warschau 39
 Wartburg 41
 Wechsel 47, 72
 Weimar 38, 39, 70
 Weinviertel 64
 Weppersdorf 135
 Wien 2, 5, 6, 8, 10, 12 f., 23, 26 f., 33 f.,
 53, 61, 85, 88 f., 91, 96, 101, 103, 106,
 109 f., 112, 115, 132, 138
 Wiener Neustadt 10, 28, 47, 61, 70, 73,
 81
 Wiesbaden 118, 120, 142
 Wieselburg 7, 9, 44, 50, 92, 129, 133
 Wiesen 113
 Wiesmath 47
 Wilfleinsdorf 107
 Wimpassing 30, 50
 Winden 108
 Wöllersdorf 144
 Wolfs 89
 Wolkersdorf 8
 Württemberg 58

 Zanegg 104
 Zillertal 112
 Zinkendorf 30, 41
 Zips 85, 98, 99
 Zürich 39
 Zurndorf 97, 131



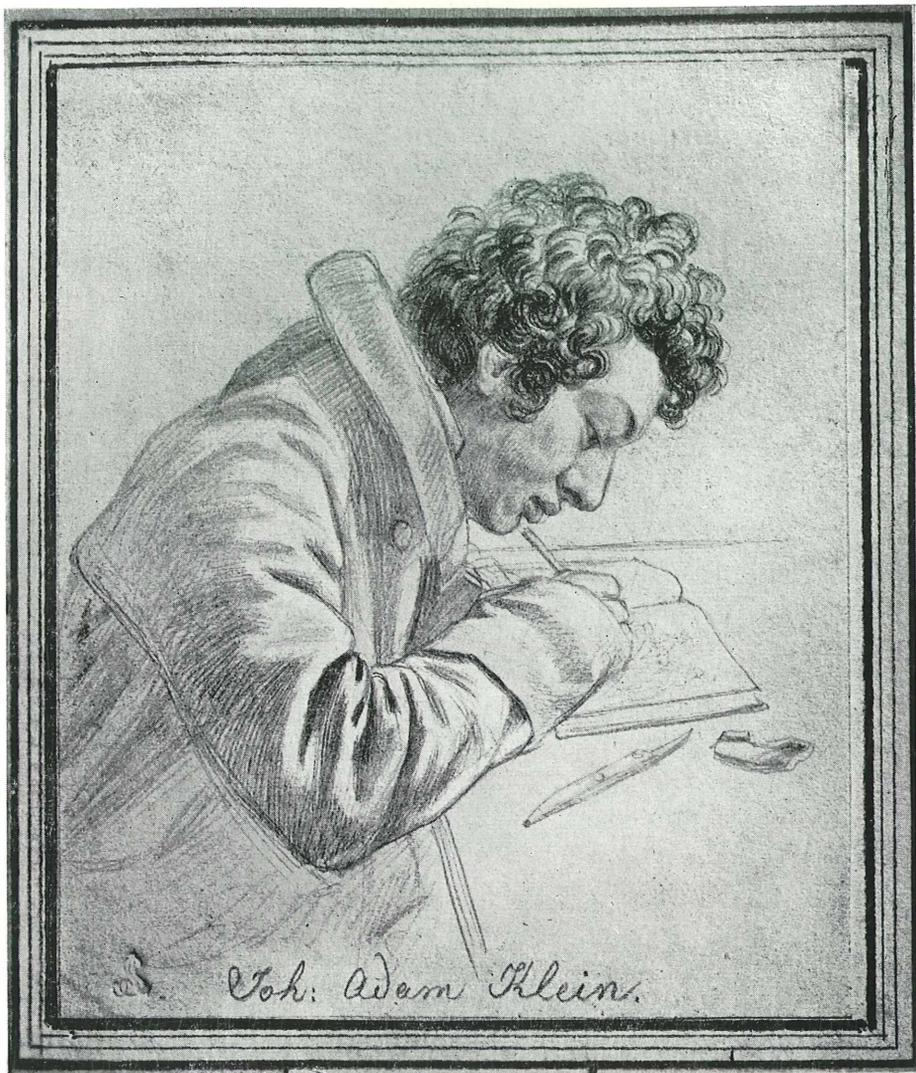
1. Joseph Haydn

Punktierstich von Luigi Schiavonetti, 1825,
nach einem Gemälde von Ludwig Guttenbrunn, 1791
Aus dem Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek



2. Ernst Moritz Arndt

Lithographie von Karl Wildt nach einem Gemälde von Julius Roeting, 1859
Aus dem Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek



3. Johann Adam Klein

zeichnend. Bleistiftzeichnung von Johann Christoph Erhard, um 1810
Aus dem Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek



Institut Royal
de
France
Acad. des Inscri^{ons} et Belles-Lettres (Beaux Arts, Antiquités, Figurées &c.)

LE COMTE DE LA BORDE,

4. Alexandre Louis Joseph Comte de Laborde

Lithographie von Jules Boilly, 1822

Aus dem Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek



CAROLINE von GREINER nachmalig PICHLER

als sechzehnjähriges Mädchen

geb. 7. Sept. 1769 gest. 9. Febr. 1843

5. Karoline Pichler

als sechzehnjähriges Mädchen. Lithographie von Johann Stadler, 1843,
nach einem Gemälde

Aus dem Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek



6. Zacharias Werner

Stich nach eigener ad-vivum-Zeichnung von Ferdinand von Lütgendorff, 1817
Aus dem Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek



Nikolaus - Lenau

7. Nikolaus Lenau

Stahlstich von Karl Mahlknecht, nach dem Gemälde von Andreas Staub
Aus dem Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek



8. Joseph Vinzenz Häufler

Lithographie von Dr. Elfinger

Aus dem Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek



9. Johann Nepomuk Vogl

Lithographie von Gabriel Decker, 1844

Aus dem Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek



10. Franz Carl Weidmann

Lithographie von Josef Kriehuber, 1847

Aus dem Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek



Franz Grillparzer.

11. Franz Grillparzer

Stahlstich von Karl Kotterba nach einer Zeichnung von Matthias Grillofer, 1847
Aus dem Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek



12. Karl Freiherr von Czoernig

Lithographie von Heinrich Stohl, 1852

Aus dem Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek



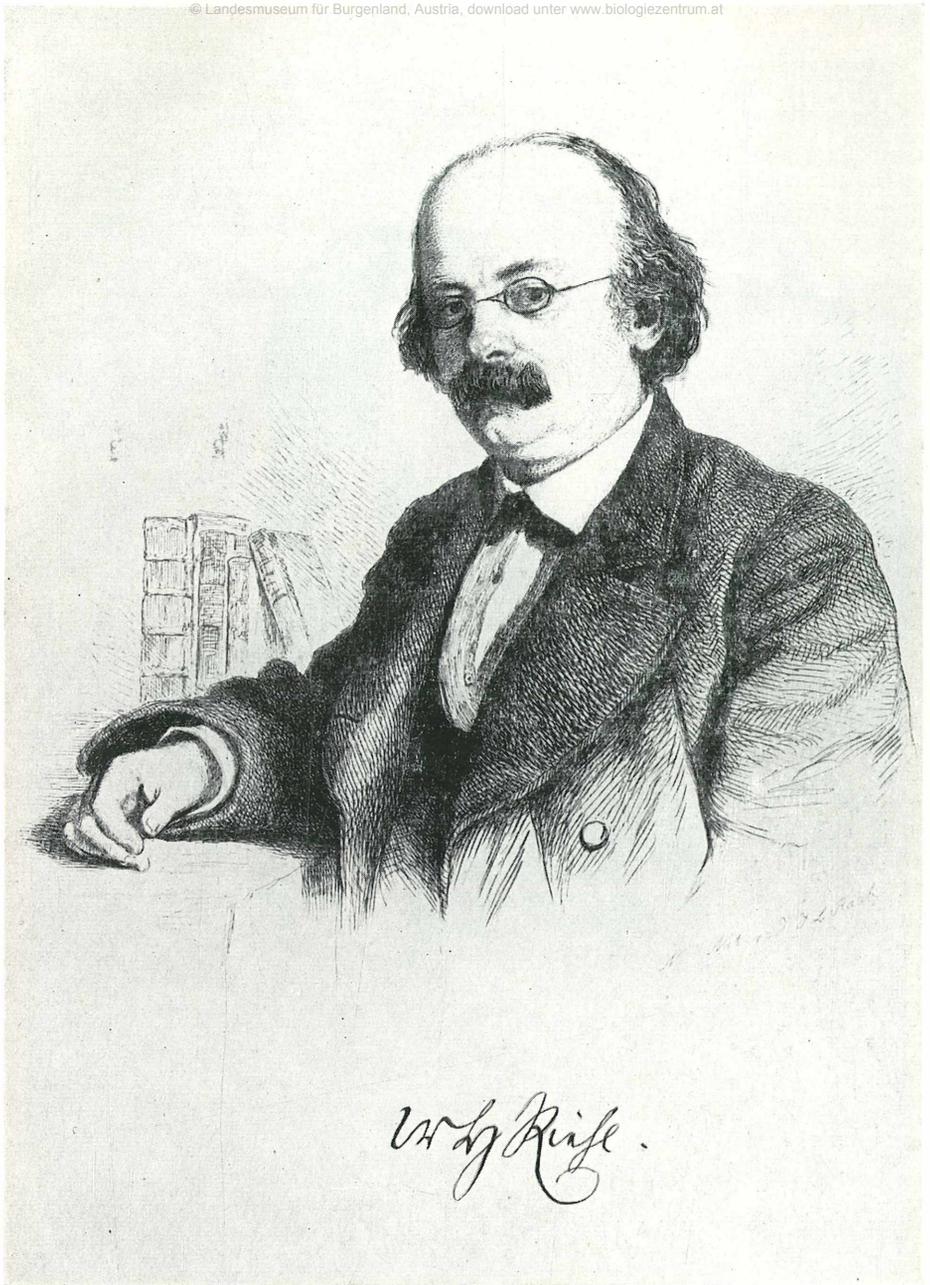
13. Johannes Nordmann

Zeitungsdruck nach einer Zeichnung von Karl Klic, 1876
Aus dem Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek



14. Moritz A. Ritter von Becker

Aus dem Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek
Lithographie von Josef Kriehuber, 1858



15. Wilhelm Heinrich Riehl

Radierung von Johann Leonhard Raab

Aus dem Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek



16. Eduard Sueß

Lithographie von Josef Kriehuber, 1869

Aus dem Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek